<36635554110019
<36635554110019
Bayer. Staatsbibliothek

Biogr. 134 - 1
Bourbon-Conti

H.

Denkwürdigkeiten

der

Stephanie Louise von Bourbon-Conti.

Aus dem Französischen

von

F. A. U.

Erster Theil.

Lübeck,

bei Niemann und Compagnie.

1809.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Von einem Geschlechte herkommend, welches der König der Könige durch die fürchterlichsten Unfälle verderben wollte, ward ich, da des Herrn Hand schwer auf mir lag, mit ins Unglück fortgerissen. Ich habe auch nicht die Absicht, durch Klagen oder unnützes Bedauern, das Mitleid anzuflehen oder zu ermüden. Für immer hätte ich geschwiegen, wenn ich nur solche Unglücksfälle zu erzählen hätte, die auch den übrigen Theil meiner bejammernswerthen Familie trafen. Was hätte ich der Welt, worin die dem Verderben Entronnenen zerstreut leben, Neues berichten können? Aber mein Schicksal war bei weitem trauriger und alles zwingt mich, es bekannt zu machen. Der Verlust meines Vermögens hat mir keinen Seufzer entpreßt. Einzig mit meiner

Ehre, meinem Ruhm beschäftigt, dachte ich an nichts, als nur diese aus dem Schiffbruch, der mein Habe verschlang, zu retten. Immer vom Unglück verfolgt, lebe ich nur noch, um zu seufzen. Gefühlvolle Seelen, ihr werdet sehen, daß die unglücklichsten Bourbons noch nicht im Grabe ruhen. Harte Sterbliche, die ihr die Regung des Gefühls fürchtet, und die Thränen der unterdrückten Unschuld, leset diese Schrift nicht; sie wird von meinen Thränen benetzt. Und ihr alle, die ihr, so wie ich, unter der Last des Unglücks seufzet, wir wollen uns einander aufmuntern zu dulden und zu verzeihen.

Das erste Wort, welches ich aussprechen lernte, war der Name meines Vaters [1]). Nie sprach ich ihn aus, nie hörte ich ihn, ohne gerührt zu werden. Wittwer seit mehreren Jahren, da die letzte Tochter des Regenten, bei der Niederkunft mit dem Grafen de la Mar=

1) Louis François von Bourbon=Conti.

che starb, entbrannte mein Vater in heftiger Liebe für die Herzogin von **, die vollkommen schön [2]), einen berühmten Namen und unermeßliche Reichthümer besaß. Ein Prinz, der eben so tapfer als edel war; bedeckt mit ehrenvollen Wunden, die er an der Spitze französischer Heere in Italien und Deutschland empfangen hatte; geliebt vom Volke, dessen Rechte und Freiheit er standhaft vertheidigte; geachtet von den Gelehrten, deren Umgang er suchte, für die er sorgte, und deren Unabhängigkeit er vertheidigte; ein Prinz, der mit allem was seinen Umgang angenehm machte, alle Tugenden vereinte, konnte nicht leicht ein gefühlloses Herz finden; das der Herzogin war es nicht.

Sie schwuren sich ewige Liebe; und die Anfangsbuchstaben ihrer Namen in einem Ringe mit der Inschrift: ad te semper, sind noch Zeugen ihrer Schwüre. Kostbarer

---

2) Sie hieß allgemein am Hofe nur die schöne Herzogin.

Ring, den ich aus tausend Gefahren rettete, nur erst im Tode trenne ich mich von dir!

Eine Tochter war, am Ende des Jahres 1762, das Pfand ihrer Zärtlichkeit. Sie nannten das Mädchen Mont-Cair-Zain; ein ganz vollkommen richtiges Anagramm, worin der Prinz den Namen seiner Geliebten mit dem seinigen vereint hatte. Sie fügten einen Titel hinzu, dem Range gemäß, der mir gebührte, und nannten mich, mit des Königs Bewilligung, Gräfin von Mont-Cair-Zain. Dieser Titel war die Folge der meinem Vater schon von Ludwig XV. versprochenen Anerkennung. Kaum kam ich zur Welt, als ich schon die heftigste Unruhe verursachte. Schon ward die Ehre besorgt und in Unruhe gesetzt, wegen des Glanzes den die väterliche Zärtlichkeit für mich bestimmte. Meine Mutter zitterte bei allem, was ein Geheimniß entdecken konnte, welches sie so sorgfältig den scharfen, spähenden Blikken des Hofes und der Stadt zu entziehen

wünschte. Mein Vater, der einen zu früh-zeitigen Streit verhindern wollte, ließ diesen Sturm sich in Thränen verliehren; stellte sich, als ob er diesem ersten Strom nachgebe, und seine kluge Gefälligkeit erhielt mir die Liebe und Sorgfalt meiner Mutter, die ich schon im Augenblick meiner Geburt zu verliehren in Gefahr stand. Ich ward einer jungen Frau, die sich Delorme nannte, anvertraut. Sie zog diesen Namen dem ihres Mannes Martin vor, der ein Hausirer zu Lyon gewesen war, den sie, wie sie sagte, seit mehreren Jahren verlohren hatte, und von dem sie eine Tochter, die während des Entwöhnens starb, gehabt haben wollte. Ihr Familienname war Grillet. Da sie klug genug gewesen war, in Gegenwart meines Vaters, ohne daß ihre Verstellung in die Augen fiel, eine unbegränzte Liebe und Anhänglichkeit gegen mich zu zeigen, so hatte sie sein Wohlwollen sich erworben.

Wenn gerechte Rücksicht auf den Wohlstand meine Eltern gezwungen hatte mich

außerhalb ihrer Wohnungen erziehen zu laßen, so entschädigten sie sich dafür durch häufige Besuche bei ihrem geliebten Kinde. Keine Woche verging, daß mein Vater nicht mehrere Mal kam, um bei seiner Tochter die geräuschvollen Ergötzlichkeiten des Hofes und die Last der öffentlichen Geschäfte zu vergessen. Er spielte mit mir, meine unschuldigen Freuden ergötzten ihn, und schon ehe ich sprechen konnte, las er in meinen Augen, errieth er meine Wünsche und kam ihnen zuvor. Wie glücklich und zufrieden war ich, wenn ich bei meinem Erwachen ihn bei meiner Wiege sah, wo er geduldig wartete, bis der Schlaf mich verließ, um mich zu küssen und einen Kuß zu erhalten. Wie blickte er mich an! Wie zärtlich schloß er mich in seine Arme! drückte mich an sein Herz! Wie froh und zufrieden verließ er mich, wenn ich frisch und gutgelaunt, mit kindlichem Frohsinne ihm antwortete, freundlich über seine Liebkosungen lächelte! Wie traurig ward er,

wie tief rührte es ihn, wenn er seine Tochter leiden und weinen sah! Wie oft habe ich in dem Alter, worin man bei Kindern noch keine klare Vorstellungen vermuthet, sein weiches Gefühl gemißbraucht, um meine Wärterin abhängig von meinen Launen zu machen, meinen Willen zu erhalten! Er ward durch meine kleinen Listen nicht berückt, er merkte sie recht gut und zeigte es mir, wenn er sagte: „wir wollen sie nicht zwingen, wir wol„len sie nicht böse, nicht grämlich machen.„

Kam er während der Zeit, daß ich schlief, und merkte ich nicht, daß er da war, so ging er, wenn seine Geschäfte ihm keinen längeren Aufenthalt verstatteten, lieber fort ohne mich umarmt zu haben, als daß er erlaubte meinen Schlummer zu stören. Allen meinen Frauen empfahl er, so wie er selbst meinen Schlaf nicht zu unterbrechen. „Nehmt ja „meine Tochter recht sorgfältig in Acht, sag„te er, und laßt sie ja ruhig liegen, bis sie „ganz erwacht ist.„

Man durfte es mir nicht erst sagen, daß mein zärtlicher Vater da gewesen sei, alles was mich umgab, verkündete es mir deutlich; meine mit Blumen, Bonbons, kostbaren Spielsachen bedeckte Wiege, zeigte augenblicklich, daß meines Vaters Hand sie so geschmückt habe; ihn suchten auch meine Augen sogleich, und wenn sie ihn nicht fanden, flossen Thränen herab, die meine Wärterin geschickt zu trocknen verstand, indem sie mir die neuen Geschenke vorzeigte.

Meine Mutter besuchte mich nicht so häufig und nur auf kürzere Zeit als der Prinz. Ohne Zweifel fürchtete sie die spähenden Blikke schadenfroher Neugier. Alle Morgen aber schickte sie Rosetten, ihre Kammerfrau, oder den Abbé Aubry, ihren Beichtvater und Vertrauten, zu fragen, was die Gräfin Mont-Cair-Zain mache, und ihr den Tribut ihrer Zärtlichkeit zu überbringen.

Fast kein Tag verging, daß nicht auch Herr Guerin, der erste Wundarzt meines Va-

ters, mich besuchte. Sobald ich nur nicht ganz wohl zu sein schien, durfte er mich nicht eher verlassen, als bis er meinem Vater mit Wahrheit versichern konnte, daß seine geliebte Tochter ganz wieder hergestellt sei. Wenn ein glücklicher Zufall zugleich die beiden Eltern zu mir führte, so verdoppelten sie ihre Liebkosungen und Zeichen der innigen Liebe gegen mich. Ich verließ die Arme des Vaters nur, um in die Arme der Mutter zu eilen. Wenn meine Mutter, voll Furcht daß ihr guter Ruf durch das glänzende Loos, das der Prinz mir bestimmte, gefährdet würde, Thränen auf die Wangen ihrer Tochter fallen ließ, so suchte mein Vater sie zu beruhigen, und den gefährlichen Streit zu schlichten zwischen der Eigenliebe und der Natur; beide waren die Feinde, die er zu versöhnen suchte.

Erhaben über jede kleinliche Eitelkeit, hatte der Prinz, der so berühmt war durch seine Siege, so ausgezeichnet durch natürlichen Ver=

stand, den er sorgfältig ausgebildet hatte, durch die regelmäßigsten und angenehmsten Gesichtszüge, nur ein einziges Mal, und nach langem Bitten, eingewilligt sich mahlen zu lassen. Um sein Bild für die Nachwelt zu erhalten, mußte man einen Maler nach Isle Adam schicken, das Gemälde zu kopiren. Seiner Tochter aber hatte er gütig bewilligt, was seine Gemalin, sein Sohn, seine liebsten Verwandten, die oberen Gerichtshöfe, die ihn als ihren Vermittler bei Hofe ansahen, und ihn daher den prince citoyen nannten, nicht hatten erhalten können. Von meiner zartesten Jugend an hatte ich sein Bild, und das meiner Mutter, mehrere Mal auf verschiedenen Geschmeiden. Kaum war ich gebohren, so hing mir der Prinz ein blaues Band mit einem Medaillon um den Hals, das ich seitdem nie ablegte. Die stolze und kalte Philosophie (ich zweifle nicht daran) wird verächtlich über die genaue Anführung der kleinsten Umstände in der Folge

lachen, sie wird nur einen Beweis der Schwäche darin finden. Sie kann Recht haben, aber wie theuer, wie liebenswerth sind solche Schwächen eines Vaters! Wie gern entschuldigt man alles, wobei man Gefühl und zärtliche Theilnahme sieht, wie gern lobt man es!

Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß die Mutter des Prinzen von Ludwig dem XIV. die Erlaubniß erhalten hatte, das blaue Band zu tragen. Mein Vater erbat von Ludwig dem XV. die Gnade für seine Tochter, die seine Mutter unter der vorhergehenden Regierung genossen hatte; sie ward ihm bewilligt; und er setzte den größten Werth darauf. Diese Sonderbarkeit fiel Allen auf.

Ein königlicher Offiziant (Jacquet) der sich um die Hand meiner Wärterin bewarb, (so sehr war sie schon durch meines Vaters Gunst erhoben), kam oft in meine Wohnung; sein Bruder war im Kloster zu

Senard, und er besuchte mich auch manchmal. Dieser gute Mönch war voll Verwunderung über das Band, das ich trug, wie außer ihm viele bezeugen können: „da ich von Ma-„dame Delorme erfahren hatte, sagte er, daß „dies Kind (er meinte mich) die Tochter des „Prinzen von Conti sei, erlaubte ich mir ei-„nige Fragen über das blaue Band der klei-„nen Prinzessin. Madame Delorme sagte „mir, daß der Prinz Conti es ihr bei der „Geburt um den Hals gehängt habe, mit „dem Medaillon daran. Sie zeigte es mir, „und ich erkannte auf der einen Seite das „Bild des Prinzen von Conti, auf der an-„deren das der Mutter, mit großen Diaman-„ten besetzt. [1]) „

1) Diese Erklärung ist bei dem Notarius Guadray zu Paris niedergelegt, ich werde in der Folge zeigen, bei welcher Gelegenheit. Da die Beweise meiner Geschichte so zuverlässig, als die Begebenheit unglaublich sind, so werde ich den Vortheil haben, oft aus authentischen Aktenstücken das Gewebe so wunderbarer Ereignisse bereiten zu können.

Mein Vater sagte immer zu meiner Wärterin: „ich will, daß sie bei Tage und bei „Nacht dieses Zeichen der Gnade trage, was „ich ihr mit des Königs Erlaubniß gegeben „habe; es ist eine Gnade, die nur noch meiner „ner Mutter und meiner Tochter bewilligt „ist.„ Sobald er mich umarmt hatte, untersuchte er gleich mein Medaillon, und fand er es nicht, so sagte er ernst und streng zu Madame Delorme: „Ich bitte Sie, Madame, mich nicht wieder durch eine ähnliche „Nachlässigkeit zu kränken.„ Oft kam er ganz unvermuthet, um sie zu überraschen, und ward unwillig, wenn sie nicht bei mir war, oder das Medaillon nicht an meinem Halse hing. Hatte man vergessen es mir umzuhängen, so mußte meine Wärterin ihre ganze Erfindungskraft aufbieten, um nur einen passenden Vorwand zu finden, seinen Vorwürfen zu entgehen. Man wird in der Folge sehen, aus dem vor einem Notar von meiner Näherin abgelegten Zeugnisse, daß, als eines

Tages der Prinz Conti gerade kam, als sie mir das Leibchen eines mit Gold gestickten Mousselinkleides anpaßte, und sie fortgehen wollte, der Prinz mit Güte zu ihr sagte: „ich muß Ihnen Vorwürfe machen, ich wün„sche, daß meine Tochter keinen Augenblick „ohne ihr blaues Band sei; es ist eine hohe „Gnade des Königs, und doch treffe ich sie „oft ohne dieß blaue Band, weil Sie keine „Schlinge machen, damit es am Achselbande „festsitze: Frau Schneiderin vergessen Sie die „Schlinge nicht mehr, ich bitte darum.„

Die Näherin konnte nun meiner Wärterin nicht länger zur Entschuldigung dienen. Doch traf es sich bisweilen, daß mein Vater mich ohne das blaue Band antraf; dann, um den Sturm abzulenken, waren neue Ausflüchte nöthig.

Herr Jacquet, der Bräutigam meiner Wärterin, hat mich daran erinnert in einer Erklärung, die versiegelt bei dem Notar Badenier niedergelegt, und auf Befehl der Com-

mission der Gesetzgebung und allgemeinen Sicherheit geöffnet ward, daß mein Vater, da er eines Tages Madame Delorme schalt, weil er mich wieder ohne das blaue Band gefunden hatte, und sie sich damit zu entschuldigen suchte, daß ich noch nicht angekleidet sei, unwillig erwiederte: „das schadet „nicht, Madame, ich will, daß sie es nie ab„lege, sonst bin ich nicht ruhig.„ Herr Jacquet fügt hinzu: Die kleine Prinzessin, die damals nur fünf Jahre alt war, sagte darauf zu ihm: „Ja, Vater, ich will es im„mer tragen, um Ihnen ähnlich zu wer„den;„ worüber der Prinz lachte. Er nahm sie in seine Arme, liebkoßte sie und sagte: „Liebes Kind, ich hoffe, daß du noch einst „mein Trost sein sollst.„

Sobald ich nur die süßen Namen aussprechen konnte, die meine Wärterin mir unaufhörlich wiederholte, nahm mich mein Vater in seinen Wagen, führte mich nach dem Tempel und ich ergötzte die Großen und die

Gelehrten die ihn umgaben. Alle bemühten sich, von mir freundlich angelächelt zu werden, jeder suchte den andern darin zu übertreffen, mich zu unterhalten. Glückliche Tage meiner Kindheit! mit welchem bittern Gefühle gedachte ich eurer, als ich, so oft abgewiesen, und nach so vielen Drangsalen, endlich die Erlaubniß erhielt, die Thränen der Tochter Ludwigs des XVI. zu trocknen, an dem Orte, wo mir ehemals die Freude lächelte, und wo man mir jetzt nicht hatte erlauben wollen, den Kummer der interessantesten und edelsten Gefangenen zu theilen! Doch wir wollen nicht vorgreifen die unglückliche Epoche wird zu schnell herankommen.

Der Temple, dies Monument das so viele Ideen erweckt, so viele Erinnerungen und Contraste hervorruft, war damals ganz anders wie jetzt. Unter Vendome war er das Heiligthum der Musen gewesen, dort versammelten sich Campistron, Chaulieu, Lafare, Palaprat, Chapelle, kurz die fröhlichsten

Tafelgenoßen und die angenehmsten Gelehrten. Da mein Vater mit seiner Würde Vendomes Neigung vereinte, so merkte man nicht, daß der Temple einen anderen Besitzer hatte. Wie bei jenem gehörten seine Tage dem Vergnügen, den Künsten und schönen Wissenschaften. Er sparte nichts, seinen Pallast zu verschönern. Er selbst ordnete seine Gartenanlagen, seine Feste an. Der Temple war noch das Asyl der Talente und des Geschmacks. Der neue Großprior, der eifrig wünschte sie bei sich anzusiedeln und sich wie im Mittelpunkt des Geistes und heller Ideen zu befinden, bot mehreren Gelehrten eine Wohnung im Temple an, und ahmte hierin die königliche Gnade nach, die ihnen Zimmer im Louvre gab. Im Temple, unter dem Dache meines Vaters, fand Jean J. Rousseau einen Zufluchtsort, als man ihn seines Emils wegen verfolgte; und er verließ ihn nicht eher, als bis er in sein Schloß bei Trye zog, das diesem Freunde der Natur besser gefiel.

Der berühmte Abbé Prevost war des Prinzen Beichtvater, aber nur dem Namen nach, denn er las ihm keine Messe. Er bezauberte ihn durch seine geistreiche Unterhaltung, worin er, wie in seinen Werken, reich an Leben, Witz und Phantasie war. Seine kleinen Abendschmäuse ordnete der bekannte Beaumarchais an, für den er sich bei seinen Streitigkeiten öffentlich erklärte. Eben so war er dem Hrn. Gerbier, dem ersten Advokaten in Frankreich zu dieser Zeit, sehr geneigt. Er besuchte ihn manchmal auf seinem Landgute zu Franconville.

Sein Pallast war mit Gemälden von den berühmtesten Meistern geziert. Seine Liebe für die Kunst ging auch auf die Künstler über. Gewissermaßen nahm er an ihren glücklichen Bemühungen Theil, durch seine großmüthige Freigebigkeit, und öfter bezahlte er nicht sowohl ihre Arbeit, als das Vergnügen das ihm ihr Umgang verschaffte. Engherzige Leute, die diese edle Art der Freigebigkeit nicht fas-

sen noch ahnen konnten, schrieben seinem Mangel an Kenntnissen zu, was Würkung des edelsten Zartgefühls war. Frei von allen Vorurtheilen, nahm mein Vater talentvolle Leute jeglicher Art auf. Es war als ob er zum Wahlspruch folgende Verse eines der liebenswürdigsten Genossen des Temple, des Abbé Chaulieu, gewählt hatte:

Ich schätzte stets in meinem Leben
Nur das persönliche Verdienst.

Der Roscius der französischen Bühne, die besten Schauspieler und Schauspielerinnen, die eine der Hauptzierden der Hauptstadt waren, verschönerten seine Stunden der Erholung, und er empfing sie, nicht mit der kalten Höflichkeit einer künstlich versteckten stolzen Herablassung, sondern mit der rührenden Vertraulichkeit die den Künstler ehrt, ohne den Liebhaber herabzusetzen, von welchem Range oder welcher Würde er auch seyn mag. Mit einem Worte, sein Pallast war ein bezaubernder Aufenthalt, den er auch nur sehr ungern

verließ. Vorzüglich aber wenn seine Tochter im Temple war, schien alles einen festlichen, fröhlichen Anstrich zu gewinnen, nichts fehlte, was ihr Vergnügen machen konnte. Es war nicht genug, daß man über ihre Possen lachte, jeder mußte mit ihr spielen. Er liebt sie zum närrisch werden, sagten seine Freunde, und der gute Vater lächelte über diesen Vorwurf oder Lobspruch. Es ist wahr, er sah und hörte nichts, als seine angebetete Tochter. Wenn sie endlich sich entfernen mußte, so begleitete er sie selbst, um den Augenblick der Trennung so weit als möglich hinauszuschieben; und um ihn für seine Tochter weniger schmerzlich zu machen, beladete er die Kutsche mit allen Arten von Spielsachen, die ihr gefielen. Er verließ das Zimmer meiner Wärterin nie, ohne ihr den Tag bestimmt zu haben, an dem ich wieder zu ihm kommen sollte.

Er suchte mich aufs angenehmste zu überraschen, und kam daher oft genug unvermu-

thet. War ich noch im Morgenanzug, so gestattete seine Ungeduld nicht, daß man mich erst ankleidete. Er nahm mich auf den Arm und trug mich in seinen Wagen, der immer in einiger Entfernung von meiner Wohnung halten mußte. Man kann leicht denken, daß die Nachbarn darüber nicht wenig staunten. Ja seine Güte ging so weit, daß er ausstieg, um mir das zu kaufen, was ich wünschte, oder was ich nur mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte. Wenn wir zurück kamen, empfahl er immer sorgsam der Wärterin, mich keinen Augenblick aus den Augen zu lassen, mit meinen Launen Nachsicht zu haben. Er verbot ihr alle Widersetzlichkeiten, die meinen Charakter hätten verderben können. Sein Wille ward pünktlich vollzogen, und mein Glück war vollkommen. Meine Mutter vermehrte es noch, durch ihre zärtliche Sorgfalt. Diejenigen, die um ihr Geheimniß wußten, bestimmten von ihrer Seite der Madame Delorme Plätze zur Zusammenkunft, wohin

ich heimlich gebracht ward, von ihr geherzt und geküßt zu werden. Auf die Art that sie der Sorgfalt für ihren guten Ruf und der Stimme der Natur Genüge. Rührend war der Wettstreit für mein Glück zwischen ihr und meinem Vater. Ihre Geschenke waren des freigebigsten Fürsten würdig, und alles bei mir zeigte von ihrer Pracht, ja ich möchte sagen, von ihrer Verschwendung. Eine zahlreiche Dienerschaft, die zu meiner Aufwartung da war, und in meinem Glücke ebenfalls sich glücklich fühlte, ward von ihnen mit Wohlthaten überhäuft: noch mehr und reichlicher erhielt meine Wärterin; die Anhänglichkeit und Liebe, die sie geschickt genug gegen mich zu zeigen wußte, hatten ihr das Zutrauen meines Vaters erworben, aber ach! mit Unrecht verschafft! Er gab ihr den Titel der Erzieherin seiner Tochter: denn es war nichts als eine Art von Oberaufsicht über das, was für meine Erziehung geschah. Als Freund und Beschützer der schönen Künste,

von denen er umgeben war, durfte mein Vater nur umherschauen, um mir in jeder Kunst und Wissenschaft die geschicktesten Lehrer zu geben, die wetteifernd sich bestrebten, mir den schönsten Schmuck der Kindheit, der Jugend, ja jegliches Alters zu verschaffen, angenehme Talente und nützliche Kenntnisse. Jean Jacques erfüllte damals die Welt durch seinen Namen und seinen Ruf; der unsterbliche Lehrer des Menschengeschlechts [1]), der Lehrer Emils, durch dessen bezaubernden Stil Sophie angebetet wurde, ward von meinem Vater gebeten, seine Tochter zu unterrichten und zu leiten. Der Prinz versäumte nichts, um

---

1) Diese Benennung hat man ihm, was die moralische Erziehung anbetrifft, streitig gemacht, aber für die physische allgemein zuerkannt. Eine der Partheien in Frankreich hat ihm vorgeworfen, daß er die Revolution mit veranlaßt habe, aber selbst von dieser Partbei sind einige aufgetreten, die ihm von dieser Beschuldigung freigesprochen haben, woraus die Republikaner ihm ein Verdienst machen. Leute von jeder Art suchen und finden für Alles, was man behauptet, Beweise in seinen Werken; die Wahrheit ist, daß er unaufhörlich und redlich über das Wohl des Menschengeschlechts nachdachte.

von dem Philosophen diese ausgezeichnete Gunst zu erlangen. Es war leichter, diesen Freund der Menschen dahin zu bringen, einen Dienst zu leisten, als eine Wohlthat anzunehmen; doch war die Dankbarkeit und Freundschaft, die er gegen meinen Vater hegte, erforderlich, ihn zu bewegen, diese wahrhaft väterliche Sorge zu übernehmen.

Nie werde ich deine weisen Lehren vergessen, theurer Rousseau, du konntest das endlose Unglück nicht vorhersehen, das auf deinen unglücklichen Zögling herandrängen sollte; du legtest in mein junges Herz den Keim zu jener süßen Menschenliebe, die alles, was sie umgiebt, glücklich macht, du glaubtest, ich sei gebohren, andere zu beglücken. Wenn ich die reine Moral nicht anwenden konnte, die du mich lehrtest, himmlischer Geist, wenn ich nicht vor dich treten kann, umgeben von dankbaren Seelen, deren Glück mein Werk war; wenn ich dir nicht die Glücklichen vorstellen kann, die ich zu machen dir versprach, wenn

meine und der Meinigen Thränen Alles ist, was ich deinem Andenken darbringen kann; o! Jean Jaques, klage deinen Zögling nicht an, bedaure nicht die kostbare Zeit, die du auf ihre Erziehung verwendetest! Ich wäre im Glück deiner werth gewesen, ich hätte die Träume deines gefühlvollen Herzens, deiner liebevollen Philosophie, zur Wirklichkeit gebracht! Der Himmel hat mich durch die traurigsten Unfälle geprüft; dir wäre ich es schuldig gewesen, glücklich im Glücke meiner Nebenmenschen zu sein; aber ich verdanke dir noch mehr; von dir allein habe ich diese Unerschrockenheit, diese Stärke der Seele, die, sich über das Unglück erhebend, bis auf diesen Tag, muthig und ohne die Vorsehung anzuklagen, diese Unfälle ertragen hat, deren Zahl und Größe selbst die stoischste Seele erschrecken würde. Ach! daß du mir nicht dieselbe Stärke für die Leiden, die mich nicht allein treffen, gegeben hast! Dies Papier würde dann nicht so oft von meinen Thränen benetzt sein.

Rousseau wollte nicht allein in den abstracteren Kenntnissen mein Lehrer sein; er bemühte sich nicht nur aufs sorgfältigste, die moralischen und intellectuellen Anlagen seines Zöglinges zu entwickeln; er wollte nicht nur mein Herz und meinen Geist bilden, sondern vorzüglich ließ er es sich in den ersten Jahren meines Lebens angelegen sein, mich abzuhärten, mich zu gewöhnen, ohne Nachtheil jede Abwechselung der Witterung zu ertragen, Ermüdung, Hunger, Durst; auf hartem Lager zu liegen, alles zu essen, und jede Entbehrung nicht zu achten. Er allein leitete alles, was auf meine physische und moralische Erziehung Bezug hatte. Er litt nicht, daß man mir Fleisch vorsetzte, und es war eine Art von Gefalligkeit und Vertrag, daß er zugab, daß ich Fleischbrühe essen konnte. Vollkommen zufrieden war er nur, wenn ich kalte Milch trank, und im Sommer frisches Gemüse und reife Früchte aß. Er hatte die kleinen weichen Milchbrödchen verbannt, und

verbot ausdrücklich, mir etwas anderes als festes und seit einigen Tagen gebackenes Brod zu geben. Da er aber nicht immer bei meinem Essen gegenwärtig war, so hatte meine Erzieherin, der die kleinen Brödchen aus der Straße Notre Dame des Victoires sehr behagten, mir heimlich Geschmack dafür beigebracht, und half mir den guten Jean Jacques betrügen. Folgsamer war ich ihm in Hinsicht des Weines, den ich nie liebte. Er wollte, daß ich nur ein- oder höchstens zweimal die Woche ein wenig Wein trinken sollte; ich hätte ihn vielleicht nie getrunken, wenn er mir nicht auf gewisse Weise verboten gewesen wäre.

Hauptsächlich forderte er, daß man mit den Speisen soviel als möglich abwechseln solle, damit ich nicht einige vorzüglich lieb gewinnen möchte, oder vor andern Widerwillen faßte.

Durch unglückliche Ereignisse in das schrecklichste Elend gestürzt, habe ich oft genug Gelegenheit gehabt, den Werth dieser anscheinend

kleinlichen Vorsichtigkeitsmaßregeln zu erkennen, über die meine Erzieherin oft lachte. Nach den Krankheiten, Unglücksfällen und Operationen, die ich ausgestanden habe, würde ich schon längst todt seyn, wenn nicht gleich anfänglich mein Körper gewöhnt worden wäre, sich mit der einfachsten und gröbsten Nahrung zu begnügen. Täglich sage ich mir auch: nur dem trefflichen Jean Jacques verdanke ich ihn, auch dieser Tag ist eine Wohlthat meines herrlichen Lehrers!"

Mein Vater billigte theils aus Neigung, theils aus Achtung alles, was Jean Jacques für meine Erziehung vorschlug; er war oft in den Lehrstunden gegenwärtig. Ich glaube ihn noch hinter uns stehen zu sehen, auf sein hohes Rohr gestützt, sein einziges Mittel gegen das Podagra; schwarz gekleidet, oder in einem einfachen grauen Kleide ohne Stickerei, eben so aufmerksam auf den Unterricht, den sein Freund mir gab, als ob er bei einer Sitzung des Parlements wäre;

wie er freundlich über die Mühe lächelte, die ich mir gab, um ihm durch meinen Fleiß, meine Einsicht und Gelehrigkeit Freude zu machen, und wie er Jean Jacques nun mit der Achtung und Ehrerbietung ansah, die die Tugend und ein hoher Geist einflößen. Oft richtete er seine Augen auf einen Spiegel, er betrachtete uns auch darin, sah sich selbst an und schien sich zärtlich zu sagen: wie glücklich bin ich, einen solchen Freund und eine solche Tochter zu haben!

Je größer und vernünftiger ich ward, desto haufiger kam mein Vater zu mir. Das erste wonach er sich, so wie er ins Zimmer trat, erkundigte, war, ob ich gehorsam und fleißig gewesen sei. „Sind sie mit ihr zufrieden? fragte er Madame Delorme; hat sie fleißig gelernt? ist sie artig gewesen?" Hatte ich etwas versehen, so erzählte meine Aufseherin es ganz umständlich meinem Vater, und ich gestehe, daß sie mich nicht härter strafen konnte. Mein Vater wollte dann

ernst und strenge gegen mich seyn; aber das Lächeln, das Liebkosen seiner Tochter verscheuchte bald die finstere Miene, und wenn er fortging, ermangelte er nicht, meiner Erzieherin, so wie es Herr Jacquet de Crouzelle, der brave Mönch von Senard, erzählt, anzuempfehlen: „recht für seine Tochter zu sorgen .... Ich will nicht, daß man sie zwingt; ihre große Lebhaftigkeit wird schon abnehmen; übrigens, Madam, müssen Sie sie keinen Augenblick verlassen."

Der gute Vater besorgte, daß meine Erzieherin nicht so nachsichtig seyn mögte, wie er es war, und ich merkte recht gut, daß sie sich ihm nicht empfahl, wenn sie über Muthwillen und Unaufmerksamkeit seiner Tochter klagte. Um meinen Eifer zu erwecken und mir einen Gesellschafter zu geben, der Theil nähme an meinem Unterricht, meinen gymnastischen Übungen und Spielen, so fiel mein Vater darauf, einen Knaben von meinem Alter, den er als einen Husaren kleiden ließ,

mit mir erziehen zu lassen. Bald war dieser im ganzen Hause, so wie in diesem Stadtviertel, nur unter dem Namen des Husaren der kleinen Gräfin von Mont-Cair-Zain bekannt. Er ging, wie alle Leute meines Hauses, in der Livrée der Conti. Mein Vater verlangte, daß er eben so wie ich erzogen werden sollte. Gemeinschaftlich lernten wir fechten, reiten, voltigiren, die Violine spielen, das Clarinet und die Flöte blasen, schreiben, zeichnen, die Grammatik, Mathematik u. s. w. Wir sprangen zusammen, ritten aus, und einer suchte den andern zu übertreffen. Die Eigenliebe hätte schon genug unsere Lust und unsern Wetteifer unterhalten, aber mein Vater setzte auch noch Preise aus, die dadurch, daß er sie selbst vertheilte, an Werth gewannen, und uns unsere Anstrengungen verdoppeln ließen. Ich erhielt bisweilen Nadeln mit Diamanten, die ich an meine Kammerfrauen oder ihre Verwandten verschenken konnte; mein Husar bekam Goldstücke, die er seiner Mutter geben durfte.

Meistentheils aber erhielten wir von meinem Vater Instrumente, nützliche Bücher, Handwerksgeräthe u. dgl. Wer im Wettlauf siegte, konnte dem Überwundenen anbefehlen, was für eine Leibesübung man vornehmen wolle.

Diese kleinen gymnastischen Übungen fanden nur in den Augenblicken der Erholung Statt, und da wir uns sehr darauf freuten, so hatte Jean Jaques, der auf Alles Acht gab, festgesetzt, daß keine solche Übungen vorgenommen werden durften, wenn nicht einer von uns vier schwarze undurchstochene Billette aufzeigen konnte. Es war aber nicht leicht, vier unbezeichnete Billette zu bekommen: mein Husar und ich wir mußten einem jeden von unsern Lehrern am Ende der Stunde ein schwarzes Billet vorzeigen, und wenn einer nicht zufrieden war, wenn wir denselben Fehler viermal begangen hatten, so ward das Billet ohne Barmherzigkeit durchstochen und galt nichts mehr; derjenige von uns,

der

der zuerst eine undurchstochene schwarze Billette hatte, konnte angeben, was für gymnastische Übungen vorgenommen werden sollten, und die Stunden dazu festsetzen. Wenn wir beide zugleich eine schwarze Billette hatten, die nicht durchstochen waren, was oft der Fall war, denn mein Husar besaß eben so viel Eigenliebe und Ehrgeiz als ich, so konnte derjenige, der den andern im Wettlauf besiegte, wie ich schon angeführt habe, die Übungen bestimmen.

Wenn die nicht durchstochenen Billette sich häuften, so wurden die zu den kriegerischen Übungen bestimmten Tage verlegt, meine Aufseherin konnte diese Übungen dann kürzere und längere Zeit aussetzen, nachdem sie mit unserm Betragen und unserm Gehorsam zufrieden war; aber länger durfte sie es nicht verschieben, als bis auf den Sonntag nach der Messe, oder auf den Donnerstag, der immer zu Erholungen bestimmt war. Endlich konnte es sich auch treffen, daß ei-

ner von uns ganz ordentlich gewesen war, der andere aber sich sehr vergangen hatte, oder daß seine Lehrer sehr mit ihm unzufrieden waren; dann wurden gar keine gymnastischen Übungen vorgenommen, und zur Entschädigung konnte derjenige, der sich ordentlich betragen hatte, ausfahren oder ausreiten, nachdem es meiner Aufseherin gefiel, die aber, ihrer Corpulenz wegen, gewöhnlich das Fahren wählte.

Ich habe mich etwas bei diesen Kleinigkeiten aufgehalten, um dem Leser eine Idee von Jean Jacques Methode uns zu belohnen, zu bestrafen, und unsern Wetteifer und den Wunsch, es gut zu machen, rege zu erhalten, zu geben. Damit unsere kriegerischen Übungen ganz ordentlich angestellt werden konnten, hatte mein Vater mehrere Kinder von gleichem Alter mit uns auswählen laßen, und hatte ihnen eine Uniform von den Farben der Contis gegeben. Meine Uniform war reicher, weil ich commandirte, wenn nicht

mein Husar fleißiger und gehorsamer als ich gewesen war.

Wir lernten bei diesen Übungen Flinten und Pistolen laden und die Ladung herauszunehmen, sie auseinander zu legen und wieder zusammen zu setzen, wie Soldaten aufs Commandowort zu gehorchen.

Gewöhnlich trieben wir diese Übungen in einem Landhause nahe bei Paris, dessen Umgebungen dazu paßten. An den dazu bestimmten Tagen waren wir der Zucht und Lebensweise der Soldaten unterworfen, und mein Vater ließ uns die Gesetze derselben so strenge beobachten, als ob wir wirklich Soldaten gewesen wären. Des Nachts schliefen wir auf Matten auf der Erde; wir machten uns selbst Feuer an, kochten uns unser Essen. Kann ich es sagen? Wir gingen aus um zu stehlen und, was das schlimmste ist, ließen uns dabei ertappen.

In dem Garten, worin wir spielten, war ein Haus, deßen Küche etwas beßer als die

unsrige bestellt war, und wir fanden es sehr anlockend, sie zu bestehlen, sie in Contribution zu setzen und uns dort Lebensmittel zu holen. Ich weiß nicht ob dies als ein Reiz dienen sollte, um uns die kriegerische Zucht kennen zu lehren, und uns zur Einsicht zu bringen; soviel ist gewiß, daß wenn wir beim Mausen ertappt wurden, man uns sogleich vor ein Kriegsgericht stellte, das uns exemplarisch bestrafen ließ.

Mein Husar und ich, gewandter als die anderen, die mit uns sich in den Waffen übten; wir entgingen ihren Nachstellungen leicht, wir führten sie auf Irrwege, verleiteten sie oft mit uns auf Raub auszugehen; und da die langsamsten immer am meisten in Gefahr waren, so fiel größtentheils auf sie die Strafe. Ich glaube indeß daß jedermann unsere List recht gut merkte, man stellte sich aber als ob man nichts sähe, und freute sich daß mein Husar und ich alles Angenehme des Krieges kosteten, ohne das Unangenehme und

die Gefahren desselben zu theilen. Wenn der Prinz von Conti unser kleines Bataillon mit seiner Gegenwart beehrte, so betrachteten wir ihn als unsern Feldmarschall; bewillkommten ihn auf Soldatenart; ich commandirte unter ihm, wenn mein Husar mich nicht besiegt hatte, nicht im Wettlauf, denn darin fürchtete ich ihn nicht, sondern durch die Menge der nicht durchstochenen schwarzen Billette. Hatte er den Sieg davon getragen, dann commandirte ich als der dritte, was mich sehr kränkte.

Meinem Vater machten unsere Evolutionen viele Freude; als Zuschauer brachte er oft den Prinzen von Soubise mit, den Marquis d'Antragues, den Herzog von Orleans, seinen Sohn den Herzog von Chartres, denselben der sich nachher Egalité nennen ließ, und andere Herren vom Hofe, die wie ausgelassen lachten, und oft an unserm Spiele Theil nahmen. Meine Waffenbrüder waren an den Tagen, wo wir die Hauptübungen

hielten, sehr zufrieden, weil sie Belohnungen und Geschenke vom Prinzen von Conti und seinem Hofe erhielten. Mit dem Ende unsrer Spiele legten wir unsere Kleider in ein dazu bestimmtes Magazin, nur mein Husar behielt immer seine Uniform.

Wenn der Regen oder schlechtes Wetter am Donnerstage nicht erlaubte solche Übungen vorzunehmen, so ward der Tag damit hingebracht, daß man uns zeigte, wie man Pferde warten müsse, und aus welchen Theilen die Wagen bestanden und wozu sie gebraucht wurden. Wie oft habe ich die kleinen Wagen, die mein Vater mir schenkte, aus einander genommen, um ihren Bau kennen zu lernen.

Mein Vater und meine Aufseherin geriethen oft mit Jean Jacques in Widerspruch über den Regen; denn dieser wollte, daß man auch bei Regenwetter uns eben so gut exerciren laßen sollten, als wenn der Himmel heiter, die Erde fest und trocken wäre. „Wenn

„Ihre Tochter sich an alles gewöhnen soll,
„sagte er zu meinem Vater, so müßen Sie
„bei schlechtem Wetter und in der rauhen
„Jahrszeit sie nicht einschließen, sie muß dem
„Regen, dem Hagel und der Kälte trotzen.„
Mein Vater konnte ihm nichts, als seine zärtliche Vorsorge entgegensetzen und bestritt ihn auch nur schwach. Schwerer hatte er es bei meiner Erzieherin, die ihren gepolsterten Stuhl und ein tüchtiges Feuer ungern verließ, um in Regen und Wind hinauszugehen, meine Übungen mit anzusehen; sie antwortete mit Heftigkeit und Hitze, so daß Jean Jacques, der Frauen immer leicht nachgab, meinen Vater lachend ansah, mit den Worten: „ja,
„dann habe ich nichts weiter zu sagen.„ Ich mußte zu Hause bleiben, was mir sehr unangenehm war, denn meine Liebe zu den gymnastischen Übungen war größer als meine Furcht vor dem Regen. Mein Husar, der eben solchen Geschmack wie ich an militärischen Übungen fand, liebte weniger das

Laufen und Klettern. Es kränkte ihn, daß er sich darin von einem kleinen Mädchen übertreffen sah.

Jean Jacques gab auch nicht zu, daß meine Puppen andere Kleider, andere Peruquen erhielten, als die ich selbst gemacht, selbst frisirt hatte. Ich dachte nicht, daß mir diese Beschäftigungen, die mir damals nur zum Zeitvertreibe dienten, in der Zukunft so nützlich sein würden, als ein ganz unerwartetes Schicksal mir meine Kammerfrauen und Näherin raubte. Der Philosoph sah es vorher, er der in seinem Emil eine nahe Revolution verkündigte, und sein ganzer Plan war berechnet nach dieser Vorhersehung . . . Eben so wenig ahnete ich, als ich mich so eifrig in den Waffen übte, daß ich mich einstens in Soldatenuniform zwischen die Bajonette und Ludwig XVI stellen würde, den man in seinem Schlosse angriff, und daß ich ihm als Schild dienen sollte . . . .

Sobald ich nur etwas schreiben konnte,

fing der Prinz mit mir einen regelmäßigen Briefwechsel an. Seine Briefe, so wie die von meiner Mutter, waren addressirt an die Gräfin Mont-Cair-Zain. Er gab mir Siegel mit den Wappen der Bourbon-Conti, man dedicirte Bücher in Italiänischer Sprache: All' illustrissima bambinella Signora, Signora nata Comtessa di Francia di Mont-Cair-Zain.

Ich besitze noch einige dieser Bücher, mein Vater war froh darüber; und ich überlasse es jedem, sich zu denken, ob mein Stolz dadurch sich geschmeichelt fühlte. Ich mußte Griechisch, Lateinisch, Italiänisch lernen; man gab mir sogar Unterricht, die Charaktere der chinesischen Sprache zu unterscheiden; von allem habe ich nichts behalten, als ein wenig Lateinisch und Italiänisch. Sobald ich nur einige Worte einer fremden Sprache gelernt hatte, eilte ich in diesem neuen Idiom, die Empfindungen einer liebenden, gefühlvollen Tochter gegen einen angebeteten Vater aus;

zudrücken, und dem Prinzen meine ersten Versuche zu überschicken.

Die ernsteren Wissenschaften, worin ich auch Unterricht erhielt, ermüdeten mich, ohne mich anzuziehen. Gegen die Mathematik, worin Jean Jacques, mit bewundernswürdiger Geduld, mein Lehrer war, blieb ich immer kalt und trieb sie niemals mit Eifer. Ich ließ den Philosophen seine Figuren zeichnen, über seine X und Y sprechen; mitten in seinen Demonstrationen dachte ich an Springen und Laufen und an meine Puppen; er merkte es, sah mich lächelnd an, und sagte freundlich: „wir wollen diese Lection wieder vor„nehmen, wenn Sie einmal weniger zerstreut „sein werden,„ und dann plauderten wir von etwas Anderem. Wie wenig dachte ich damals daran, daß diese Wissenschaft einmal ein Mittel sein sollte, mich vom Hungertode zu erretten!

Jean Jacques ließ mich gerne schwatzen, und ich merkte, daß er keine Silbe überhörte

von dem was ich ihm sagte. Bei diesen vertrauten Gesprächen gab er mir unter mancherlei Vorwand, und ohne seine Absicht zu zeigen, die wirksamsten und nützlichsten Lehren. Er sprach weniger von meinen Fehlern, aber machte mich aufmerksam auf das Ungeziemende und Lächerliche in einigen Beispielen, die ich vor Augen hatte, oder die er wie zufällig anführte, und flößte mir so die Begierde ein, die Fehler abzulegen und mich zu beßern. Er nannte mich gewöhnlich Madame la Comtesse; aber in den herzlicheren Gesprächen nannte er mich bisweilen: „mein schönes Kind,„ und ich ehrte und liebte ihn in der That als meinen zweiten Vater. Er war nicht sehr einschmeichelnd, weil er fast immer beobachtete; aber jeder Beweis meiner Anhänglichkeit freute ihn sehr. Eines Tages als ich mehr wie sonst mit ihm gespielt hatte, fragte ich ihn mit einemmal: „Haben Sie Kinder?„ Die Frage überraschte ihn, er sah mich erstaunt an, die Thränen

traten ihm in die Augen, und er stand auf, um es uns zu verbergen. Meine Erzieherin sah mich ernst und finster an; ich begriff nicht wie diese Frage ihn betrüben konnte, aber ich verzieh es mir nicht, ihn zum Weinen gebracht zu haben. Madame Delorme sprach über diesen Vorfall mit meinem Vater, der seufzend sagte: „Ihm verdanke ich es, daß „ich der glücklichste Vater bin, und ich werde „sterben, ohne den Trost zu haben, ihm „seine Kinder wieder zu schaffen.„ Er besorgte daß sie unglücklich sein möchten, sagte Madame Delorme, und fürchtete die Rache seiner Feinde. Er hätte mehr auf das Herz und den Eifer seiner Freunde rechnen sollen, versetzte mein Vater, aber er glaubt nicht, daß man ihn lieben könne, so wie er liebt.

Dies genügte meiner Neugier nicht; ich wollte noch mehr von meinem Vater erfahren: „Jean Jacques hat seine Kinder verlohren, sagte mir dieser, und er beweint sie, „wie ich dich beweinen würde, wenn ich dich

„verliehren sollte . . . wie du über mich wei„nen würdest, wenn ich dir geraubt werden „sollte, nicht wahr, mein Kind?“ Statt der Antwort warf ich mich ihm in die Arme und weinte so wie er.

Jean Jacques war gerne mit dem Bruder Hieronymus zusammen und liebte seine Unterhaltung. Der Bruder dieses ehrwürdigen Mönches von Senard hatte von meinem Vater die Erlaubniß erhalten, sich mit meiner Gouvernante zu versprechen. Eines Tages trat mein Vater ins Zimmer, als der Mönch vor Jean Jacques, meiner Erzieherin und mehreren meiner Kammerfrauen seidene Strümpfe aus der Fabrike seines Klosters auslegte. „Sind sie zu verkaufen?„ fragte mein Vater sogleich. — Ja. „Gut, „ich nehme sie alle.„ Vergebens drang er in Jean Jacques, ein Dutzend von mir anzunehmen. Jean Jacques hatte sich hartnäckig geweigert, Edelsteine von großem Werthe anzunehmen, aber eben so standhaft

schlug er dies Geschenk aus, das nur durch die Umstände und die Freundschaft der Geberin einen Werth erhielt. Jean Jacques, du wußtest nicht, wie sehr diese stolze Weigerung deinen Zögling demüthigte und beugte! Mein Vater schien es eben so sehr zu fühlen, um aber Jean Jacques nicht zu beleidigen, verheimlichte er mit Anstrengung seinen Unmuth, und schenkte mir und meiner Aufseherin alle Strümpfe, obgleich ich sie erst in zehn Jahren ohngefähr hätte gebrauchen können. Ich machte es damit wie mit den Goldstücken, womit er oft meine Börse füllte, ich vertheilte sie unter meine Kammerfrauen. Mein Vater gab dem Bruder Hieronymus zehn Louisdor, und als dieser ihm zwölf Livres, die er heraus bekommen sollte, zurückgeben wollte, weigerte sich mein Vater, sie anzunehmen. Als der brave Mönch ihm einwendete, daß seine Ordensregel ihn verböte etwas über den bestimmten Preis zu verkaufen; so erwiederte mein Vater mit La-

chen: „Es ist gut, ist gut, sagt euren Brü=
„dern, daß sie zu Gott für meine Tochter
„beten sollen.„

Bei seiner Rückkehr ins Kloster, stattete Hieronymus Bericht von diesem Vorfall ab an den Prior, den Bruder Jean Baptiste, der, da er wußte, wie viel mein Vater bei den Parlementern vermochte, sich entschloß, die Anhänglichkeit, die dieser Prinz für seine Tochter hegte, dazu zu benutzen, um Patent=briefe für die Mönche zu Senard zu erhalten. Er schrieb daher an Herrn Jacquet, den Geliebten meiner Erzieherin, folgenden Brief, dessen Original mir bei einer Gelegen=heit, von der ich später erzählen werde, in die Hände fiel.

„Nach der Erzählung des Bruders Hie=
„ronymus, habe ich den Entschluß gefaßt,
„mich an Seine Königliche Hoheit den
„Prinzen Conti zu wenden, um ihn un=
„terthänigst um seine geneigte Unterstüt=
„zung bei unsern Patentbriefen zu bitten.

„Unser geliebte Bruder hat schon mit Ih-
„nen davon gesprochen.„

„Könnte Madame Delorme nicht bei
„ihrem erhabenen Zöglinge es dahin brin-
„gen, daß sie bei ihrem Vater zur gele-
„genen Zeit davon spräche? Wir wer-
„den dann aus seiner Antwort schließen
„können, ob ich eine günstige Aufnahme
„hoffen darf.„

„An welchen Tagen kann ich der Prin-
„zessin von Mont-Cair-Zain, seiner Toch-
„ter, von unseren Früchten schicken? Sie
„werden mich sehr verbinden, wenn Sie
„mir mehr von der Sache berichten, als
„unser Bruder Hieronymus.„

„Ich habe die Ehre . . . .

Bruder Jean Baptiste, Superior.

Der Superior benutzte in der That diese Gelegenheit, er kam dem Prinzen von Conti zu danken, und ließ ihn durch mich um seine Fürsprache bitten, um Patentbriefe für sein Kloster zu erhalten. Ich spielte meine Rolle,

die

die meine Aufseherin und ihre Freunde mir vorgeschrieben hatten, mit glücklichem Erfolg, und die Mönche schickten mir aus Dankbarkeit für den Dienst, den ich ihnen erzeigt hatte, von den schönsten Früchten ihres Gartens, sowohl durch den Superior, als durch den Bruder Hieronymus, der oft ins Haus kam, um seinen Freund Jean Jaques zu sehen und zu sprechen. Nie habe ich so schöne Pfirsichen gegessen noch gesehen, als die ich von diesen guten Mönchen aus Senard erhielt.

Meine Gelehrigkeit, meine aufkeimenden Talente fingen indeß an, meinem Vater für seine liebende Sorgfalt die süßeste Belohnung zu werden. Mit der Nadel und dem Pinsel suchte ich seine geliebten Züge zu entwerfen. Ich sang ihm kleine Lieder, die Jean Jaques gemacht und componirt hatte, worin ich ihm meine Zärtlichkeit und Dankbarkeit darlegte. Seine Lieblingssachen spielte ich ihm vor; er sah mich gerne tanzen, meine glückliche An=

lage dazu machte ihm große Freude, und ich wußte alles, was mir die Natur im Überfluß gegeben zu haben schien, dies Talent zu vervollkommnen, recht vortheilhaft zu benuzzen. Er war auch sehr häufig bei meinen Stunden in der Musik und im Tanzen zugegen. Eines Tages erwarteten wir ihn, um meine Stunden anzufangen; es war im Winter und des Nachmittags; die Stunde verstrich, der Abend kam heran, und ich mußte ohne ihn anfangen. Als der Tanzmeister fort war, fragten mich Herr Jacquet, Rousseau und Madame Delorme, die um den Camin herumsaßen, was ich thun würde, wenn mein Vater kommen sollte, ihn zu unterhalten? Ich werde tanzen, erwiederte ich, und machte Sprünge, Pas, und allerhand Touren; mitten in meinem Springen stieß ich aber an das Pedal meiner Harfe, fiel auf dies Instrument, und schlug mir mehrere Löcher in den Kopf. Jean Jacques hob mich auf, und wollte mich verbinden. Ich

schrie heftig; Madame Delorme schrie noch lauter als ich, und rief: Ach, wenn der Prinz kommt und sie so sieht, so bin ich verloren! Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als die Thür aufging und mein Vater hereintrat. Ich lief auf ihn zu, warf mich ihm in die Arme, und voll von Entsetzen über das herabströmende Blut und das Geschrei meiner Aufseherin, rief ich ihm zu: Papa, ich bin todt!

Man denke sich die peinliche Lage des liebenden Vaters; er umarmte mich, ward blaß, seine Knie wankten, und hätte er sich nicht rasch gesetzt, so wäre er sicher niedergestürzt. Als er sich erholt hatte, wollte er selbst die Wunden untersuchen, mir den Kopf verbinden, und das vollenden was Jean Jacques angefangen hatte; der, obgleich sein Gesicht sich etwas verändert hatte, doch der einzige war, der, wie gewöhnlich, kaltblütig blieb. Er wiederholte immer: „es hat nichts zu bedeuten, Ihre Unruhe und das Geschrei

verursachen ihr mehr Schmerz als die Wunde." Mein Vater war nicht so ruhig, er umarmte mich, küßte mich heftig, und benetzte mich mit seinen Thränen. Unwillig befahl er meiner Aufseherin die Harfe wegzunehmen, und von jetzt an sorgfältig alle Instrumente zu verschließen, sobald ich sie gebraucht hätte. Er fragte: warum man nicht auf der Stelle einen Bedienten nach Herrn Guerin, seinem ersten Wundarzte, geschickt hätte. Ich liebte diesen Herrn Guerin nicht, weil ich jedesmal, wenn er kam, Arznei nehmen mußte, was meinem Lehrer Jean Jacques eben so wie mir mißfiel. Noch dazu wenn er mir Spielsachen, Zuckerwerk, Bonbons von meinem Vater brachte, so nahm er immer die Hälfte davon: „ich habe auch kleine Mädchen, sagte er dann, die ebenfalls Näschereien und Spielsachen haben wollen." So raubte er mir sogar das Verdienst, mit dem, was ich als mein Eigenthum ansah, willkührlich schalten zu können, und ich wagte

es doch nicht, mich darüber zu beklagen, aus Furcht für naschhaft und lecker erklärt zu werden, und weil ich besorgte, daß Jean Jacques mir eine von seinen Geschichten erzählen möchte, worin, obgleich unter versteckten Namen, die Gräfin von Mont-Cair-Zain auf eine geschickte Weise die ersten Rollen spielte.

Mein Vater, der, ohne die Ursachen meiner Abneigung gegen Herrn Guerin zu kennen, recht gut wußte, daß dieser Wundarzt nicht wie Jean Jacques zu meinen guten Freunden gehörte, schrieb mir noch an demselben Abend einen Brief, worin er mich bat, mich von dem Chirurgen, den er mir schickte, verbinden zu lassen. Der brave Mönch von Genard, dem Madame Delorme den Brief am folgenden Morgen gezeigt hatte, und der Zeuge des Vorfalls und der Verzweiflung meines Vaters gewesen war, sagt in seiner Erklärung, die bei dem Herrn Gaudroy, dem Notarius, niedergelegt ist: „der Prinz sagte

ihr in seinem Briefe die zärtlichsten Sachen, worauf ich mich nicht mehr genau besinne; was mir aber am meisten auffiel, sind die Ausdrücke: meine Tochter, mein liebes Kind, dein Vater lebt nur um dich zu lieben, sei ihm für seine Zärtlichkeit gehorsam." Der Brief war unterzeichnet L. F. de Bourbon, und die Aufschrift: à Madame la Comtesse de Mont-Cair-Zain.

Bis ich völlig geheilt war, besuchte mich mein Vater sehr oft, und jedesmal, daß er kam, füllte er meine Börse mit Goldstücken, die ich meinen Kammerfrauen schenkte.

Eines Tages traf er mich, daß ich Thränen in den Augen hatte; meine Erzieherin, die in seiner Gegenwart so sanft, so zuvorkommend war, hatte eben heftig auf mich geschmählt, weil ich einen kleinen Wagen auseinander genommen hatte. Der Bräutigam der Madame Delorme, der bei dem kleinen Verweise zugegen war, den mein Vater meiner Aufseherin hierüber gab, sagt bei dieser

Gelegenheit: „ich hörte den Prinzen sagen, daß er nicht wolle, daß man seiner Tochter nicht zu Willen lebe, selbst in Dingen, die einigen Schaden verursachten; ihr Charakter würde dadurch nur verdorben werden, da sie doch glückliche Anlagen zeige, und er wolle allen Schaden bezahlen, den sie an dem, was ihr nicht gehöre, verursache."

Die erste Frage meines Vaters, so oft er mich sah, betraf gewöhnlich meine Mutter: „wann hast du sie gesehen? Ist sie zu dir gekommen? Bist du bei ihr gewesen? Wenn hoffst du sie zu umarmen?" Ich beantwortete alle diese Fragen, und wenn er den Tag, an welchem meine Mutter kommen sollte, vorher erfuhr, so verfehlte er nicht, sich einzustellen; gewöhnlich aber ließ meine Mutter mich holen. Sie schrieb dann ein Billet an meine Erzieherin, durch Rosette, ihr getreues Kammermädchen und Madame Delorme, mein Husar und ich eilten nach dem bestimmten Orte, gewöhnlich l'Isle Adam oder Chilly.

Meine Lebhaftigkeit, die sie vergebens zu zügeln suchte, belustigte sie. Ich kletterte auf die Bäume mit meinem Husaren, lief mit ihm in die Wette, schoß Vögel mit meinem Bogen, denn man hatte uns unsere kleine Flinten genommen, weil meine Mutter, weniger dreist als mein Vater, der sich auf unsere Behutsamkeit verließ, für uns fürchtete. Ich setzte sie so oft durch meine Dreistigkeit im Klettern und Springen in Schrecken, spielte ihr so manchen Streich, daß sie gar nicht wußte, wie sie mich bändigen sollte.

Ich fürchtete ihren Tadel nicht, weil ich, sobald sie zürnen wollte, ihr um den Hals fiel und ihren Ernst durch meine Liebkosungen milderte. Mir mit dem Prinzen von Conti zu drohen, wäre verlohrne Mühe gewesen; sie wußte, daß alles, wovor sie zitterte, meinem Vater nur große Freude machte.

Sie sagte daher oft: „der Prinz von Conti hat das Mädchen in einen Knaben

verwandelt." . . . . Ein andermal setzte sie hinzu: „Lieber wollte ich dreißig Knaben haben, als Ein so unruhiges Mädchen" . . . . Dreißig Jungen, antwortete ich lachend, liebe Mutter, die würden Sie doch nicht so lieben, als ihre kleine Tochter. Konnte sie da noch böse sein? Sie nahm mich in die Arme und sagte: „nun, wenn du mich liebst, so muß . . . . Die erbauliche Rede, die darauf folgte, übergehe ich, denn ich überhörte sie, um zum Schluß zu kommen, der in einem zärtlichen Kusse bestand, den ich noch zärtlicher erwiederte.

Da diese Lection, so wie die früheren, nichts fruchtete, so fiel meine Mutter darauf, mich durch eine Dame aus der Halle in Furcht zu setzen, die seit mehreren Jahren das Haus meiner Mutter und meines Vaters mit Gemüse versah. Die Figur dieser Frau, ihre rauhe Stimme, ihre große, dicke Gestalt, ihr Beiname Königin von Ungarn, alles bis auf ihren Gang und ihre

Haltung, setzten mich so in Angst, daß ich, sobald man mir sagte, sie sei ins Schloß gekommen, zu ihr lief, und unter unzähligen Complimenten sagte: „ich bin ganz artig gewesen, liebe Königin von Ungarn.“ Wenn sie sich erkundigt hatte, und nun überzeugt war, daß ich die Wahrheit gesagt hatte, so ward sie freundlicher und milder; aber selbst ihr Lachen hatte noch etwas drohendes. Ich hatte vor einigen Jahren Gelegenheit sie wieder zu sehen, auf dem Markte zu Aguesseau, und ihr Anblick erregte in mir alle Empfindungen des Schreckens, den sie mir früher eingeflößt hatte.

Ich war voll Angst bei einigen Auftritten während der Revolution sie anzutreffen, aber sie gab mir zuerst Muth, mich ihr zu nahen, da sie mich an tausenderlei Dinge aus meiner Kindheit erinnerte, und man hat mir versichert, daß sie, weit entfernt eine Rolle unter diesen Gassenweibern, den Auswurf des Menschengeschlechts, gespielt zu haben, nur

ein einziges Mal während der Revolution sich gezeigt habe, um mit ihren Gefährten sich kräftig den Furien der Guillotine zu widersetzen, die 1794 alle Frauen zwingen wollten, die rothe Mütze zu tragen.

Jedesmal, daß meine Mutter mich besuchte, oder daß wir zu ihr gingen, schenkte sie meinem kleinen Husaren einen Louisd'or; er allein wußte um das Geheimniß, daß sie meine Mutter war; sie hatte es der Madame Delorme strenge untersagt, irgend einem, wer es auch sein möchte, ihr Geheimniß zu entdecken, und wenn man sie meldete, so gingen Herr Jacquet und selbst Rousseau in ein anderes Zimmer. Wenn sie an meine Gouvernante schrieb, wegen der geheimen Zusammenkünfte, oder wegen anderer Ursachen, so war Madame Delorme so geheimnißvoll und mysteriös gegen Rosette oder den Abbé Aubry, als nur möglich; nie nannte sie meine Mutter, verbarg ihren Brief, ihre Schrift allen Umstehenden, obgleich es nur ein Ko-

mödiengeheimniß war; aber meine Mutter wünschte es, und meine Aufseherin hatte das Talent sich allen angenehm zu machen.

Ich ging oft nach dem Temple, und mein Vater erkannte mich dort offen für seine Tochter. Unter dieser Benennung stellte er mich dem alten Herzog von Orleans vor, der mir erlaubte, ihn Oheim zu nennen, und mich immer seine kleine Nichte hieß. Er stand in genauen Verhältnissen mit meinem Vater, ihre politischen Meinungen und ihre gemeinschaftlichen Unglücksfälle hatten sie fest mit einander verbunden. Sie trösteten sich gemeinschaftlich über das Elend des Staates und über das häusliche Unglück. Ich mischte mich nie darein, wenn sie von Staatsangelegenheiten sprachen; wenn sie aber über ihre Kinder, über den Kummer, den diese ihnen verursachten, klagten, dann konnte ich nicht länger schweigen. Meine Erzieherin, die mich oft damit unterhalten hatte, mir von der Unzufriedenheit meines Vaters mit dem Gra-

fen de la Marche, meinem Bruder, zu erzählen, wiederholte mir unaufhörlich, daß ich keine Gelegenheit vorbeigehen lassen sollte, mit meinem Vater zu seinem Vortheil zu sprechen. Der Beweggrund, den sie für diesen Rath anführte, konnte auf ein Herz, wie das meinige, keinen Eindruck machen; sie stellte mir nämlich vor, wie wichtig es für mich sei, bei meinem Vater einen Fürsprecher und einen Freund zu haben, der, wenn ich in Ungnade fallen sollte, eingedenk dessen, daß ich seine Parthie genommen hätte, mir wieder dies vergelten könnte. Jean Jacques aber, dessen zarte gefühlvolle Seele nur der Stimme der Tugend folgte, gab mir denselben Rath, und fügte hinzu: „Ihre Zärtlichkeit macht schon jetzt ihren Vater glücklich; suchen Sie ihn zu überzeugen, daß Ihr Bruder ihn auch liebt, und Sie werden ihn doppelt glücklich machen.“ Dieser Grund war triftiger für mich, als der, den meine Erzieherin angab. Ich unterließ daher niemals meinen Bruder zu

rechtfertigen, wenn mein Vater gegen ihn aufgebracht oder über ihn betrübt war, und unglücklicherweise fand sich die Gelegenheit dazu nur gar zu oft. Wenn mein Vater den Vater des Herzogs von Chartres, des nachherigen Bürgers Egalité, trösten wollte, so hatte dieser immer eine neue und scandalöse Anekdote entgegen zu stellen. Vorzüglich ward mein Vater gegen den Grafen de la Marche aufgebracht, weil er täglich so viele Menschen unglücklich machte, da er mit übermäßiger Strenge gegen die Elenden verfuhr, die ihm sein Wild todt schossen, und ihm so ein Vergnügen, dem er sehr nachhing, raubten.

Ich setzte den Thränen der unglücklichen Familien, die vergebens meinen Vater baten, sich für sie zu verwenden, die Segenswünsche der Unglücklichen entgegen, bei denen mein Bruder es verhinderte, daß ihr Hausgeräth nicht verkauft ward, und die, ohne seine Großmuth ins Gefängniß geschleppt wor-

den wären, und die Lobeserhebungen, die das gerührte Frankreich diesem edlen Zuge ertheilt hatte. „Die Gesetze, fügte ich hinzu, sollten Sie anklagen, wegen ihrer übertriebenen Strenge gegen die Wilddiebe, aber dieser schöne Zug gehört meinem Bruder allein; nur sein Gefühl, als er die Unglücklichen sah, deren Sachen man verkaufte, und die man ihrer Freiheit berauben wollte, trieb ihn, sich in den Haufen zu stürzen, die Schulden zu bezahlen, die Thränen der Elenden zu trocknen, und sich der Dankbarkeit und dem gerechten Beifall der Menge zu entziehen; ja, wer eine so schöne That vollbrachte, wird immer dem Namen Conti Ehre bringen; vergebens möchten Sie ihn verkennen, ganz Frankreich wird wegen dieses einzigen Zuges bezeugen, daß er Ihr Sohn und Ihrer würdig ist.“ Mein Vater sah mit Freuden, wie eifrig ich meinen Bruder vertheidigte, er umarmte mich und sagte seufzend: „wie glücklich würde ich seyn, wenn er mich so wie

Du liebte! Deine Liebe zu ihm macht ihn nur noch schuldiger!“

Ich konnte es nicht begreifen, daß ein mir so nahe verwandter Prinz, den ich liebte, noch ehe ich ihn sah, den ich nie beleidigt hatte, den ich stets mit Lebhaftigkeit entschuldigte und vertheidigte, gegen mich anders gesinnt seyn könnte, als ich gegen ihn, daß er mich nicht als Bruder lieben sollte. Ich klagte selbst meinen Vater an, wegen seines ungerechten Verdachts, und fuhr fort, dem Antriebe meines Herzens und dem Rathe Rousseau's zu folgen.

Eines Tages bat der Herzog von Chartres meinen Vater noch einmal, sein Fürsprecher bei dem Herzoge von Orleans zu werden, und von ihm Verzeihung für ein schweres Vergehen zu erbitten, wofür sein Vater ihn mit exemplarischer Strenge bestrafen wollte. Mein Vater, von Natur gutmüthig, der aber die traurigen Folgen einer unbegrenzten Nachsicht fürchtete, machte meinem Vetter die lebhaftesten

Vor=

Vorwürfe, fügte hinzu, daß der Herzog von Orleans ein Mitschuldiger aller Ausschweifungen seines Sohnes werden würde, wenn er solche Vergehungen ungestraft lassen wollte, und daß er nicht an solcher traurigen Nachgiebigkeit Schuld seyn, und für ihn bitten wolle. Er drohte dem Herzog von Chartres aufs heftigste, wenn er nicht einer so schändlichen, eines Bourbons, eines Prinzen von Geblüt so unwürdigen Aufführung entsagen wollte, und er erklärte ihm, daß er in diesem Augenblick nichts weiter thun könnte, als ihm das Versprechen geben, daß er nicht hingehen wolle, den Herzog von Orleans zu bitten, fest bei der gerechten Strafe, die er ihm auferlegt habe, zu bleiben.

Mein Vetter, der in der höchsten Verzweiflung war, wagte nicht länger in ihn zu dringen; er beschwor mich auf seinen Knien, umarmte mich, benetzte mich mit seinen Thränen; „nur du allein, geliebtes Kind,“ rief er, „kannst einem unglücklichen Sohne, den der

Vater von sich verbannen will, Gnade und Verzeihung verschaffen. Seine zu große Lebhaftigkeit ist Schuld an seinem Verbrechen, nicht sein Herz, wie Dein Vater behauptet! Schlage es mir nicht ab, mit mir vereint zu bitten, Du bist meine ganze Hofnung; ohne Dich werde ich vielleicht für immer verbannt." Bei den letzten Worten, konnte ich meine Thränen nicht zurückhalten, ich warf mich zu den Füßen meines Vaters, und trotz seiner Anstrengungen, ließ ich ihn nicht los, bis er mir versprochen hatte, nicht Verzeihung für den Herzog von Chartres zu erbitten, sondern mir zu erlauben, mich für ihn bei dem Prinzen, meinem Oheim, zu verwenden.

Mein Vater brachte mich daher nach dem Palais-Royal. Thränen der Freude vergoß er über meinen Entschluß; er war im Voraus entzückt über das Schauspiel, das ich ihm bereitete, und voll Begierde zu sehen wie ich meine Rolle spielen würde, oder wie mein erster Versuch in der Redekunst ausfallen würde.

„Ich bringe Ihnen, sagte er im Hereintreten zum Herzog, einen jungen Advokaten, der unter meinem Schutz steht, und der vor Ihnen seinen ersten Prozeß führen will; ich bitte für ihn um Ihre Aufmerksamkeit und Nachsicht.“ Der Redner wandte alle Geisteskräfte, alles Gefühl und alle Kraft an, und ihm ward die Begnadigung des Schuldigen bewilligt; mochte sie schon im Grunde des Herzens dieses guten Vaters beschlossen seyn, oder mochte ihn die Neuheit meiner Rede rühren, oder mochte er glauben, daß der Prinz von Conti das Organ seiner Tochter geborgt habe. Dieser glückliche Erfolg war das Tagesgespräch im Palais=Royal, und am folgenden Morgen wußte man davon in Versailles. Jean Jacques erzählte mir dafür eine artige Geschichte, die mir zeigte, daß er, wenn er geschickt tadelte, auch mit nicht geringerer Feinheit zu loben wußte.

Der Herzog von Chartres schien sehr gerührt über diesen Dienst, er dankte mir aufs

verbindlichste; er selbst erinnerte mich später an diesen Vorfall. Er versöhnte sich mit seinem Vater. Alles ward wieder auf den alten Fuß gesetzt, alles wieder gut gemacht, nur ließ sich der Vorwurf einer Niederträchtigkeit nicht fortbringen. Er schien eine Zeitlang bedachtsamer und vorsichtiger, aber er änderte weder seine Freunde, noch seine Aufführung.

Die ganze Sache ward indessen ruchtbar. Der König von Dännemark, der die schändliche Geschichte erfuhr, und hörte wie man gewissermaßen Genugthuung gegeben habe, wollte die Vermittlerin kennen. Er bat den Prinzen von Conti, ihm seine kleine Gräfin von Mont-Cair-Zain zu zeigen, kam daher mit meinem Vater, und machte mir kostbare Geschenke. Obgleich ich mich sehr über diese Ehre freute, so nahm ich doch an dem Erstaunen meiner Hausgenossen nicht Theil, die über einen Besuch eines nordischen Königes sich wunderten. Ich gewöhnte mich

leicht im Voraus an das große Glück, das man mir ankündigen wollte.

Je mehr meine Züge sich entwickelten, um so auffallender ward die Ähnlichkeit mit meinem Vater, und er war voll von Freude, daß er in seiner Tochter wieder auflebte. Eines Tages sagte er mir, daß er im Begriff sei, das für mich zu thun, was wenige Väter von seinem Range, für ihre natürlichen Kinder gethan hätten, daß er den König zu bewegen suche, ihm sogleich eine Legitimationsakte für mich ausfertigen zu lassen; daß es nun meine Pflicht sei, seine Bitten durch meine Klugheit, Vorsichtigkeit, und Ausbildung meiner Talente, wovon er bisweilen den König unterhielt, zu rechtfertigen. Damit meine Augen sich an den höhern Rang, wohin er mich heben wollte, gewöhnten, wollte er mich den Hof kennen lehren, und mich dort einführen. Er kündigte mir an, daß ich mit ihm nach Versailles zur Hochzeit des Dauphins reisen solle, daß er mich auch

nach Fontainebleau bringen werde, daß ich dann für rechtmäßig anerkannt und förmlich vorgestellt werden solle; und daß ich nachher die Ehre des Louvre, den Rang, die Privilegien und den Stand einer Prinzessin von Geblüt haben würde. Der Preis für meine Klugheit und mein verständiges Betragen zu Versailles, sollte ein kleines, ganz zugerittenes und reich gezäumtes Pferd seyn, womit ich in Fontainebleau auf die Jagd reiten könnte. Ich hatte mich mit Würde bei dem unerwarteten Besuch eines Königs betragen; aber diese Fülle von Glück, die mir mit einemmale angekündigt ward, konnte nicht verfehlen, einem Kinde von meinem Alter, meinem Charakter und einer so lebhaften Einbildungskraft, wie ich besaß, den Kopf zu verdrehen.

Das Erste, was ich that, als mein Vater mich verlassen hatte, war, meiner Mutter, meiner Aufseherin, Jean Jâques, dem Bru-

der Hieronymus, Herrn Jacquet, meinem Husaren, und allen, die ich nur antraf, zu erzählen, was mir eben versprochen war, allen die glänzenden Hoffnungen, wovon mein Herz berauscht war, mitzutheilen. Ich glaubte keinen Fehler zu begehen, wenn ich die Freude zeigte und äußerte, die mein Herz nicht fassen konnte. Es schien mir, als ob die ganze Welt Theil daran nehmen müßte; und damit alle in meinem Hause wenigstens es fühlten, um meine Glückseligkeit zu verzetteln, wenn ich mich so ausdrücken darf, vertheilte ich froh, was ich besaß und was mich umgab. Was hatte ich das alles noch nöthig? Sollte ich nicht bald eine große Prinzessin werden? Wie böse bin ich auf Jean Jacques, daß er mir keine satyrische oder sentimentale Geschichte gegen die Unbesonnenheit erzählte. Ohne Zweifel hätte er, wenn er mir diesen Fehler abgewöhnte, viel Unglück abgewendet; vielleicht glaubte er auch, daß diese Krank=

heit meinem Geschlecht so eigenthümlich sei, daß keine Mittel etwas helfen könnten [1]).

Sobald meine Mutter nur wußte, daß der Prinz die Absicht habe, mich nach Versailles und Fontainebleau kommen zu lassen, so suchte sie ihn auf alle Weise davon abzubringen. „Was für einen Eindruck," fragte sie meinen Vater, „müssen Feste der Art auf ein Kind von acht Jahren machen!" (Ich ging ins neunte Jahr.) „Ihre Jugend beweißt nichts," antwortete mein Vater; „im Gegentheil, je jünger sie ist, um so mehr hat sie es nöthig, etwas älter zu scheinen, und durch so einen leichten Anstrich von Hofton wird sie das erhalten. Sie kennen meine Absichten, die ich mit ihr habe, sie sind un-

---

1) Madame Delorme beklagte sich eines Abends bei meinem Vater, daß ich in allem nur meinem Willen folgen wollte; „das liegt im Blute," erwiederte er lächelnd; „sagen Sie im Geschlecht," nahm Jean Jacques das Wort, mit der Gutmüthigkeit, die seinen Epigrammen neues Salz gab; meine Hofmeisterin verzieh ihm dies nicht.

veränderlich. Sie werden doch nicht ihr Glück und ihr Wohl hindern wollen!"

„Aber sie ist ja doch nur ein Kind," erwiederte meine Mutter, „natürlich besitzt sie noch alle Unbesonnenheit, Inconsequenz und die Fehler ihres Alters; sie wird zu Versailles und zu Fontainebleau von ihrem Vater, von ihrer Mutter reden, so wie sie hier davon spricht. Was für Kummer werden Sie mir dadurch verursachen!" „Nein, nein," sagte mein Vater, „sie wird klug und vernünftig sein, sie hat mir es versprochen. Nicht wahr, mein Kind, du hast es mir versprochen? Wiederhole es deiner Mutter." Ich that es, und meine Mutter gab nach, obgleich nicht gerne.

Der Tag der Hochzeit des Dauphins nahte indessen heran; die junge Erzherzogin Maria Antoinette von Östreich war gegen das Ende des Aprils im Jahre 1770 zu Straßburg angekommen, mit dem Prinzen Louis von Rohan Guémené, der späterhin

durch die Halsbandsgeschichte so berüchtigt ward, und der als ausserordentlicher Gesandter nach Wien geschickt war, um förmlich bei der Königin von Ungarn und bei dem Kaiser um diese Prinzessin anzuhalten. Zum Hochzeitstage war der funfzehnte Mai bestimmt. Ich bat meinen Vater, sein Wort zu halten, und man kann denken, wie sehr ich mich freute, als er mir ankündigte, daß ich den zehnten Mai nach Versailles reisen sollte. Meine Puppen, meine Spielsachen, meine Instrumente, meine Bücher, mein Husar, alle meine Leute begleiteten mich. Ich will hier die glänzenden Feste nicht schildern, die damals Versailles zu einem Zauberpallaste machten. Meine Augen konnten sich nicht genug an den Wundern, an der Pracht weiden. Allenthalben hatte ich einen der ersten Plätze. Immer saß ich so, daß mein Vater mich sehen konnte; und sobald er mich bemerkte, bezeugte ich ihm durch meine Augen, meine Hände, durch alle meine Bewe-

gungen meine Freude darüber, daß ich ihn sah. Er war damals am Hofe so sehr beschäftigt, daß er mich nur sehr selten sehen konnte; aber er entschädigte mich, für das Opfer welches er bringen mußte; durch tausend Liebkosungen und Beweise seines Wohlwollens und seiner Liebe, wo er mich nur antraf. Wenn er mich wegen der Entfernung nicht in seine Arme schließen, nicht küssen konnte, so bewies sein zärtliches Lächeln, seine Miene, allen die mich umgaben hinlänglich, wie sehr er seine Tochter liebte. Er zeigte mich mit Wohlgefallen und Stolz den angesehensten Personen des Hofes, und vorzüglich Ludwig XV., der durch ein huldreiches Lächeln meine Kinderpossen erwiederte. Ich selbst, wenn ich sah, daß mein Vater mich mit den Augen suchte, wenn er nicht wußte wo ich saß, oder wenn er mich zu vergessen schien, ich hustete, räusperte mich, so stark ich nur konnte; so daß er mich anblickte, und sich mit meiner kleinen Person beschäftigte.

Wie oft glückte mir diese kleine List in der Kapelle des Königs, an dessen Seite der Prinz von Conti sich immer befand! Meinen Vater, so wie den König, belustigten meine unschuldigen Possen, und seine Liebe zu mir machte, daß er bei mir das recht artig fand, was er bei andern wahrscheinlich als sehr unartig getadelt haben würde. Wenn er mir nicht selbst dazu Glück wünschen konnte, so machte er mir Complimente darüber in den Briefchen, die der getreue Guerin mir überbrachte. Seit langer Zeit bat ich meine Erzieherin, mich mit der Gemahlin des Dauphins reden zu lassen. Diese junge Prinzessin war noch nicht funfzehn Jahr alt; sie war groß und schlank gewachsen, ihre Haut war blendend weiß, sie hatte eine frische Farbe, es war eine eben aufblühende Rose, von der ein Italiänischer Dichter sagt:

tanto è piu bella quantò se men monstra.

Ihre schönen blauen Augen strahlten vom

Feuer der Jugend und Gesundheit, ihr edler, majestatischer Anstand zeigte, daß sie eines Tages die erste Königin der Erde sein würde; ihr Gang war stolz und fest, mit Recht wandte man auf sie Virgils Vers an:

Et vera incessu patuit dea ....

Ihr Blick war sanft und einnehmend, der ganze Hof bewunderte ihre schönen blonden Haare; der deutsche Accent, den sie niemals ablegte, gab den schmeichelhaften und geistvollen Complimenten, die ihr niedlicher Mund an die Damen und vornehmsten Herren, die sie umgaben, richtete, neuen Reiz. Mit welchem Enthusiasmus pries ein jeder ihren Geist, ihre Annehmlichkeit, ihre Schönheit! Mit welchem Jubel wiederholte jede Familie auch das geringste Wort, was diese Prinzessin an sie gerichtet hatte! Kaum hatte sie sich gezeigt, so flogen alle Herzen ihr entgegen. Die Gemahlin des Dauphins konnte auf so viele Anbeter rechnen, als ihr erhabener Gemahl Unterthanen haben sollte; sie

ward vom Hofe und den Franzosen angebetet, und wenn Grazie, Sanftmuth, Geist und Schönheit Anspruch auf die Verehrung der Menschen haben, so war Marie Antoinette in der That des Weihrauchs würdig, den ganz Frankreich auf ihren Altären brannte.

Glücklich pries man denjenigen, der eines Blicks von dieser jungen Prinzessin gewürdigt wurde. Obgleich ich fern vom Hofe erzogen war, ergriff mich doch die Krankheit der Hofleute, oder vielmehr aller Franzosen, das Bedürfniß der Gottheit des Tages huldigen zu dürfen; aber meine Aufseherin setzte mir immer die Bitten meines Vaters, den strengen Befehl meiner Mutter entgegen, die allenthalben die Gemahlin des Dauphins begleitete. Vergebens erschöpfte ich meine ganze Beredsamkeit, um ihren Widerstand zu bekämpfen; nichts konnte sie auf andere Ideen bringen. Seit langer Zeit hatte ich ein Kompliment ausgesonnen, das mir sehr gefiel, und womit ich die Gemahlin des Dauphins

anreden wollte. Allein wie sollte ich mich nur auf einen Augenblick der Aufsicht meiner Gouvernante entziehen? Wie sollte ich von ihrer Seite wegkommen, da sie mich immer bei der Hand faßte, und ausdrücklichen Befehl hatte, mich nie von sich zu lassen. — Endlich fand sich eine günstige Gelegenheit; rasch ließ ich die Hand der Madame Delorme fahren, eilte der Dauphine entgegen, und sagte zu ihr: „Schönste Prinzessin, geruhen Sie huldreichst die Versicherung meiner Ergebenheit und meiner Ehrerbietung anzunehmen; Sie herrschen über mein Herz, wie über die Herzen aller Franzosen." Die Gemahlin des Dauphins lächelte, umarmte mich und sagte: „Wer bist du, freundliches Kind? Wie alt bist du?" Ich sah sogleich meine Mutter an, die neben der Prinzessin stand, um meine Antwort in ihren Augen zu lesen; aber ihr Blick war ernst und verlegen, und ein Wink mit den Augen lehrte mich, daß ich nicht von ihr sprechen solle. Ich antwortete daher so-

gleich: „Ich bin acht Jahre alt, bin jetzt nur noch Gräfin von Mont=Cair=Zain, aber bald werde ich eine Prinzessin an Ihrem Hofe sein.“ — „Wer sind denn die Eltern dieser liebenswürdigen kleinen Gräfin?“ fragte gütig die Gemahlin des Dauphins. „Der Prinz von Conti,“ versetzte rasch meine Mutter, die nur mit Mühe die Bestürzung über diese Frage verbarg; „es ist eine natürliche Tochter, die er wahrscheinlich legitimiren lassen will.“ Die Gemahlin des Dauphins leerte ihre Bonbonniere in meine beiden Hände, die ich zusammenhielt, umarmte mich noch einmal und sagte: „Ich will den Vater in Ihrem Namen grüßen, liebe Gräfin.“ Meine Mutter stand wie auf Kohlen. Sie fürchtete ohne Zweifel eine Verlängerung dieser Scene, denn sie gab meiner Aufseherin ein Zeichen, mich wegzuführen, die, ohngeachtet ihrer Dicke, mir nachgeeilt war, mich aufzuhalten, und ganz bestürzt ankam. Madame Delorme war viel zu besorgt für das Geheimniß meiner

ner Mutter, und zu aufmerksam, es so viel wie möglich zu bewahren, als daß sie sich durch die gütige Aufnahme, die ich gefunden hatte, geschmeichelt fühlte. Sie war unwillig darüber geworden, und fürchtete für sich. Man konnte es ihr übel nehmen, daß sie nicht sorgsam genug auf mich Acht gegeben hätte, um solchen Auftritt zu vermeiden. Sobald wir daher nur allein waren, so mußte ich eine Flut von Strafpredigten und Vorwürfen anhören, über meine Dreistigkeit, Leichtfertigkeit, und darüber, daß ich mein Versprechen so schlecht gehalten hätte. Wie sie meinte, hatte ich meinen Vater, meine Mutter, sie selbst in Verlegenheit gesetzt. Ich überhörte indeß diese Vorstellungen, mich beschäftigten die Artigkeiten, die des Dauphins Gemahlin mir gesagt, und der schmeichelhafte Kuß, den sie mir gegeben hatte, zu sehr, als daß ich meine glückliche Dreistigkeit hätte bereuen sollen. „Ich habe ihr nicht mißfallen,“ rief ich mit triumphirender Miene, „denn sie

„hat mich umarmt, und mir alle Bönbons
„geschenkt, die sie nur hatte.„

Dieser Grund fand indeß keine Gnade bei Madame Delorme; sie wollte mir bange machen, durch Androhung der Vorwürfe von meiner Mutter; aber meine Mutter sollte mich zu Versailles nicht sehen, und meinen Vater scheute ich nicht; Nachsicht gegen mich, war ihm zur Gewohnheit und zum Bedürfniß geworden. Ich kümmerte mich daher um die Drohungen meiner Aufseherin nicht. Sie schwatzte noch, als mein Vater hereintrat. Weit entfernt, aufgebracht zu sein, freute er sich über meinen Einfall, lachte mit mir darüber, und wünschte mir Glück dazu. — Madame Delorme fing an: „Aber Monseigneur „wissen Sie nicht„. . . . „Ich weiß alles," unterbrach sie mein Vater, und verdoppelte seine Liebkosungen gegen mich. „Ihre Geistesgegenwart hat ganz natürlich die Gelegenheit herbeigeführt, sie dem Dauphin vor„zustellen. Seine Gemahlin hat ihn neugie-

„rig gemacht, sie zu sehen. Wir wollen ihm „entgegen gehen.„ Er nahm mich sogleich mit, und stellte mich dem Dauphin vor, der eben von der Tafel kam, um zum Feuerwerke zu gehen. Er war damals sechzehn Jahre alt, schon verriethen seine Züge das feine Gefühl, die Freimüthigkeit und die Herzensgüte, die er in der Folge zeigte. Er verschwendete an mir weder Liebkosungen, noch Complimente, oder Bonbons, und doch schmeichelte mir die Art, wie er mich aufnahm, mehr als die Aufnahme, die ich bei seiner Gemahlin fand. Ich mußte bei dem Feuerwerke nicht weit von ihm sitzen; aber umsonst gab ich mir Mühe, seine Blicke auf mich zu ziehen; er betrachtete nur die Reitze seiner Gemahlin, und freute sich weniger an dem Feste, als über das Erstaunen und die Freude die sie bezeugte, besonders beim Anblick des Wiener Schlosses, das im Feuerwerk ganz so vorgestellt ward, als sie es verlassen hatte, um nach Frankreich zu gehen.

Meine Erzieherin war sehr unzufrieden, daß mein Vater gegen mich so schwach war; „er erlaubt ihr alles,“ sagte sie, wie er nicht zugegen war; „er hält ihre Fehler für lau„ter Vollkommenheiten, und wenn sie etwas „Dummes macht, so muntert er sie auf, dar„in fortzufahren, und macht ihr Complimen„te, als wenn sie, ich weiß nicht was Gro„ßes gethan hätte.„

Am meisten fand meine Erzieherin sich dadurch beleidigt, daß ich, als der Prinz mein Vater mir Glück wünschte, über ihre Predigt gespottet hatte, und noch mehr über ihre Art mir nachzulaufen. Ich machte vor meinem Vater ihren schweren und langsamen Gang nach, wie ihr Kopf sich rechts und links bewegte, wie von ihren Hüften immer eine vorauskam, ihre steifen Arme, ihre Ellenbogen, die sie wie angeleimt hielt, ihre kaum hörbare und unterbrochene Stimme. Je mehr mein Vater über diese Comödie lachte, desto mehr ärgerte sich Madame Delorme. Sie

hat dies selbst dem braven Bruder Hierony- mus erzählt, in einem Briefe, der bei der Untersuchung als ächt anerkannt ward. Es wird dem Leser nicht unangenehm sein, hier eine getreue Copie davon zu finden. Er ist datirt und überschrieben von Versailles, den 27 Mai 1770, und addressirt an den Bruder Hieronymus, Mönch des Klosters im Walde von Senard.

„Ich habe Ihren Brief vom funfzehnten „dieses Monats erhalten; Sie haben Recht, „daß es mir nicht möglich gewesen ist, Ih- „nen eher zu antworten; Sie wissen, daß „die Feste bei einer Vermählung so auf ein- „ander folgen, daß man keine Zeit hat zu „sich selbst zu kommen, wenn man mit da- „bei sein muß; und Sie wissen, daß ich den „Auftrag von Seiner Hoheit, dem Prinzen, „habe, seine Tochter nicht aus den Augen zu „lassen. Der Prinz kann sie jetzt nur selten „besuchen, da er immer bei Hofe sein muß; „und er begnügt sich damit, ihr Briefe zu

„schreiben durch Guerin, wenn er sie gesehen
„oder getroffen hat, und wenn er gefunden
„hat, daß sie sich sehr gut betrug nach sei-
„ner Weise; ich habe daher noch nicht
„von Ihren Patentbriefen sprechen können.
„Sie werden gewiß noch Zeit haben selbst zu
„kommen; Sie können diese Gelegenheit be-
„nutzen, sich gut zu amüsiren; ich will Ih-
„nen Plätze und Billete zu allem Möglichen
„verschaffen; Sie können mit dem Wundarzt
„Seiner Hoheit speisen, der fast alle Abend
„mit mir ißt .... Er erzählt alles....
„Sie werden sehen, wie schön und liebens-
„würdig die Gemahlin des Dauphins, ist; der
„König scheint sehr vergnügt darüber zu sein.
„Sie sagte zu ihm bei ihrer Ankunft: die
„Stunden haben mir Tage geschie-
„nen. Wir waren an ihrer Thüre als sie
„ausstieg. Wir sehen alles; nichts ist präch-
„tiger als die großen Hoffeten. Madame
„Alard ist durch den Dauphin hergerufen
„worden. Es thut gut, in einem Augenblick,

„wie dieser, seine Amme gewesen zu sein. „Die Gemahlin des Dauphin, tanzt wie ein „Engel; es nimmt sich gut aus, wenn sie mit „Seiner Hoheit dem Prinzen von Artois tanzt; „er erhält unter allen Prinzen den Apfel. „Seine Hoheit der Dauphin sind schwer und „linkisch, wie gewöhnlich. Ich glaube daß „diese Prinzessin uns Französinnen lehren „wird, sie anzubeten; sie ist durchaus nicht „stolz, und spricht mit allen. Unsere Kleine „spielte mir neulich einen schönen Streich; „den ersten Tag als die Gemahlin des Dau„phins spatzieren ging, entwischte sie mir und „lief ihr entgegen. Es kostete mir unsägliche „Mühe, sie wieder zu fassen; da ward sie bö„se auf mich, stampfte mit dem Fuße, und „sagte laut, daß ja ihre Mutter mit ihr sprä„che und doch nicht, wie sie, das blaue „Band habe; daß sie ihr auch ihr Com„pliment machen wolle. Würden Sie es „glauben, geliebter Bruder, daß diese kleine „Jungfer Naseweis der Dauphine gesagt

„hat: sie herrsche über ihr Herz, wie „über die Herzen aller Franzosen... „Sollte man es glauben, von einem Kinde „von acht Jahren? Wenn die Dauphine es „auch nicht gehört hat, so hat sie die Kleine „doch recht gut bemerkt, und ich zittere noch „vor Schrecken; die Herzogin war ebenfalls „in Sorgen, die Kleine hätte eben so gut mit „ihr, als mit der Gemahlin des Dauphins „sprechen können. In der Capelle, wenn al- „les umher schweigt, hustet sie, räuspert sich, „um von ihrem Vater bemerkt zu werden, „er mag sprechen mit wem er will. Es ist „ein ganz anderer kleiner Teufel als diesen „Winter. Von einem Tage zum andern wird „sie entschlossener; ich weiß nicht wann bei „ihr die Schüchternheit kommen wird, viel- „leicht erst wenn es ihr Schaden bringen „kann, aber jetzt achtet sie nichts; das ge- „fällt ihrem Vater sehr, und sie wird es weit „bringen. Glauben Sie mir, benutzen Sie „dies, daß unsere kleine Gräfin Mont-Cair-

„Zain alles bei ihm gielt; sie wird eines Ta-
„ges eine Prinzessin werden; ja gewiß, und
„vielleicht wird man bald Feste für sie an-
„stellen. Jedermann weiß, wie ver-
„traut ihr Vater mit dem Könige
„ist. Der König kann ihm kein beßeres Mit-
„tel geben, sich für all das Unglück, das ihm
„der Graf de la Marche zugefügt hat, zu
„rächen, als wenn er auf gewisse Art diese
„Tochter, die er anbetet, für ächt erklärt.
„Guerin hat mir gesagt, daß er dabei viele
„Vorsicht anwenden müsse; vielleicht hat dies
„so heiß geliebte Kind schon viele Feinde.
„Ich werde Ihnen alles sagen, kommen Sie
„nur; vielleicht habe ich dem Papiere schon
„zu viel anvertraut; ich kenne schon Klug-
„heit. Bedenken Sie, daß nichts mein Glück
„so beschleunigen kann, als das Glück meines
„Zöglings.„

„Gute Nacht, mein lieber Bruder und
„künftiger Schwager, ich muß bis in die
„Nacht aufsitzen, um Ihnen zu schreiben, da-

„her schmiere ich so; sie schläft, es ist mir „durchaus verboten, sie einen Augenblick „zu verlassen. Benutzen Sie dies alles, um „einen Erlaubnißschein zum verreisen zu er- „halten, es wird Platz für Sie sein.„

Delorme.

Meine Complimente an alle Mönche, besonders an den Superior.

Grou.

Ich habe schon oben angeführt, daß dieser Herr Guerin, von dem in diesem Briefe die Rede ist, der Wundarzt und ein Vertrauter meines Vaters war; er aß in der That jeden Abend bei uns, brachte mir Geschenke von meinem Vater, wenn dieser nicht selbst kommen konnte; und er verfehlte zu Versailles so wenig als zu Paris, einen Theil von dem, was er mir überbringen sollte, für seine Kinder zu nehmen. War es mit meinem Vater so verabredet? hatte er vielleicht die Absicht, mich von meiner Leckerhaftigkeit zu heilen? Ich wagte auch hier nicht, mich dar-

über zu beklagen, um nicht für leckerhaft gehalten zu werden, denn in dem Falle verstand Jean Jacques Rousseau keinen Spaß, und ich fürchtete seinen Tadel und besonders seine Geschichten über Alles.

Sobald die Feste geendigt waren, kehrten wir nach Paris zurück; es kostete mir viele Mühe, den Lärm der rauschenden, und sich immer erneuernden Vergnügungen zu vergessen, die ich eben genossen hatte, um meine einsamen Beschäftigungen und gymnastischen Übungen wieder vorzunehmen; aber Jean Jacques war unmerklich dahin gekommen, mich an meine ehemalige Lebensart wieder zu gewöhnen, als mein Vater mir ankündigte, daß ich ihn nächstens nach Fontainebleau begleiten sollte.

„Ich will,“ sagte er mir eines Abends, „daß du das Lager siehst, mir macht nichts „Freude, als wo du auch dabei bist; dich „halte ich höher als Alles, was ich in der „Welt habe; du sollst der Trost und das

„Glück deines alten Vaters sein„ . . und die Thränen flossen ihm aus den Augen. Ich sah recht gut, daß mein Bruder vielleicht unschuldig die Ursache seines Kummers war, und ich wollte diesen Umstand benutzen, um aufs Neue etwas für den Grafen de la Marche zu thun; aber mein Vater stieß unwillig alles zurück, was meine Liebe mir eingab; ich wußte nicht, was für eine neue Ursache zur Unzufriedenheit mein Bruder ihm gegeben hatte, ich wollte dem Triebe meines Herzens, den weisen Rathschlägen Jean Jacques Rousseaus und meiner Erzieherin folgen; aber meine Unwissenheit schloß mir bald den Mund, und ich hatte kein anderes Mittel, einen betrübten Vater zu trösten, als Verdoppelung meiner Liebkosungen.

Der Hof war kaum zu Fontainebleau angekommen, als meine Erzieherin von meinem Vater und meiner Mutter den Befehl erhielt, sogleich dahin zu kommen, um mir dort eine Wohnung einrichten zu lassen. Was mir am

meisten Freude bei dieser Reise machte, war das Versprechen meines Vaters, mir ein kleines, niedliches, gut zugerittenes Pferd zu geben, damit ich in Fontainebleau mit auf die Jagd reiten könnte. Dies Pferd war mir seit langer Zeit versprochen, unter der Bedingung, wenn ich mich gut und vernünftig zu Versailles aufführen würde; meine Mutter war eben nicht sehr von meiner Klugheit und guten Aufführung erbaut, aber mein Vater, der seine Tochter anbetete, war bezaubert durch mein Betragen. Ich ermahnte ihn auch, sein Wort zu halten, und versprach ihm, eben so vernünftig zu Fontainebleau als zu Versailles zu sein. Ich wußte, daß dies Versprechen mich nicht sehr band, und hielt es buchstäblich. Als ich sah, daß meine Aufseherin ohne mich nach Fontainebleau ging, glaubte ich, daß die Nothwendigkeit, mir eine Wohnung einzurichten, nur ein Vorwand sei, und daß meine Mutter sie nur holen ließ, um ihr Gegenbefehle zu geben; aber meine

Angst dauerte nicht lange. Kaum war Madame Delorme zu Fontainebleau angekommen, so schrieb sie mir, unter der Addresse: an die Gräfin von Mont-Cair-Zain, im Hause des Herrn Jacquet, in der Straße Fossés-Montmartre, folgenden Brief.

„Gnädige Gräfin.

„Nur einen Augenblick kann ich abkom„men, und ich eile, Ihnen zu versichern, daß „die Frau Herzogin mich nicht hat holen „lassen, um mir einen Gegenbefehl zu geben, „sondern ganz im Gegentheil, ich habe sie „nur erst einen Augenblick sehen können, „aber der Wundarzt des Prinzen ißt bei mir „zu Abend, und er hat mir mit wenig Wor„ten gesagt, daß der Prinz Sie durchaus „hier haben wolle, und daß, wenn er noch „nicht mit dem Könige gesprochen habe, er „nun nicht lange mehr zaudern würde, und „daß der Prinz Sie nur mit ausdrücklicher „Erlaubniß des Königs, ins Lager kommen „lassen werde. Sein Sie daher vernünftig,

„denn ich habe einen Brief vom Prinzen in „meiner Wohnung vorgefunden, worin Seine „Königliche Hoheit mir anbefehlen, nichts als „auf seinen Befehl zu thun, weil er vom „Könige sich die Erlaubniß verschaffen will, „Sie seine Tochter nennen zu können, und „vielleicht noch mehr, oder wenn das nicht, „so wird gar nichts aus der Reise; aber sein „Sie darüber nicht unruhig, denn alles scheint „so eingeleitet zu sein, daß Sie recht förm„lich diesen ehrenvollen Titel erhalten werden, „vorausgesetzt, daß Sie sich so ordentlich und „vernünftig, wie zu Versailles betragen.„

„Ich bin mit Ehrerbietung, gnädige Gräfin,

Ihre unterthänigst gehorsamste Dienerin

Delorme.„

Dieser, vom vierten Oktober 1770 datirte Brief, ist wie die andern, bei einer gerichtlichen Untersuchung, für ächt anerkannt und ins Protokoll eingetragen. Mein Vater ersuchte den König in der That um die Gnade, mich seine Tochter nennen zu dürfen, und

mich nach Fontainebleau kommen zu lassen, auf ausdrückliche Erlaubniß Seiner Majestät. Ungeduldig erwartete ich die Erfüllung der Verheißung meines Vaters, als ich von Madame Delorme folgenden Brief erhielt, der aus Fontainebleau vom 7 Oktober datirt ist.

„Gnädige Gräfin.

„An dem Schlüssel zu Ihrem Zimmer „werden Sie einen Brief, den der Prinz mir „für Sie gegeben hat, finden. Anfänglich „wollte er, daß ich selbst ihn überbringen „sollte; als ich ihm aber vorstellte, wie sehr „Ihre Reise, der Sie so ungeduldig entgegen„sehn, um seine Erlaubniß, bei den Festen zu„gegen zu sein, benutzen zu können, dadurch „verzögert werden würde, so willigte er gleich „ein, daß ich nur suchen sollte eine Wohnung „für Sie zu bekommen, wozu Ihre Frau „Mutter mir schon den Auftrag gegeben hatte. „Sie sind schwer zu finden und sehr theuer; „da mir aber kein Preis bestimmt ist, so „zweifeln Sie nicht, bitte ich, an meinem Ver-

lan-

„langen, und meinem Wunsch, Ihnen Pro-
„ben meines Eifers, meiner zärtlichen Sorg-
„falt und meiner Achtung zu geben, womit
„ich bin u. s. w.

Delorme.„

N. S. „Ich bitte noch einmal darum,
„gnädige Gräfin, daß Sie sich von niemand,
„als der guten Leblanc schnüren laßen, Ihre
„neuen Überröcke nicht anziehen, und beson-
„ders nicht das Leibchen Ihres goldgestickten
„Kleides, damit alles noch neu ist, wenn Sie
„ins Lager kommen.„

Der Brief, den Madame Delorme an meinen Stubenschlüssel befestigt hatte, war von meinem Vater, worin er mir meldete, daß er bald vom Könige die Erlaubniß erhalten werde, mich öffentlich seine Tochter zu nennen, und mich dann nach Fontainebleau kommen zu laßen. Mein Vater schrieb, wie trunken von Glück und Freude; er rieth mir, ja den Brief sorgfältig zu bewahren, und ich hütete mich wohl, ihn liegen zu laßen,

oder ihn jemanden zu zeigen. Ich hatte bemerkt, daß meine Erzieherin mir listig alle Briefe meines Vaters wegzunehmen pflegte, und noch eifriger alle, die meine Mutter mir schrieb; dies Mal war ich auf meiner Hut, und nahm mir vor, ihn sogleich bei meiner Ankunft in Fontainebleau meinem Vater zu zeigen.

Endlich schrieb mir Madame Delorme, am zehnten Oktober, immer unter der Adresse: an die Gräfin Mont-Cair-Zain, im Hause des Herrn Jacquet, in der Straße Fossés-Montmartre.

Gnädige Gräfin.

„In drei Tagen komme ich, Sie abzuho-„len; Ihr Zimmer wird den vierzehnten fer-„tig sein; es ist recht hübsch und an der „Straße, so wie Sie es wünschten; die Frau „Herzogin hat nichts über den Preis gesagt, „der in der That ungeheuer ist. Der Prinz „will nicht, daß Sie Ihre Stunden versäu-„men sollen, daher begleiten uns Lerouge der

„Oberlehrer. . . . In Ihrer Antwort an Ih-
„ren Herrn Vater sind über zehn Fehler; im-
„mer liebe Papa . . . ach geben Sie sich
„doch Mühe, liebe kleine Freundin, sich
„die Fehler abzugewöhnen, und nicht so viele
„Dintenflecke in den Briefen an den lieben
„Papa zu machen. Da Sie sich ihm so dank-
„bar zeigen, so können Sie am ersten seine
„Zärtlichkeit erwiedern, wenn Sie recht fleißig
„sind. Bedenken Sie recht wohl, wie gütig
„der Prinz gegen Sie ist; er ist ein eben so
„guter Vater, als er groß, edel und gefühl-
„voll ist. Was er für Sie zu thun im Be-
„griff ist, giebt davon einen rührenden Be-
„weis; Sie sind zu jung, um zu fühlen, daß
„es ohne Beispiel ist, und daß Sie die
„erste natürliche Tochter sind aus
„Ihrem Hause, der ein so ausge-
„zeichnetes, so glänzendes, so be-
„neidetes Schicksal bestimmt ist. Ich
„habe wieder gehört, daß Sie Ihren Lehrern
„Billette gaben, ohne Stunden genommen zu

„haben; daß Sie fast immer nichts thun,
„sich herumtreiben, und Ihrem kleinen Husa-
„ren Maulschellen geben, während der Prinz
„sich hier nur mit Ihnen beschäftigt. Ge-
„stern ward Ihnen eine große Gna-
„de bewilligt, und der gnädige
„Prinz verließ Seine Majestät nur,
„um mir aufzutragen, es seiner
„Tochter zu schreiben. Ich habe ihm
„nicht alles gesagt, was Sie machen; ich ha-
„be im Gegentheil den Augenblick, wo er Sie
„wieder in seine Arme schließen kann, beschleu-
„nigt. Meine Ergebenheit gleicht der tiefen
„Achtung, womit ich u. s. w.

Delorme.„

„N. S. Sie finden mehr Musikalien hier,
„als Sie spielen werden; überdieß müssen Sie
„sich ganz mit Zemire und Azor beschäftigen.
„Für Sie habe ich mehr Weintrauben auf-
„heben lassen, als Sie essen können.„

Dieser Brief, worin ich manchen unbe-
deutenden Zug habe stehen lassen, damit der

Leser das, woran ich Gefallen fand, so wie meine Fehler kennen lerne, enthielt noch einige besondere Aufträge für die Leblanc, die ihn mir wegnahm, und dem Bräutigam meiner Erzieherin gab, bei welchem ich, glücklicher Weise, ihn, und so viele andere wiederfand, deren Zeugniß mir eben so wichtig ist, und die förmlich vor den Tribunalen anerkannt sind. Die Vorwürfe, die meine Erzieherin mir machte, daß ich meinem kleinen Husaren Ohrfeigen gäbe, waren leider nicht ungegründet. Ich hielt viel auf ihn, aber wenn wir zusammen spielten, machte ich die Gebieterin und Aufseherin, und da es mir ein gutes Mittel schien, sich Ansehn zu verschaffen, wenn ich, wie so viele schlechte Erzieher, rechts und links ungestraft um mich schlüge, so übte ich meine Gewalt und meine Herrschaft aus, und quälte meinen Spielkameraden. Die Sanftmuth und Ergebenheit dieses liebenswürdigen Kindes, machten indeß, daß ich oft in mich ging, und daß ich,

wenn ich einer Neigung, die uns so natürlich ist, unsere Kräfte und unser Ansehn zu mißbrauchen, gefolgt war, ihn beschwor, es mir wieder entgelten zu laßen, und mich doppelt so viel zu schlagen. Er lachte, und hob niemals die Hand gegen mich auf. Auf eine für mich viel demüthigendere Art, wußte er mich von meinem Leichtsinn und meinem aufbrausenden Zorne zu heilen; wenn ich ihm eine Ohrfeige gegeben hatte, so hielt er die andere Backe auch hin und sagte: „da Sie, „gnädige Gräfin, mir eine Ohrfeige gegeben „haben, so habe ich gewiß zwei verdient.„ Ich weiß nicht, ob Jean Jacques oder ein anderer, ihm diese Antwort angegeben hatte; aber gewiß, sie machte einen viel größeren Eindruck auf mich, als alle Strafen, alle Vorstellungen; sie hätten mich nur dahingebracht, das gute Geschöpf zu hassen. Aber seine treflichen Anlagen, seine Herzensgüte, die ich mit meiner zu großen Lebhaftigkeit verglich, machten, daß ich ihn als meinen Bruder liebte.

Auch war ich kaum neun Jahre alt, so durfte ich mir über diesen Fehler keine Vorwürfe mehr machen, und ward nie mehr von ihm beschämt.

Es war festgesetzt, daß wir auf der Fahrt nach Fontainebleau, das Kloster der guten Mönche zu Senard besuchen wollten, und besonders den ehrwürdigen Bruder Hieronymus. Diesem Entschluß traten einige Hindernisse in den Weg, aber der Brief des guten Eremiten an Herrn Jacquet zeigt, wie sie beseitigt wurden.

Senard, den 25 September 1770.

„Ich schreibe Dir schnell einige Worte, „um Dir zu sagen, daß ich vergessen habe, „Dir anzuzeigen, daß diese Damen, ohne Er„laubniß des Erzbischofs, nicht ins Haus „kommen dürfen; Du mußt Dich daher an „den Herrn Abbé Grisselle wenden, unsern „würdigen Superior, den ich schon vorläu„fig davon benachrichtigt habe; er antwor„tete mir, daß, was für eine Tochter des

„Prinzen es auch sein möge, die Erlaubniß „des Erzbischofs immer nöthig sei; sage ihm „aber das Alter der Gräfin von Mont-Cair-„Zain, und in dem Falle, daß er es ver-„gessen haben sollte, darüber mit dem Herrn „von Beaumont zu sprechen, so wird er „schon selbst die Erlaubniß geben. Auf Wie-„dersehen.

Dein Bruder von Crouzoules.

Bruder Hieronymus.„

Sobald ich zu Fontainebleau angekommen war, eilte mein Vater zu mir, mich zu umarmen. In seinen Armen erfuhr ich, was die Verschwiegenheit meiner klugen Erzieherin mir nur angedeutet hatte, und wie sehr ich aufs Neue Seiner Majestät verpfllichtet sei. Um keinen Zweifel über mein Glück zu lassen, gab er mir einen Brief von Ludwig XV. zu lesen, worin dieser Monarch ihm versprach, seine Wünsche zu erfüllen, und sobald s e i n e k l e i n e C o u s i n e etwas vernünftiger geworden wäre, mir sogleich den Titel und

Rang einer Prinzessin zu geben; er bevollmächtigte ihn, meine Erziehung, diesem Versprechen und ihren gegenseitigen Absichten gemäß, besorgen zu lassen. Man denke sich die Freude und das Entzücken eines Kindes von neun Jahren, bei diesem Briefe! Ich wollte ihn haben, um ihn stets bei mir zu tragen; mein Vater machte mir anfänglich einige Vorstellungen über die Wichtigkeit dieses königlichen Briefes, über den Mißbrauch, den meine Feinde davon machen könnten, wenn er in ihre Hände fallen sollte, und über die Gefahr, worin ich schwebte, ihn bei meinem wilden, zerstreuten Wesen zu verliehren. Um ihm indeß zu beweisen, wie ordentlich und vorsichtig ich sei, zeigte ich ihm den Brief, den er mir durch Madame Delorme geschickt hatte, erzählte ihm zum Theil, welche Mühe man sich gegeben hätte, ihn mir wegzunehmen, und die unschuldige List, die ich angewendet hatte, den Zudringlichen einzubilden, daß der Brief vernichtet sei. Ich hatte ihn

durch diesen in die Augen springenden Beweis umgestimmt; meinen Bitten, meinen Liebkosungen, meinen Thränen, konnte seine Vaterliebe nicht widerstehen, und er gab mir den köstlichen Brief, der für mich ein wahrer Schatz war. Als ich allein war, las ich ihn wohl hundertmal, küßte ihn und benetzte ihn mit Thränen der Dankbarkeit und Freude.

Mein Vater hatte mich so vollkommen überzeugt, daß des Königs Wort unwiderruflich und heilig sei, daß ich mich schon als eine Prinzessin ansah. Besonders verdrehte mir das kleine Cousine, wie mich der König in diesem Briefe nannte, den Kopf. Meine ausgelassene Freude gefiel meinem Vater, und er erlaubte mir sogar beim Spielen, Madame Elisabeth meine liebe, kleine Cousine zu nennen. Diese Prinzessin war zwei Jahre jünger als ich, das Alter und die Erziehung gaben mir gewissermaßen eine Autorität über sie. Sie spielte gern mit mir, weil meine lebendige Phantasie immer tau-

send Kleinigkeiten für sie ersann, die sie überaus belustigten, und ich suchte ihr die Zeit angenehm zu vertreiben, theils aus Selbstliebe, theils aus Eifer und Liebe für sie. Sie war die personificirte Güte und Sanftmuth; ich verlangte auch, sobald ich im Schlosse war, mit Madame zu spielen, oder vielmehr ich hatte nicht nöthig es ihr erst sagen zu lassen; ihre Hofleute verfehlten nicht, ihr die Ankunft der kleinen Freundin zu melden. Man wird leicht denken, daß meine Hand nicht so rasch war, als wenn ich mit meinem kleinen Husaren spielte. Eines Abends, als wir zusammen spielten, ging Madame Dubarry durch das Zimmer, worin wir waren; der Prinz Conti bot ihr den Arm; sie stand still, zeigte mich meinem Vater, der mich zärtlich anblickte, und sagte: „Sehen Sie doch Ihre „Kleine, die mit ihrer vernünftigen Miene „Madame, ihre liebe, kleine Cousi„ne nennt, weil sie zwei Jahre älter ist; „sehen Sie!„ Mein Vater lächelte, stellte

sich vor Madame Dubarry und sprach ganz leise mit ihr. Ich war zu weit entfernt, um etwas hören zu können; aber statt meiner Ohren, spielten meine Augen ihre Rolle, und ich errieth aus den Zeichen des Erstaunens und der Freude, aus den Zeichen der Billigung, aus den Complimenten der Madame Dubarry, und aus den hochachtungsvollen Blicken, womit sie mich ansah, daß mein Vater sie von den Verheißungen des Königs, und von dem glänzenden Loose, das mir bestimmt war, unterhielt. Es blieb mir auch nicht der geringste Zweifel darüber, als ich am folgenden Morgen das Vergnügen hatte, die Gräfin Dubarry bei mir zu sehen, mit meinem Vater und dem Prinzen von Soubise. Dieser Schritt gegen ein Mädchen von meinem Alter, zeigte, daß es weniger ein freundschaftlicher, als ein Staatsbesuch war.

Mein Vater wollte nicht, daß ich meine Stunden zu Fontainebleau, wie zu Versailles versäumen sollte; meine Lehrer kamen daher

auch immer zu mir, und nur in meinen freien Stunden durfte ich bei den Hoffesten zugegen sein. Mein Vater führte viele Herren des Hofes zu mir, vor denen ich singen und spielen mußte. Ich sollte selbst, nach seinem Willen, Stunden in ihrer Gegenwart nehmen, was mich anfangs sehr furchtsam machte, ihre Güte und Gefälligkeit gaben mir indeß bald wieder Zutrauen. Überdieß trug mein Vater Sorge, keinen zu mir zu bringen, als seine vertrauten Freunde, die des Königs Absicht mit mir, und die Schwachheit meines Vaters gegen sein verzogenes Kind kannten. Die Eigenliebe blendete mich von dieser Zeit an nicht genug, zu glauben, daß die Complimente, womit man mich überhaufte, alle verdient wären; ich hatte einige angenehme Talente; ich gab Zeichen einer lebhaften Einbildungskraft, eines frühreifen Urtheils; aber hätte man meinem Vater nicht den Hof machen, und seiner zärtlichen Zuneigung zu mir schmeicheln wollen, würde man sich wohl ge=

stellt haben, als ob man über meine Stimme, meine Zeichnungen und mein Geschwätz, als über eben so viele Wunder erstaunt wäre? Hätte man mich wohl sonst allenthalben Phönix-Conti genannt, wie alle Herren vom Hofe thaten, wie man in der Folge, aus dem Zeugnisse meiner Aufseherin sehen wird. Ich kann mich glücklich preisen, daß Jean Jacques Lehren gegen die Fallstricke der Eitelkeit und Schmeichelei mir immer gegenwärtig waren; ich hätte mich sonst im neunten Jahre für ein achtes Wunder der Welt gehalten, und mein Vater war nicht Schuld daran, daß ich nicht eine solche Vorstellung von meiner kleinen Person hatte, denn seine Zärtlichkeit blendete ihn so, daß alles an mir ihm reizend und bewundernswerth schien.

Eines Tages, als der Prinz von Soubise und der Marquis von Antraigues ihre Beredsamkeit erschöpft hatten, meine sogenannten Talente zu loben, beschlossen sie, während ich ihnen auf meiner Harfe eine Sonate, die

sie, wie ich glaubte, zu hören wünschten, spielte, mich aus dem Takt zu bringen. Mitten in einer schwierigen Stelle fragten sie mich daher, wie es käme, daß ich ein Medaillon an einem blauen Bande trüge, da sie doch nur das Ludwigskreuz hätten, obgleich sie soviel älter wären? Ich erwiederte Ihnen, ohne aufzuhören zu spielen, oder aus dem Takt zu kommen: „das eine ist ein Beweis der großen Gunst, das andere ein Beweis des großen Verdienstes.„ Diese Antwort, die jedes etwas geübte Kind gegeben hätte, so gut wie ich, schien diesen Herren sehr bewundernswürdig. Sie machten mir tausend schmeichelhafte Complimente, und, wie gewöhnlich, sehr übertriebene, über den brillanten Vortrag der Sonate. Der Marschall von Soubise sagte, daß man den Phönix-Conti weder am Ton der Stimme, noch an den Gesichtszügen verkennen könnte. Mein Musikmeister war entzückt, und seiner Schülerin pochte das Herz laut vor Freuden,

troß der Vorsichtsmittel Jean Jacques. Der Philosoph hatte uns nicht begleitet, sein Geschmack, seine Gewohnheiten und sein Charakter entfernten ihn vom Hofe; allein er besuchte uns bisweilen. Ich ward nun zu jedem Feste eingeladen, und erhielt meinen bestimmten Platz. Für mich war es ein großes Fest, mich dem glänzendsten Hofe von Europa zeigen zu können. Mein Vater verfolgte mich immer mit zärtlichen, aufmerksamen Blicken, worin man leicht die Freude über die Aufnahme, die seine Tochter fand, lesen konnte. Er rechnete allen die Lobsprüche hoch an, die man sich beeiferte ihr reichlich zu ertheilen; kurz, er zeigte alle Schwächen, alle Gutwilligkeit eines Vaters.

Besonders wenn er an der Seite des Königs war, mochte er mich gerne vor Augen haben, um mich dem Könige zu zeigen, der mich gnädig ansah, mich freundlich anlächelte, und so auf ein Mal zwei Glückliche machte. Eines Tages sprach der Marschall von

Soubise mit meinem Vater, über diese ausgezeichneten Gunstbezeugungen Ludwigs XV. und über die Aussichten, die mir diese glücklichen Vorbedeutungen eröffneten; meine Eigenliebe, die allen Schmeicheleien meiner neugierigen Erzieherin widerstanden hatte, konnte der Eitelkeit, dem Marschall mein Glück und meine Auszeichnung in ihrem ganzen Umfange kennen zu lassen, nicht widerstehen. Ich näherte mich ihm, und gab ihm mit geheimnißvoller Miene, und indem ich ihm leise einige vertraute Worte zuflüsterte, den Brief meines Vaters und den des Königs. Er las sie laut; meine Erzieherin, die im Zimmer war, staunte nicht wenig, und horchte aufmerksam zu. Die Güte, womit Ludwig XV. von mir sprach, konnte sie wohl in Erstaunen setzen, aber nicht weniger stutzte sie auch über meine Verschwiegenheit gegen sie. Ich hatte auch nicht ein einziges Wörtchen fallen lassen, wodurch sie auf die Spur meines Geheimnisses hätte geleitet werden können; wenn

sie zugegen war, schien ich durchaus nicht an einen Gegenstand zu denken, der mich doch Tag und Nacht beschäftigte. Mein Vater bemerkte lächelnd ihr Erstaunen, und machte mir Vorwürfe, daß ich so leichtsinnig dem Marschall, in Gegenwart der Madame Delorme, die Briefe gezeigt hatte, die ich, meinem Versprechen gemäß, geheim halten wollte. Er konnte sich nicht enthalten, meine große Vorsicht, die ich gegen meine Erzieherin, meinen kleinen Husaren, und alle meine Leute gezeigt hatte, zu loben. Dieser Vorfall, und die Art wie ihn Madame Delorme ihrem Freunde erzahlt hat, ist zu wichtig, als daß ich nicht überzeugt sein sollte, der Leser werde hier gerne den Brief der Unglücklichen finden, die, damals noch schuldlos, in Rücksicht auf mich, über diese Begebenheit an Hrn Jacquet schrieb. Es scheint als ob die Vorsehung, die sich dieser Frau bediente, mich zur Verzweiflung zu bringen und mich zu quälen, gewollt hat, daß das

Zeugniß meiner ärgsten Feindin selbst dazu dienen sollte, die wichtigsten Ereignisse meines Lebens zu bezeugen und zu erklären. Es ist unnöthig zu wiederholen, daß alle Briefe der Madame Delorme, ebenfalls gerichtlich anerkannte Beweise sind. Sie schrieb den 23sten Oktober 1770, an ihren Verlobten:

„Alles geht gut, für mich sowohl als mei„ne kleine Gräfin, sie spielt schon eine große „Rolle; alle unsere Herren machen ihr den „Hof; sie nennen sie auch nicht anders, als „den Phönix-Conti. Der Prinz hat kei„ne Ursache zu schmählen, daß ich Geschenke „annehme; der Prinz von Soubise schenkte „mir erst gestern, in seiner Gegenwart, eine „sehr schöne Bonbonniere von emaillirtem „Golde. Ich war sehr in Verlegenheit, ob „ich sie annehmen sollte oder nicht; der Prinz „sah mich aber so gütig und gnädig an, „daß ich gar nicht zweifele, daß er mir sei„nen Beifall gegeben hat. Er war sehr gu„ter Laune, und das bloß, weil man seine

„Tochter sehr lobte, die für ein armes Mäd-
„chen im Hause etwas eingesammelt hatte;
„sie erhielt sogar einen Louisd'or von einem
„alten Grafen, der es noch oft bedauert ha-
„ben wird; sie benahm sich aber dabei mit
„solchem Anstand und mit solcher Feinheit,
„daß ich selbst mich darüber wunderte; sie
„ist über alle Beschreibung muthwillig, und
„eben darum hat sie ihr Vater so lieb, weil
„sie dabei eine so kluge Miene annimmt, als
„wenn sie schon zu reifern Jahren gekommen
„wäre. Der Marschall sagte leise zum Prin-
„zen, daß der König viele Zuneigung für sei-
„ne Tochter zeige; meine kleine Gräfin, de-
„ren Ohren so fein wie niedlich sind, dräng-
„te sich zwischen beide und sagte zum Mar-
„schall: da erzählen Sie uns nichts Neues,
„sehen Sie, lesen Sie den Brief vom Vater
„und vom Könige, und Sie werden sehen,
„daß man kein Mißtrauen gegen mich ge-
„habt hat, weil ich beide bei mir habe; und
„daß mein Vater will, daß ich sie immer

„behalten soll. Der Marschall hat recht gut
„bemerkt, daß der Brief vom Prinzen ad-
„dressirt war: an die Gräfin von Mont-
„Cair-Zain. Sehen Sie, mein Freund, die
„Kleine ist verschlagen genug; ich wußte dies
„so wenig, als etwas von dem Briefe des
„Königs; ich weiß nicht, wer ihn ihr gege-
„ben hat, und Sie sehen wohl, daß ich mich
„darnach nicht erkundigen darf noch kann;
„so wie Seine Majestät sich in diesem Brie-
„fe, in Rücksicht auf diese kleine Prin-
„zessin ausdrückt, darf ich nicht versuchen,
„in die Geheimnisse und das Vorhaben der
„königlichen Familie zu dringen. In ihrem
„Alter so vorsichtig, so zurückhaltend gegen
„mich zu sein! Es war sehr unnütz, daß
„man in dem Briefe vom zehnten sich so
„vorsichtig ausdrückte, und ihn ihr wegneh-
„men ließ; ihre Mutter weiß von diesem gar
„nichts, und ich werde sehr in Verlegenheit
„sein, wenn ich in Rücksicht auf diesen,
„denselben Befehl als für die anderen erhal-

„ten sollte. Es thut mir sehr leid, mein „Freund, daß Sie nicht den Dienst haben, „ich würde Ihnen allenthalben Billette und „Einlaß verschaffen. Wir sind bei allen Fe= „sten; in diesem Augenblick wollen wir zur „großen Jagd, dann nach dem Schlosse, und „den Nachmittag nach der Oper. Ehegestern „war die große Tafel sehr prächtig. Suchen „Sie einen Augenblick zu finden um zu kom= „men zu Ihrer

Delorme.“

Man sieht aus diesem Briefe, daß mir auf Befehl meiner Mutter, alle Briefe ge= nommen wurden, aber ich schöpfte keinen Ver= dacht. Ich wußte recht gut, daß sie nichts so sehr fürchtete, als den Glanz, den mein Vater mir bestimmt hatte; sie fürchtete, daß durch meine Erhebung ihre Ehre Gefahr lau= fen könnte, und daß Übelwollende, diejenige zu kennen suchen würden, der ich mein Leben verdankte. Ihre Unruhe bekümmerte meinen Vater, aber sie vermochte nichts über seinen

Entschluß; was mich anbetraf, so war sie zu vernünftig, zu fordern, daß ich, in meinen Jahren, ihrer Furcht das glänzende Glück, das mein zärtlicher Vater mir vorbehielt, aufopfern sollte; sie machte ihre Bemerkungen auch gegen keinen als gegen den Prinzen von Conti, und der war immer unerbittlich. Sie kam sehr selten zu mir in Fontainebleau, und ich lief nicht mehr zur Gemahlin des Dauphins, wenn sie bei ihr war.

Ich hatte den Hof in seiner ganzen Pracht zu Versailles gesehen; in Fontainebleau machte er gewissermaßen ein Familiengemälde. Meine Frauen unterhielten sich von den kleinen täglichen Intriguen. Es schien mir aus ihren Reden, als ob die Gemahlin des Dauphins, die noch immer von den Franzosen angebetet ward, Ludwig dem XV. nicht mehr so lieb war, als bei ihrer Ankunft. Man beschuldigte Madame Dubarry, daß sie auf ihre Schönheit eifersüchtig sei, auf ihre Annehmlichkeit, und die Huldigungen, die ihr allent-

halben zu Theil wurden; daß sie bei Ludwig dem XV. sie angeschwärzt habe; daß sie gegen diese Prinzessin anstößige Anekdoten verbreitet habe; daß sie von ihr nicht anders als mit Verachtung spreche; sie nur den kleinen Rothkopf nenne; daß sie ihr ein Verbrechen aus ihrer Anhänglichkeit für den Herrn von Choiseul mache, dem sie es doch verdankte, daß sie ausersehen ward, eines Tages den ersten Thron der Welt zu theilen. Mit einem Worte, man sah schon den Keim zu der Art von Trennung, die bald zwischen der Favoritin und der ersten Prinzessin des Hofes erfolgte. Mein Vater erzählte mir zwei Anekdoten die darauf Bezug haben.

Madame Dubarry hatte Ludwig den XV. so sehr gegen die Gemahlin des Dauphins, die er früher anbetete, aufgebracht, daß er eines Morgens beim Aufstehen sagte: „Ich „weiß recht gut, daß die Dauphi„ne mich nicht liebt." Schreckliche Worte im Munde jedes anderen Prinzen! Ein

Todesurtheil im Munde Heinrichs des VIII. oder eines Tiberius. Aber Ludwig der XV. der leicht gegen jemand eingenommen werden konnte, und schwach war, war keines Verbrechens fähig. Der Dauphin, setzte mein Vater hinzu, vergilt der Sultanin recht tüchtig den Haß, den sie gegen Marie Antoinette hegt; und wenn der junge Dubarry, der Sohn des Grafen Jean, die Stelle eines Stallmeisters bei diesem Prinzen nicht erhalten hat, so war nichts anderes Schuld daran, als daß der Dauphin öffentlich gesagt hatte: erhält er die Stelle, so werde ich ihm einen Stoß mit dem Fuß beim ersten Debotté geben. Diese Worte schienen damals etwas hart und unüberlegt, und die Familie Dubarry mußte sich sehr unklug und schlecht betragen haben, um sie dem Dauphin zu entpressen, der für seinen Großvater eine unbegränzte Achtung hegte, und ihm unbedingt gehorsam war. Niemand schien mehr davon überzeugt zu sein,

als er selbst, daß der muthmaßliche Erbe der Krone nichts anders, als der erste Unterthan ist.

So artig sich auch Madame Dubarry gegen mich betrug, so empörte mich doch das Böse, das man allenthalben von ihr sagte, und die rührenden Geschichten, die ich von dem Mitleiden, der Wohlthätigkeit, der Sanftmuth und Güte der Gemahlin des Dauphins hörte, brachten mich immer mehr gegen die anmaßende Rivalität dieser Buhlerin auf. Wie konnte sich Madame Dubarry einer jungen Prinzessin gleichstellen wollen, die aus kaiserlichem Geblüte abstammte, die als Heirathsgut ihrem glücklichen Gemahl den Frieden und das Bündniß zweier mächtigen Nationen zubrachte; die von der Liebe, der Achtung und Dankbarkeit der Völker umgeben war; die ihr erhabener Gemahl mit Stolz und zuversichtlich allen Franzosen zeigen konnte, einer Tochter der Maria Theresia, die alle Gunst verachtete, die man nur durch List und Schmeichelei erhält, und ihr Ansehen nur der Achtung,

den Rechten ihres Gemahls und der allgemeinen Hochschätzung verdanken wollte.

Aber was sage ich? Derselbe Karren hat beide zum Schaffot geführt, dieselben Ungeheuer haben sie zerrissen. Hat ihr Tod nicht den Unterschied gezeigt, den die Natur zwischen einer Gemahlin und einer Buhlerin des Königs gemacht hat?

Seit der Reise nach Fontainebleau konnte man vorhersehen, daß die Gemahlin des Dauphins sich, sobald sie nur konnte, von der Sklaverei der Etikette befreien werde; am Wiener Hofe erzogen, wo wenig Ceremoniel herrscht, brachte sie den Haß gegen allen Zwang und alle Abhängigkeit mit. Ihre erste Hofdame war die achtungswerthe Marschallin von Mouchy, die so grausam mit ihrem würdigen Gemahl in die angebliche Verschwörung von Luxembourg 1794 verwickelt ward; diese sehr gottesfürchtige, und noch ceremoniösere Dame, war der jungen Prinzessin sehr beschwerlich, von der sie auch nur

immer Madame Etiquette genannt ward, und sie zog dem Glanz und der Hoheit, die unzertrennlich von ihrem Range sind, die vertraute und freie Gesellschaft einiger neuerwählten Freunde vor.

Ich werde es niemals vergessen, daß zur Zeit der Parlementsunruhen, mein Vater gegen Jean Jacques Rousseau, mit Wärme diesen Geschmack der Dauphine an Unabhängigkeit und Freiheit lobte, diesen Eifer, den Vorurtheilen und der Tiranney Trotz zu bieten, und die goldenen Ketten zu zerbrechen, die aus den ersten Fürsten der Welt Sklaven machen, die unglücklicher sind, als ihre niedrigsten Unterthanen. „Diese vergoldeten Ketten," versetzte Jean Jacques, „werden nicht „sobald zerbrochen sein, als auch alle die Adlichen, die sie nun nicht mehr an den Hof „fesseln, nach Paris kommen werden, um „Ränke zu ersinnen und Verschwörungen anzuzetteln, vielleicht gegen den Monarchen und „die Monarchie."

Ich erzählte oben, daß mir, wie ich von Paris abreiste, um nach Fontainebleau zu gehen, versprochen worden war, daß ich ein eigenes, meiner Größe angemeßenes, Pferd erhalten sollte. Mein Vater hatte mir eins gekauft, es war sehr schön, vollkommen zugeritten und köstlich aufgeschirrt; aber es ließ nicht jedermann herankommen; und im Stall war es sehr unbändig, besonders wenn es eine Zeitlang nicht geritten war. Meine Stunden, und die Menge von Festen, denen ich mit beiwohnte, erlaubten mir nicht, es so oft zu besteigen, als ich wünschte; aber sobald ich nur den Fuß im Steigbiegel hatte, sprang es, wieherte es, stampfte den Boden, schüttelte den Kopf und die Mahnen, so daß meiner Erzieherin bange ward, und ihre Furchtsamkeit ergötzte mich noch mehr, als die Freude meines Pferdchens. Da sie sehr stark war, und nicht so, wie ich, Mannskleider anziehen konnte, so liebte sie das Reiten, wodurch sie entsetzlich ermüdet ward, gar nicht. Überdieß

haßte mein Pferd das ihrige, sein Verderben war daher beschlossen. Eines Abends als mein Vater sich beinahe zwei Stunden bei mir aufhielt, und mir Geschenke und Näschereien aller Art gebracht hatte, sagte sie ihm, indem sie ihn hinaus begleitete: daß mein Pferd mir den Kopf verdrehte; daß ich mich immer im Stalle aufhielte, um damit zu spielen; daß es scheu wäre; daß es erst neulich mich hätte schlagen wollen, und ich nur durch einen schnellen Sprung mich gerettet hätte; daß sie, so lange ich dies Pferd hätte, nicht mehr für mich stehen könne; daß nur ein Augenblick nöthig sei, ein großes Unglück herbeizuführen u. s. w. . . . Ich glaubte, daß mein Vater diese Klagen, so wie alle anderen aufnehmen würde; dennoch horchte ich auf seine Antwort. Wie groß war mein Erstaunen, als ich dies schreckliche Urtheil hörte: „Verkaufen Sie es heimlich, ich schenke es Ihnen.“ Mein Pferd verkaufen, rief ich, eher soll man mich mit verkaufen! Weil

Madame sich vor ihm fürchtet, ist es mir darum weniger gut? Kennt es mich nicht? Läßt es mich nicht immer um sich herum spielen, sich liebkosen, umarmen? Frißt es anderen Hafer, als den es aus meiner Hand erhält? Hat es mir jemals Schaden gethan? Gehorcht es nicht immer meiner Stimme? Habe ich es nicht oft ohne Zügel zur Tränke geführt? . . . Mein Vater, der wieder zurückgekommen war, hatte kaltblütig meine Klagen und meine Vertheidigung angehört, aber ich merkte aus einem Zeichen, das er meiner Erzieherin gab, daß meine Beredsamkeit nichts in seinem Entschluß geändert habe; — nun hörte ich auf nichts weiter, als auf meine Verzweifelung; rasch sprang ich auf und warf die Spielsachen und Bonbons, die mein Vater mir gebracht hatte, ins Feuer. Meine Erzieherin eilte sogleich an den Camin, um eine kleine goldene Flasche zu retten, die ich auch nicht verschont hatte. Sie wollte auf mich schmahlen, und mich nöthigen, mich

bei meinem Vater zu entschuldigen; aber ich kannte mich selbst nicht mehr, und rief: „warum soll ich mich bei ihm entschuldigen? Bin ichs, die ihr Wort nicht gehalten hat? Hat er mir nicht das Pferd versprochen und geschenkt, das er mir heute wegnimmt? Ach! wie unglücklich bin ich!„ Es fehlte wenig, daß ich nicht hinzusetzte: mein Pferd oder den Tod! Wohl habe ich den Pöbel Pethion oder den Tod! schreien hören, der einige Monate später die noch zuckenden Glieder seines Heros verschlungen hätte. Hätte ich wohl jemals mein Pferd behandelt, wie sie ihren Pethion behandelten?

Mein Vater sah mich an, und schien mit nichts beschäftigt, als mit meinem Schmerz, und keineswegs mit dem Fehler, den ich im Übermaß meines Kummers beging. Er trieb sogar die Nachsicht und Güte so weit, daß er lächelnd zu meiner Erzieherin, die mich noch mit ihren Vorstellungen und Ermahnungen quälte, sagte: „lassen Sie sie in Ruhe; sie

hat

hat sich erkältet; man muß ihr nicht zuwi=
der seyn; ich werde ihr andere Sachen brin=
gen." Mit diesen Worten entfernte er sich.
Der gerührte Ton aber, womit er sie aus=
sprach, machte einen solchen Eindruck auf
mich, daß ich ihm nachlaufen, mich ihm in
die Arme werfen wollte; ein Thränenstrom
entstürzte meinen Augen, und ich kann mit
Wahrheit versichern, daß weder der Verlust
meiner Spielsachen, noch selbst der meines
Pferdes, Theil an den Thränen hatte, die
ich den ganzen Abend vergoß. Wer sollte
es glauben? diese Scene, die mich so unzu=
frieden mit mir selbst machte, dieses Auffah=
ren, worüber ich so beschämt war, dieser
Zorn gegen meinen Vater, der mich so zärt=
lich liebte, und den betrübt zu haben mich
so in Verzweiflung setzte, machten mich nur
seinem Herzen theurer. Weit entfernt zu ah=
nen, wozu mich mein tolles Betragen, meine
Heftigkeit, die ich selbst gegen ihn nicht zu
beherrschen vermogte, dereinst verleiten könnte,

schloß er daraus, daß ich Charakter haben, und ihm auch in dieser Hinsicht gleichen würde. Ich weiß, daß er in Paris den ganzen Vorfall an Jean Jacques Rousseau erzählte, in Gegenwart meines kleinen Husaren, und daß er hinzusetzte: „In der That, ich hatte Unrecht, und sie hatte Recht.“ Ich bemerkte, daß die Nachsicht meines Vaters, oder vielleicht seine Schwachheit bei dieser Gelegenheit, nur die Achtung und Sorgfalt meiner Erzieherin gegen mich vermehrte. Ich setze den Brief hieher, worin sie diesen kleinen Vorfall ihrem Geliebten, Herrn Jacquet, erzählt.

Fontainebleau, den 8. Nov. 1770.

„Ich glaube, mein Geliebter, daß das wichtige Ereigniß bald erfolgen wird. Der Prinz liebt sie noch immer zum rasend werden; in der That, seit wir in Versailles waren, bin ich nicht die einzige, die findet, daß sie sich verändert hat; das kleine Trotzköpfchen nimmt so eine vernünftige Miene

an, die ihr köstlich steht; ihr Vater hatte wohl Recht zu sagen, daß ein wenig Hofsitte ihr das Ansehn einer ältern Person geben würde. Sie antwortete dem Prinzen von Soubise und dem Marquis von Antragues, die sie befragten, warum sie, da sie doch jünger wäre, das blaue Band trüge, und sie nur das Kreuz hätten, sogleich, ohne ihre Harfe ruhen zu lassen: das eine ist ein Beweis des großen Verdienstes, das andere ein Beweis der großen Gnade. Der Prinz verschlang sie mit den Augen; der Marschall sagte zu ihm, daß, wenn man sie nur sähe, ohne sie zu hören, man nicht irren könne, noch viel weniger aber, wenn man sie hörte, ohne sie zu sehen. Als die Herren weggingen, hörte ich, daß sie zum Prinzen sagten: diese kleine Prinzessin wird von allen angebetet werden; zögern Sie nicht, sie legitimiren zu lassen, sie ist so vollkommen, als ihr Vater ein großer Held ist.

Sie gefielen dadurch dem Prinzen nicht wenig; denn der hört nichts lieber, als daß alle einstimmig behaupten, sie gleiche ihm in allem. Wahrhaftig dies Kind macht mir jetzt Ehre; nur besteht sie immer auf ihrem Kopfe, sie will ihr Pferd durchaus behalten; der Prinz hat es mir geschenkt, indem er mir sagte, ich sollte es heimlich verkaufen; sie hörte es, warf in seiner Gegenwart Orangen, Bonbons und ihr kostbares Spielzeug ins Feuer, was er ihr eben erst gebracht hatte, und er hat nicht gewagt, ihr das Geringste darüber zu sagen. Ich konnte sie durchaus nicht dahin bringen, sich zu entschuldigen: im Gegentheil sagte das Starrköpfchen zu ihm: „Mein Vater muß sich entschuldiden, er hält sein Wort nicht.“ Der Prinz sagte: sie hat sich erkältet, man muß sie nicht aufbringen. Sie ist nicht eine Conti um Nichts und wieder Nichts. Ich glaube nach Allem daß die Sache reif ist. Die Herzogin fürchtete diese Reise; gewiß wird es nun nicht

aufgeschoben. Wir können unsere Maaßregeln darnach nehmen. Theilen Sie es Ihrem Herrn Vater mit, und glauben Sie, mein Freund, daß ich stets so treu und zärtlich bin, wie im ersten Jahre.

Delorme."

Madame Delorme hatte in der That geglaubt, daß das wichtige Ereigniß, das heißt, die Zeremonie meiner Vorstellung bei Hofe, und meiner Taufe, worin ich den Namen und Titel einer Prinzessin von Conti erhalten sollte, noch während der Reise nach Fontainebleau Statt finden würde; allein trotz ihrer Ungeduld, mein Glück und die Erfüllung der heiligsten Versprechungen des Königs zu sehen, war es meinem Vater doch lieb, mich nicht eher im vollen Glanze, den er für mich bestimmte, erscheinen zu lassen, als bis J. J. Rousseau, der die schönsten Hofnungen von meinen Anlagen hegte, meine Erziehung vollendet haben würde. Bis dahin hatte dieser seine Sorgfalt fast ganz auf

das beschränkt, was er eine negative Erziehung nannte; aber nach meiner Rückkehr von Fontainebleau, wurde das Studium der Geographie, der Sprachen, der Physik und Mathematik ernstlicher getrieben. Mit vorzüglichem Eifer lernte ich Latein, und dies ist auch noch die einzige Sprache, die ich jetzt lesen und sprechen kann. Was man mich von der chinesischen Sprache lehrte, habe ich ganz vergessen, so wie alles, was ich vom Griechischen lernte; und selbst vom Italienischen würde ich nichts mehr wissen, wenn ich nicht in meinem Unglück gezwungen gewesen wäre, mich aufs neue damit zu beschäftigen. Mein kleiner Husar war fast eben so eifrig, besaß fast ein eben so gutes Gedächtniß, und eben so große Leichtigkeit im Lernen, als ich selbst; aber in der Mathematik war er mir weit voraus. Er besaß für diese Wissenschaft einen Scharfblick, eine Fähigkeit und Geschicklichkeit, die Rousseau nicht genug bewundern konnte. Unsere kriegerischen Übungen, unsere

Wettläufe zu Fuß und zu Pferd, unsere kleinen Kriege, hatten wieder aufs schönste angefangen, oder vielmehr erst um diese Zeit fingen diese unsere Übungen an interessant zu werden, und ich übertraf hierin wenigstens meinen kleinen Husaren. Die Herren Jaquet kamen sehr häufig in unser Haus. Ich habe schon oben angeführt, daß J. J. Rousseau ein sehr großer Freund des Mönchs in Senard war. Diese beiden Brüder, Jean Jacques und meine Aufseherin, waren im Hause unsere einzige Gesellschaft. Während ich und mein Husar Stunden hatten, oder zusammen spielten, sprach der ehrwürdige Mönch mit Rousseau, und sein Bruder unterhielt Madame Delorme. Mehr als jemals drang dieser jetzt in meine Erzieherin, ihre Hand zu erhalten; ihre Eltern suchten sie zu einer andern Parthie zu bereden, aber Madame Delorme, die täglich den Augenblick meines Glücks herankommen sah, schob immer auf, in der gewissen Erwartung ei-

ner anständigen, der Dankbarkeit meines Vaters, und dem neuen Stande, dem ich dann angehörte, angemessenen Belohnung. Sie waren beständig darüber im Streit; Herr Jacquet hatte Vermögen, und war weniger begierig es zu vermehren, als das Glück zu genießen, mit seiner Verlobten in den süßen Banden der Ehe zu leben. Meine Erzieherin, die kein Vermögen besaß und das Geld liebte, wollte einigen vergnügten Augenblicken nicht das sichere Glück, das ihrer wartete, aufopfern. J. J. Rousseau, den sie bei ihren kleinen Zwistigkeiten zum Schiedsrichter wählten, vereinte sie immer wieder, indem er den Herrn Jacquet zur Entsagung und zum Muth ermahnte. Es scheint aber, nach einem Briefe von seinem Bruder, den ich unter einigen fand, die er mir zurückgegeben hat, daß er noch der geduldigste in seiner Familie war, und daß sein Vater sehr in ihn drang, sich endlich anzusiedeln. Dies ist der Brief:

Genard, den 9. Jan. 1771.

„Ich muß Dir, lieber Bruder, nur sagen, daß ich unsern Vater gesehen habe, als ich Dich verließ, und daß er immer auf die alte Sache zurückgekommen ist. Deine Weigerung gegen jeden Vorschlag, den er Dir gemacht hat, Dich irgendwo niederzulassen, liegt ihm sehr am Herzen; er hat mir vertraut, daß er die Hofnung nicht sobald aufgeben wolle, Dich doch noch zu dieser Parthie zu bereden, die im Grunde noch besser für Dich paßt, als die mit Madame Delorme. Er hat mir aufgetragen, Dich aufmerksam darauf zu machen, wie Unrecht Du habest, ihm den letzten Trost in seinem Alter zu verweigern. Du wirst Dir wohl denken, daß ich für Dich gesprochen habe, daß ich ihm entgegensetzte, daß Ehen, die man des Vermögens wegen schlösse, nicht immer die glücklichsten wären. Du kennst seinen Charakter, ich habe nicht nöthig Dir zu schildern, wie er auffuhr; aber wie es mir scheint, sähe er es lieber, daß

Madame Delorme auch noch weniger reich wäre, und daß sie nur nicht zauderte, Dir ihre Hand zu- geben. Es ist mir lieb, daß ich Dir vorhersagen kann, daß er durchaus nichts von allem hören will, was Madame Delorme ihm über das Ende der Erziehung der Tochter des Prinzen von Conti vorgestellt hat."

„Ich bin deswegen bei Herrn Paulet gewesen, und habe ihn gebeten zu unserm Vater zu gehen, um diese Sache zwischen ihm und Dir zu unterhandeln, denn ich kann nichts anders als den Himmel anflehen, und Gott bitten, daß sein heiliger Wille geschehe, daß er seinen Seegen dazu gebe, und Dir zeige, was Du zu seiner Verherrlichung thun sollest."

"Entschuldige mich bei meiner Schwester, daß ich nicht die Gelegenheit am offenen Gitter des Sprachzimmers benutzt habe; ich konnte nicht gegen mein Gewissen handeln, das mir zurückzukehren gebot. Vergiß mich

nicht bei Madame von Ormesson, ihrer Superiorin, zu entschuldigen, Du hast mich zu lange aufgehalten."

„Vergiß auch ja nicht mich wieder mit der kleinen Gräfin von Mont-Cair-Zain auszusöhnen; es ist mir unmöglich gewesen, ihre Uhr zurecht machen zu lassen, ohne daß die Erzieherin es erführe; sage ihr, daß der Uhrmacher sie wenigstens vier und zwanzig Stunden behalten wolle, und daß, wenn ich sie ihm gelassen hätte, Madame Delorme es durch den, der sie zurückbrächte, erfahren haben würde, weil Du weißt, wie unwillig sie wird, wenn man ihrem Zögling etwas ohne ihre Erlaubniß schickt."

„Vergiß nicht zu mir zu kommen, wie Du versprochen hast."

Dein Bruder rc.

von Crouzailles

Bruder Hieronymus."

Keine Rücksicht indessen vermogte es, die Zuneigung, die Herr Jacquet gegen meine

Aufseherin hegte, zu mindern, und sie erwiederte seine Anhänglichkeit. Madame Delorme, ohne eine vollkommene Schönheit zu seyn, hatte eine glückliche Physiognomie. Groß und gut gestaltet, verminderte ihre Stärke weder ihre Annehmlichkeit, noch ihre Leichtigkeit; sie liebte den Tanz leidenschaftlich, und wenn sie anfing zu tanzen, so entzückte sie alle und zog die Blicke Aller auf sich; ihre Stellungen waren voll Kunst, und sie zeigte so entzückende Formen, daß nicht selten der Tanz unterbrochen ward, um sie zu bewundern. Es möchte schwer gehalten haben, einen zierlicheren Fuß zu finden, eine schönere Wade, einen hübscheren Arm. Sie trug ihren Kopf mit edlem Anstand, sie lachte mit unendlicher Annehmlichkeit, und zeigte dabei die schönsten Zähne von der Welt. Zwei große schwarze Augen stachen angenehm ab gegen die langen blonden Haare und eine Haut wie Seide; ihr Blick war fein und ausdrucksvoll, gewöhnlich ernst, oft imponi=

rend; er drang bis in die Seele, wenn sie ihre zärtliche, liebkosende Miene annahm. Neugierig und listig, wie sie war, ließ sie sich schwer errathen; und wenn man sie aufmerksam betrachtete, so sah man leicht, daß sie noch etwas im Sinne hatte, und des andern Gedanken gern errathen wollte. Eine Meisterin in der Verstellungskunst und Schmeichelei, eben so geschickt ihre Mienen zu beherrschen, als ihre Worte, schien Honig von ihren Lippen zu träufeln. Verschwenderisch an Worten, die gewöhnlich das Gefühl und die zärtlichste Zuneigung eingaben, wußte sie alle Herzen zu gewinnen, und die verborgensten Falten derselben auszuspähen. Ihr Geist, reich an Hülfsmitteln und Intriguen, war wenig gebildet, und glänzte in Gesellschaften nur, wenn man von Festen, Moden, Kleidern und Romanen sprach. Ihre Laune blieb sich ziemlich gleich. Nachgebend und zuvorkommend gegen diejenigen, von denen sie ihr Glück erwartete, war sie herrschsüchtig gegen

die Domestiken; daß sie selten schalt und zankte, kam daher, weil sie die Liebe zur Ruhe noch dem Bedürfniß ihre Superiorität fühlen zu lassen, vorzog. Wehe aber dem Kutscher, dessen Ungeschicklichkeit sie genöthigt hätte nur Einen Schritt zu thun, um von der Treppe an die Kutsche zu kommen! Unglücklich war das Kammermädchen, wenn sie einige Sachen oder Geräthschaften, die sie bei der Toilette oder dem Frühstück gebrauchte, vergessen hatte! Bei solchen Gelegenheiten schmollte sie den ganzen Tag. Obgleich sie Festlichkeiten sehr liebte, wobei sie weniger durch ihre Schönheit, als durch die Pracht ihres Putzes glänzte, so ging sie doch nur selten aus. Sehr empfindlich gegen Wärme und Kälte, hütete sie sich sorgfältig, sich der Abwechselung der Luft auszusetzen, und sie fürchtete nichts so sehr, als Regen oder Schnee. Nie konnte oder mogte sie laufen; allen Vergnügungen zog sie ihr Bett vor, das sie nur sehr spät verlies; ihr Feuer, das kaum

bei der größten Hitze ausgehen durfte, und ihr Zimmer, das keinem ausser mir, den Herren Jacquet, meinen Lehrern und Domestiken offen stand. Obgleich sie sehr auf ihren Vortheil bedacht war, so opferte sie doch alles ihrer Bequemlichkeit. Meine Mutter hätte sich gescheut Pracht und Weichlichkeit so weit wie sie zu treiben! Wie viel Zeit, wie viel kleinliche Sorgfalt verwendete sie täglich, um ihre Haut und ihre Zähne weiß zu erhalten! Kaum verließ sie das Bett, so machte sie ihre Toilette, und brachte ihrer Eitelkeit ein Opfer. Man konnte sich wohl reicher kleiden, aber gewiß nicht zierlicher und geschmackvoller. Ihre Möblen, ihr Bett, ihr Leinenzeug, ihr bescheidenster Morgenanzug, alles war reich und ausgesucht; alles, was sie umgab, war rein, zart, anständig und üppig. Ich muß hinzusetzen, daß sie in ihren Manieren und im Sprechen so bescheiden und zurückhaltend war, wie eine gottgeweihte Jungfrau es nur sein konnte, und allen, die

sich ihr nahten, flößte sie wahre Achtung ein für ihre Person. Die meisten Frauen in ihrem Hause waren verheirathet, und alle mußten so behutsam in ihrer Aufführung sein, wie sie selbst, da sie wohl einsahen, daß sie ohne Schonung, bei dem geringsten Verstoß gegen den Wohlstand, weggejagt werden würden. Aber vorzüglich mußte man Madame Delorme sehen und hören, wenn sie las; dann belebten sich alle ihre Züge, und schienen neuen Glanz, neues Leben zu erhalten. Ihre biegsame, wohlklingende Stimme beherrschte alle Herzen, und man mußte mit ihr lachen oder weinen.

Mit so glänzenden Eigenschaften, deren Werth noch die Kunst, welche die Fehler verbarg, hundertfach erhöhte, konnte man wohl einen Mann fesseln, und Madame Delorme fand in Herrn Jacquet einen Geliebten, der eben so viel Achtung als Liebe gegen sie hegte.

Meine Mutter, deren Freigebigkeit und Großmuth keine Gränze kannte, wenn die

Frage

Frage vom Schmuck oder Putz ihrer Tochter war, schenkte mir bei der Rückkehr von Fontainebleau eine goldene, mit Diamanten besetzte Repetiruhr, nebst einer mit kostbaren Edelsteinen besetzten Kette. Sie wollte mich belohnen für mein kluges Benehmen gegen sie zu Fontainebleau. In der That, allenthalben, wo mich mein Vater als seine Tochter vorstellte, antwortete ich allen, die mich nach dem Namen meiner Eltern fragten, daß ich die Tochter des Prinzen von Conti sei, aber niemals nannte ich meine Mutter. Es ist wahr, daß ich unter lauter Herren vom Hofe mich befand, die zu gut mit den eingeführten Gebräuchen, und dem, was der Wohlstand erfordert, bekannt waren, um mir in Bezug darauf eine indiskrete Frage vorzulegen; indeß, wenn irgend einige Neugierige mich darüber befragten, antwortete ich mit einer geheimnißvollen Miene: „das ist mein Geheimniß.“ Meine Erzieherin, die mich keinen Augenblick verließ, mich unauf-

hörlich beobachtete, stattete meiner Mutter genauen Bericht ab von allem, was ich sprach und that, und diese war darüber entzückt. Die Uhr, die sie mir schenkte, war ein wirkliches Meisterstück, wie mein Vater und Jean Jacques sagten. Es ward sogar beschlossen, daß sie in meinem Geschmeidekästchen bleiben solle, bis zu der Zeit, daß mein Vater mich mit Diamanten bedecken würde, mich dem Könige vorzustellen. Vorläufig gab er mir eine viel einfachere Uhr, die gleichwohl sehr schön war, mit einer Kette und kostbaren Berloken geschmückt. Welche Schicksale hat diese meine Uhr gehabt! Wie oft habe ich sie auseinander genommen, um mich mit dem Mechanismus bekannt zu machen, um die Ordnung, den Nutzen und die Verbindung aller Theile kennen zu lernen, und das Vergnügen zu haben, diese artige Maschine wieder zusammenzusetzen. In den ersten Tagen des Jahres 1771 brachte sie mir mein Vater als Neujahrsgeschenk. Meine Erzieherin er-

hielt ein Kreuz und eine mit Diamanten besetzte Nadel. Meine Kammerfrauen, mein kleiner Husar und alle meine Dienstboten nahmen Theil an der Großmuth meines Vaters. Kaum war er fortgegangen, so betrachtete ich mit neugierigem Auge die Edelsteine, die er mir gebracht hatte; auf einer der Berloken an der Uhr stand: Wecker für das Jahr 1771; auf den goldenen Siegeln war das französische Wappen; er hatte einen Bundesring hinzugefügt, halb von Gold und halb von Silber, in welchen die Anfangsbuchstaben der theuren Namen meines Vaters und meiner Mutter, und der Tag meiner Geburt eingegraben waren; alle meine Hausgenossen, alle meine Lehrer, alle Bekannte und Verwandte der Madame Delorme sahen diese Edelsteine, bewunderten sie, und erkannten sie nachher wieder, als ich genöthigt war sie aufzurufen, um die Wahrheit in Rücksicht auf meine Person und diese Edelsteine zu bekennen.

Die Besuche meines Vaters wurden nicht allein häufiger und zahlreicher als jemals; er fand nicht allein Vergnügen daran, bei allen meinen Lehr- und Spiel-Stunden zugegen zu seyn; sondern es verstrichen auch wenige Wochen, daß ich nicht nach dem Temple ging, wo ich die Freude seiner ganzen kleinen Gesellschaft war. Ich ging eben so oft nach Isle Adam und nach Chilly, wo ich das Vergnügen hatte meine Mutter zu sehen, die ich mir die Freiheit nahm, die schöne Herzogin zu nennen, wie ich sie zu Versailles und Fontainebleau hatte nennen hören. Sie lachte über meine Possen, und ward nur unwillig, wenn ich auf Bäume kletterte, über große Gräben sprang, und alle garstigen Übungen der Knaben vornahm. Niemals ging ich aber nach den Landhäusern, die meiner Mutter am besten gefielen, ausser an den Tagen und in den Stunden, die sie sorgfältig im Voraus meiner Erzieherin bestimmte, was nur durch

Briefe geschah, die allein ihrer getreuen Rosette, oder dem verschwiegenen Abbé Aubry anvertraut wurden. Ihre Vorsicht ging so weit, daß selbst in dem Hause worin ich wohnte, niemand wissen sollte, daß sie meine Mutter sei; — aber es war ein Komödiengeheimniß. Wenn sie kam, so entfernten sich alle, selbst Jean Jacques, wenn er gerade da war. Ihre Kammerfrau, statt vor ihr her zu gehen, brachte nur ein Billet von ihr, meine Erzieherin nahm es ganz heimlich, las es ganz im Verborgenen, schien große Sorge zu haben, das Geschriebene vor jedermann zu verbergen, und antwortete nur mit derselben Vorsicht. Jeder, schon darauf vorbereitet, spielte seine Rolle dem gemäß, und sparte auf die Art meiner Mutter vergebliche Sorgen.

Obgleich es Jean Jacques ein wahres Vergnügen zu seyn schien, die Aufsicht über meine Erziehung zu haben, so machte er sich doch nicht anheischig, seinem freien, unab-

hängigen Sinne gemäß, täglich, oder zu bestimmten Stunden zu kommen; bisweilen blieb er sogar lange genug aus, und wir wußten die Ursache nicht; denn, obgleich er häufig krank war, so hatte er es doch nicht gern, daß man ihn oft nach seiner Gesundheit fragte, und eben so wenig durfte man sich erkundigen, wie er seine Zeit zugebracht habe. Man ging in meinem Hause so weit, aus Furcht ihm beschwerlich zu fallen, daß man es oft auf der andern Seite übertrieb; daher er einmal Madame Delorme fragte, ob er denn ein so lächerlicher Mensch sei, daß man soviel Schonung für ihn habe? Man fürchtete auch weniger ihn aufzubringen, als meinem Vater Verdruß zu verursachen, den jeder eingebildete oder wirkliche Kummer, der diesen großen Mann traf, lebhaft bewegte. Gern hätte er alle seine Wünsche gekannt, um nur die Freude zu haben ihnen zuvorzukommen; aber Jean Jacques Rousseau schien keinen Wunsch zu haben.

und weigerte sich immer etwas anzunehmen. „Ihre Freundschaft, sagte er zu meinem Vater, der Antheil und die Achtung der braven Leute, sehen Sie, das ist es, was ich zu erstreben suche; dadurch, daß Sie mich mit Ihrem Wohlwollen beehren, thun Sie alles, was Sie nur können für mein Glück. Ist es für mich nicht viel angenehmer, Sie meinen Freund als meinen Beschützer zu nennen?“ Mein Vater gehörte nicht zu den Leuten, denen Dankbarkeit drückend wird, er ließ keine Gelegenheit entschlüpfen, von den großen Verbindlichkeiten zu sprechen, die er dem Philosophen schuldig sei, von dem er sowohl, als seine Tochter trefliche Lehren erhielt. Mein Vater erzählte ihm eines Tages, daß, als Ludwig XV. in ihn drang, seinen Ansprüchen auf die Stadt Neufchatel zu entsagen, den letzten Unterhandlungen gemäß, er geantwortet habe: „Sire, die Souverainetät ist etwas so Trefliches in meinen Augen, daß wenn ich Souverain in meinem

Bette wäre, ich es nicht verlassen würde." — „Sie würden nicht der erste Sclave seyn, versetzte Jean Jacques, der sich für frei hielte."

Jean Jacques war selten abwesend gewesen, daß ich ihm bei seiner Rückkehr nicht eine Arie von meiner Composition, oder ein neues musikalisches Instrument zeigte, das ich allein für mich zu behandeln gelernt hatte; mochten meine Arien auch noch so abscheulich seyn, waren auch die Regeln der Composition offenbar und gewaltig verletzt, Jean Jacques fand immer irgend eine Stelle, die er lobte, um meine Einbildungskraft zu neuen Anstrengungen zu befeuern; aber bald darauf sah er sie ernstlicher mit mir durch, und es blieb mir nichts als das Verdienst der guten Absicht; doch tröstete er mich dadurch, daß er mir versicherte, er habe noch schlechtere Arien componirt, und dadurch, daß er mir von einem Concerte erzählte, worin er den Direktor machte, zu einer Zeit, wo er

sehr glücklich gewesen wäre, wenn er nur so wie ich jetzt hätte componiren können. Sobald ich irgend etwas componirt hatte, so probirte ich es, als bescheidner Autor, ehe ich es ihm zeigte. Mein Husar mußte es mir vorspielen, und ich accompagnirte ihm auf meiner Violine; wenn er aber meine Musik verkrüppelte, oder mein Gehör beleidigte, so regnete es natürlich Schläge mit dem Bogen auf die unschuldigen Finger. Liebenswürdiges Kind! Er murrte eben so wenig über diese kleinen Züchtigungen, als über die Ohrfeigen; mit unendlicher Geduld nahm er sie hin; er lachte, er ward auch nicht eine Minute unwillig, oder er sagte mir mit seiner gewohnten Sanftmuth: „Wenn Sie gnädige Gräfin, glauben, daß ich dadurch ein besserer Musiker werden kann, oder daß Ihre Melodie dadurch besser wird, so können Sie nur immer zuschlagen." Es wäre ganz unmöglich gewesen einen sanftern, liebenswürdigern, gefälligern Charakter zu fin-

den, als er hatte; auch sagte ich oft, daß ich bei weitem nicht soviel werth sei, als mein Eleve, denn seine Lehrerin war ich in mehr als einer Hinsicht. Ich hatte mich allein und ohne Lehrer geübt, die Queerflöte zu blasen; durch Fleiß, Mühe und Eifer hatte ich eine ziemliche Fertigkeit auf diesem Instrument erlangt, und da die Fingersetzung der bei der Queerpfeife sehr ähnlich ist, so gab ich meinem Husaren darin Unterricht, und wenn ich mit ihm unzufrieden war, so strafte ich ihn, wodurch sein Eifer und seine fröhliche Munterkeit noch vermehrt ward. Ich war damals von der Wuth Ohrfeigen auszutheilen geheilt, oder wenn ich einmal wieder in diese alte, verwünschte Gewohnheit verfiel, so waren sie so selten, so leicht, daß jeder andere als er, die Hand geküßt hätte, die ihn schlug. Dennoch durfte niemand es merken, meine Erzieherin verstand in der Hinsicht keinen Spaß; mein Vater hätte mir so etwas, was einen schlechten Charakter anzu-

zeigen schien, nicht so leicht vergeben; ich muß aber meinem kleinen Husaren die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, weit entfernt sich über mich zu beklagen, sich immer Mühe gab, mich zu entschuldigen, als ich, meiner alten Gewohnheit folgend, bei der That ertappt wurde.

Ich ward indessen älter, beinahe war ich zehn Jahre alt; seit langer Zeit wollte mir mein Vater ein ganzes Haus zu meiner Wohnung geben. Meine Erzieherin erhielt von ihm den Auftrag eins zu suchen, das des Namens, den ich führte, und meiner Eltern würdig sei. Madame Delorme wählte Herrn Jacquet, um den Willen des Prinzen meines Vaters zu vollziehen. Als er glaubte eine schickliche Wohnung gefunden zu haben, eilte man, es meinem Vater anzukündigen, der mir sagte, daß ich umziehen solle, und sie mit der größten Pracht einrichten ließ. Er sagte mir auch, daß ich bei Hofe nicht wieder erscheinen solle, bis ich als förmlich

anerkannte Prinzessin vorgestellt werden könnte, nach dem Versprechen, das ihm der König so oft gegeben und das er in dem oben angeführten Briefe bestätigt hatte. Er ermahnte mich, die kurze Zeit bis zu dieser glücklichen Epoche zu benutzen, um meine Erziehung zu vervollkommnen und zu vollenden. Ich habe Dir, sagte er, die berühmtesten Lehrer ausgesucht. Um alle zufrieden zu stellen, brauchst Du nur ihren Lehren zu folgen, und aufmerksam auf ihren Rath zu hören. — Könnte ich doch Dich allenthalben mit Stolz zeigen! Und wenn ich auch keinen Sohn mehr habe, möchte doch meine Tochter mein Trost, mein Glück und mein Ruhm seyn! Ich unterbrach ihn bei diesen Worten, und sagte ihm: daß mein Bruder noch immer lebe um ihn zu lieben, und daß vorübergehende Vergehungen ihm doch nicht ein Gut rauben sollten, ohne welches, nach meinem Gefühle, alle andere nichts wären.

„Die Zärtlichkeit Deines Vaters ist zu Deinem Glücke nöthig, erwiederte mein Vater, und seufzte, warum auch nicht zum Glücke desjenigen, den Du vertheidigst! Er hat mich schon daran gewöhnt, ihn gleichgültig anzusehen; aber Du, liebes Kind, Du besitzest die ganze Zärtlichkeit Deines Vaters! Immer sorgt er nur für Dein Glück, und er wird Dich glücklich machen, troß der Ränke Deiner Neider und Feinde." Ich wollte noch etwas für den Grafen de la Marche sagen, aber mein Vater war zu aufgebracht gegen ihn, als daß ich etwas ausgerichtet hätte; er sagte mir sogar, daß ich, wenn er nicht böse auf mich werden solle, aufhören müßte seinen undankbaren Sohn bei ihm zu vertheidigen, dessen Aufführung grade den Wünschen und dem Willen seines Vaters entgegen wäre. Der Prinz von Conti spielte hier an auf die Widersetzlichkeit des Grafen de la Marche unter demselben Dache mit der Prinzessin von Modena zu wohnen, die er in

Gegenwart des Hofes, am Altare zu heirathen versprochen hatte, und noch mehr zielte er auf die Rolle, die er erst neulich bei den Unruhen im Reiche gespielt hatte. Er allein von allen Prinzen von Geblüt, erklärte sich gegen das Parlament, bei der Revolution von 1771. Mein Vater, der einer der eifrigsten Anhänger des Parlements war, behauptete, daß sein Sohn, indem er es allein mit der Hofparthie gehalten hatte, gegen sein Gewissen gehandelt habe, blos in der Absicht ihn zu kränken, und gelockt durch eine große Summe Geldes, und die Stelle eines Obristen bei den Schweizern. Es ist wahr, daß der Graf de la Marche von dem Könige große Geschenke erhielt, die Anwartschaft auf die Stelle eines Gouverneurs von Berry u. s. w., aber noch hatte er die Stelle nicht, die, wie mein Vater sagte, ihm versprochen war. Ich verstand nichts von politischen Angelegenheiten, und richtete mich nach den Wünschen meines Vaters, eben so

sehr aus Unkunde als aus Gehorsam. Die väterliche Ermahnung endigte mit der Bitte: den kindischen Spielen, denen ich noch eine für mich kostbare Zeit widmete, zu entsagen; er forderte nicht, daß ich meine Spielsachen und meine Puppen aufopfern solle; aber er beschwor mich, nur in verlohrnen Augenblikken damit zu spielen, wenn ich nichts Nützlicheres vornehmen könnte. Ich versprach ihm, mich in Allem nach seinen Wünschen zu richten; aber mit Staunen bemerkte ich, daß meine Mutter, weit entfernt in seine Absicht mit einzugehen, nicht aufhörte, mich anzutreiben, mich mit dem Putz und Schmuck meiner Puppen zu beschäftigen. Ich konnte mir es nicht erklären, warum sie sich so sorgfältig erkundigte, was ich neues für meine Puppen gemacht hatte, und warum sie bemüht schien, für mich die Freude und den Geschmack an den Spielen der Kindheit zu verlängern.

In der Mitte des Jahrs 1772, verlies ich das Haus des Herrn Jacquet, worin ich

seit mehrern Jahren gewohnt hatte, um das neue Logis zu beziehen, das meine Eltern für mich hatten einrichten lassen, in der Straße Clery, nahe bei dem Hause des Oberforstmeisters, Herrn von Mondran, welcher der Eigenthümer desselben war.

Meine neue Wohnung war sehr schön, und ich fand sie so geschmackvoll und reich möblirt, daß es mich entzückte. Meine Mutter, die freigebig war, und 1500000 Livres Einkünfte hatte, besorgte für mich alles was von Marmor seyn sollte, und die Spiegel; der Prinz, mein Vater, schafte alles andre an. Alle Möblen, alle Tapeten waren so reich und so prächtig, daß man geblendet ward. Meine Garderobe war nicht vergessen.

In der Erklärung die bei dem Notarius, Herrn Badenier, niedergelegt ist, drückt sich Herr Jacquet so aus: „Ich sah dort Körbe voll von Gold- und Silberstoffen, von Mousselinen, von denen einer immer schöner als

der

der andere war; kostbare Edelsteine, Diamanten . . . . Was mir am meisten auffiel, war ein Paar a jour gefaßte Ohrgehenke von kostbaren Steinen; ein Paar Armbänder, die mit mehreren Reihen großer Diamanten eingefaßt waren, in welchen das vollkommen ähnliche Bild des Prinzen und der Herzogin von *** war.

Herr Guerin brachte mir eine ungeheure Menge von silbernen Gefäßen, worauf mein Vater das Wappen von Frankreich hatte einstechen lassen. Ich hatte eine große Anzahl von Bedienten; alle trugen die Livré der Conti, alle nannten mich Durchlauchtigste Hoheit. Alle Briefe, die ich von meinem Vater oder meiner Mutter erhielt, bekam ich unter der Addresse: a S. A. S. Madame la Comtesse de Mont-Cair-Zain. Die Briefe meines Vaters bewahrte ich sorgfältig; die von meiner Mutter aber wußte mir meine Erzieherin, sobald ich sie gelesen hatte, wegzunehmen. Alle meine neue Wäsche war mit

einem gekrönten M gezeichnet. Ich fand in meiner neuen Existenz eine große Veränderung; alle diejenigen die mich umgaben, hatten um so größere Achtung gegen mich, je glänzender ihnen mein Glück zu sein schien; ich hatte gewiß nichts gewonnen während unseres Umziehens, wobei es so eilig herging, daß der Verlobte meiner Aufseherin und sein Bruder selbst nicht einen ruhigen Augenblick hatten, und doch war ich ein neues Wunder, ein Genie geworden . . . Glücklich darf ich mich preisen, daß meine natürliche Stimmung und die guten Rathschläge Rousseaus mich immer gegen das Gift der Schmeichelei behütet haben! Sicher würde ich mich sonst für ein kleines Wunder gehalten haben, weil, durch die Freigebigkeit meiner Eltern, meine Wohnung einem Zauberpallaste ähnlich war.

Kaum waren wir eingewohnt, als ich auch meine bisherigen Beschäftigungen wieder vornahm. Allen den Stunden, bei welchen Jean Jacques zu gegen war, suchte

ich mehr Fleiß und Sorgfalt zu widmen. Mein Vater hatte mir vorzüglich eine Wissenschaft anempfohlen, wozu ich wenig Lust hatte: die Mathematik; ich versuchte doch weniger zerstreut zu sein, wenn Rousseau mich darin unterrichtete. Mit diesem treuen, zartfühlenden Freunde, sprach ich von der Unterhaltung, worin mein Vater seinen Unwillen gegen den Grafen de la Marche so laut geäußert hatte. Jean Jacques hörte nicht auf, mich zu bereden, für das Glück eines Vaters, der mir so theuer war, und den er selbst so zärtlich liebte, doch ja alle Gelegenheiten eifrig zu ergreifen, um theilnehmend, warnend freundschaftlich mit ihm über meinen Bruder zu sprechen. Der Hauptgrund, warum mein Vater mich nicht hören wollte, war, weil er mich abhalten wollte, mich in politische Angelegenheiten, worin er und mein Bruder verschiedener Meinung waren, zu mischen. Dieser Einwurf konnte aber für Jean Jacques keiner sein, dessen Rathschläge über politische Ge=

genstände der Prinz von Conti aufmerksam anhörte, und gewissenhaft befolgte. Ich sagte daher dem Philosophen, daß jetzt die Reihe an ihm sei, mit dem Prinzen für meinen Bruder zu sprechen, und daß er mir nun ein Beispiel geben müsse. „Ich weiß," erwiederte Jean Jacques, „welchen Genuß man entbehrt, wenn man seine Kinder nicht umarmen kann. Sie wissen nicht, was ich alles gethan habe, Ihrem Bruder das Herz und die Zuneigung des Prinzen von Conti wieder zu gewinnen. Worin er auch gefehlt haben mag, ich bin versichert, daß er seinen Vater wieder finden wird, sobald er ihm nur den Sohn wiedergiebt. Sollte nicht eine freundlichere Stimmung Ihres Vaters, den Grafen de la Marche ihm wieder nähern? Ich werde gewiß alles thun, was nur in meinen Kräften steht, um den Prinzen gegen ihn wohlwollender zu stimmen.„ Ich war in der That eines Tages Zeuge, als mein Vater und Jean Jacques mit einander sprachen,

während Herr Lerouge mir auf der Violine accompagnirte, indeß ich auf der Harfe spielte, wie vergeblich mein würdiger Lehrer sich bemühte, meines Vaters Zorn zu besänftigen. Auf alles, was der Prinz von Conti über die Aufführung des Grafen de la Marche sagte, in Bezug auf seine Gemahlin, erwiederte Jean Jacques nichts, als diese fünf Worte: „Wenn er sie nicht liebt.„ . . . Auf die Vorwürfe über sein Betragen bei der Angelegenheit des Parlements erwiederte er: „Wenn das seine Meinung ist.„ . . . Mein Vater erzählte an Jean Jacques, daß Ludwig XV. zum Grafen de la Marche, der allein von den Prinzen von Geblüt bei dem Lit de Justice, das Se. Majestät damals hielten, zugegen war, gesagt habe: „Mein Vetter, wir haben unsere Verwandten nicht hier, aber wir wollen schon ohne sie fertig werden„ und daß der Graf de la Marche lachend erwiedert habe: „Schon seit langer Zeit weiß ich ohne die meinigen fertig zu werden.„

Darauf fragte er mit bitterem Spotte Jean Jacques: „Nun, mein Herr, werden Sie ihn noch entschuldigen, mit den Worten: „Wenn das seine Meinung ist. . . . Wenn er sie nicht liebt.„ . . . Darauf fügte er hinzu: „Ich traf diesen Prinzen, der einzig in seiner Art ist, und sagte ihm in Gegenwart der Herren, die bei uns waren: „Ich wußte daß Sie ein schlechter Sohn, ein schlechter Ehemann waren; es blieb Ihnen nichts übrig, als noch ein schlechter Bürger zu sein.„

Er wird ein guter Bruder sein! rief ich in dem Augenblick, und ließ meine Harfe fahren, meinem Vater um den Hals zu fallen. Er umarmte mich zärtlich, und ich fühlte seine Thränen über meine Wangen laufen. Ich glaubte ihn erweicht zu haben; aber ich ward bald aus meinem Irrthum gerissen, denn mit größerer Hitze als zuvor, zählte er aufs Neue alles auf, was er meinem Bruder vorzuwerfen hatte, und vorzüglich schien er aufgebracht über die niedrige Art, wie, seiner

Behauptung zu Folge, der Graf de la Marche sich öffentlich gegen die Favoritsultanin kriechend und schmeichelnd zeigte, die von den Franzosen, die immer Achtung für ihre Könige hegen, allein als die Ursache ihres Unglücks und des Untergangs des Staates angeklagt ward. „Geziemt es,“ rief mein Vater, „dem Erben meines Namens, dem einzigen Prinzen von Geblüt, der den Hof besucht, bei öffentlichen Gelegenheiten einem berüchtigten Frauenzimmer den Arm zu bieten?„ Wollen Sie noch sagen: „Wenn es seine Meinung ist?„

Jean Jacques, als er sah, daß mein Vater aufgebracht war, und daß seine Bemerkungen, statt seinen Zorn zu besänftigen, ihn nur heftiger entflammten, lenkte geschickt das Gespräch auf einen anderen Gegenstand, und sprach über politische Gegenstände, worüber mein Vater sich gern mit ihm unterhielt. Nur mit dem lebhaftesten Schmerze sah ich mich gezwungen, die süße Hoffnung für jetzt

aufzugeben, einen Bruder, den ich liebte, mit meinem Vater zu versöhnen. Ich liebte meinen Bruder, obgleich ich ihn nur am Hofe gesehen, aber noch nie das Vergnügen gehabt hatte, mit ihm zu sprechen, ihn zu umarmen. Rousseau munterte mich auf, den Muth nicht sinken zu lassen, und fortzufahren, der Trost und die Freude meines Vaters zu sein, bis ich seine Freude verdoppeln könnte, indem ich ihn mit meinem Bruder aussöhnte. Ich folgte seinem Rath, und beeiferte mich doppelt, in Allem den Wünschen meines Vaters zuvorzukommen. Ich kannte seine Liebhaberei für Blasinstrumente, und heimlich, ohne daß er irgend etwas davon wußte, hatte ich das Horn, und das Flageolet blasen gelernt; ich hatte ausdrücklich allen meinen Leuten anbefohlen, nichts darüber, weder gegen meinen Vater zu äußern, noch gegen Herrn Guerin, der immer sehr fleißig in unser Haus kam, und dem Vater alles, was darin vorging, getreu berichtete. Als ich glaubte, daß

ich geschickt genug sei, mich vor meinem Vater zu seiner Zufriedenheit hören zu lassen, lernte ich mit dem angestrengtesten Fleiße einige zwanzig Arien, die der gute Jean Jacques, aus Gefälligkeit für mich, componirt hatte. Sobald er mir versicherte, daß ich sie erträglich blasen könne, so bat ich meinen Vater, mit mir in der Nähe meines kleinen Exercirhauses zu jagen, wohin ich oft allein ging Rebhühner zu schießen. Als er mir einen Tag bestimmt hatte, beredete ich meine Mutter, mit an der Jagd Theil zu nehmen, ohne ihr indeß ein Wort von dem zu sagen, was ich mir in Hinsicht auf meinen Vater vorgenommen hatte, und ohne ihr etwas von der Gewißheit, die ich hatte, ihn zu sehen, merken zu lassen. Noch während der Jagd, stellte ich mich, als wenn ich mich verirrte; gebrauchte indeß die Vorsicht, mein Pferd in einer Allé anzubinden, damit mein Vater, wenn er es sähe, in der sichern Hoffnung mich zu finden, weiter nachsuchen möchte.

Ich ging tief ins Holz hinein, in den dick- sten Schatten, und suchte den einsamsten Platz. Ich wußte daß mein Vater, immer sehr ge- wissenhaft, sein gegebenes Wort zu halten, nicht säumen würde, an den verabredeten Ort zu kommen. Nachdem ich mein Horn hatte ertönen lassen, zog ich mein Flageolet aus der Tasche, und kaum hatte ich einige von Jean Jacques niedlichen Melodien gespielt, so hörte ich meinen Vater, der mit sich allein sprach, und sich selbst fragte, wo ich sei; er hatte mein Pferd gesehen, und muthmaßte, daß ich nicht fern sein könnte; aber es fiel ihm gar nicht ein, zu denken, daß ich es sei, die das Flageolet bließ. Als er eine ziemli- che Weile gesucht hatte, kam er dem Dickicht, worin ich verborgen war, immer näher, in der Absicht den Flageoletbläser zu fragen, ob er mich nicht gesehen habe. Wie groß war sein Erstaunen, seine Freude, als er seine Toch- ter erkannte, die sich ihm in die Arme warf. In seinen Armen noch mußte ich wieder alle Me-

lodien blasen, die ich nur wußte; mehrere Mal entfernte sich dann der gute Vater, um noch mehr der angenehmen Täuschung sich zu freuen; aber seine Zärtlichkeit führte ihn sogleich zu mir zurück. Er schien nicht so erfreut, wie ich gehofft hatte, durch die zweite Überraschung, die ich ihm bereitet hatte. Er war sehr artig, sehr höflich gegen meine Mutter; aber bei aller seiner Artigkeit, glaubte ich eine gewisse Kälte und Zurückhaltung zu bemerken, die mir bis dahin nicht aufgefallen war. Ich erfuhr indeß von meiner Erzieherin, daß meine Eltern schon seit mehreren Jahren, nicht mehr so vertraut, wie ehemals mit einander lebten; daß sie sich immer noch gerne sahen, aber daß sie nur vorzüglich ihrer Tochter wegen zusammenkämen; sie setzte sogar hinzu, daß sie selbst den Auftrag gehabt habe, meiner Mutter einen Brief einzuhändigen, worin der Prinz von Conti, nachdem er ihr Nachricht über den Erfolg seiner Bemühungen bei Sr. Majestät, wegen mei-

ner Legitimirung, gegeben hatte, ihr anzeigte, daß er, so ungern er auch etwas thäte, was ihr unangenehm wäre, doch nicht unnöthigen Bedenklichkeiten das Schicksal seines Kindes aufopfern könne, und daß sie nur erwarten solle, in kurzer Zeit die Wirkung seiner Verheißungen, und der Gnade des Königs zu sehen.

Dieser Brief hatte meine Mutter in große Unruhe gesetzt, die immer fürchtete, daß eine Sache, die solches Aufsehn erregen würde, ihrem Ruf und ihrem guten Namen schädlich sein möchte. Ich bemerkte indeß nicht, daß dieser Vorfall ihre Zärtlichkeit gegen mich, auch nur im Geringsten vermindert hätte; sie verdoppelte vielmehr ihre Liebkosungen und ihre Großmuth. Wahr ist es, ihre Geschenke bestanden nicht, wie die meines Vaters, in Büchern, in Instrumenten und anderen nützlichen Sachen; sie hatte es übernommen, für alles zu sorgen, was sie die Freude meines Alters und meines Geschlechts nannte, und ih-

re Geschenke waren Puppen, Spielsachen, Spitzen, Zeug zu Kleidern. Ich gestehe, daß es mir viele Mühe gekostet haben würde, meinem Vater diese kindischen Spielereien alle zu opfern; es machte mir in der That große Freude, meinen Puppen die Haare nach meinem Geschmack in Ordnung zu bringen; Kleider für sie zuzuschneiden, zu sticken, und zu nähen, sie eigenhändig anzuziehen; indeß verwendete ich wöchentlich doch nur einige Stunden darauf. Meine Mutter sagte sogar bei der Zusammenkunft die ich für sie, ohne ihr Wissen, mit meinem Vater veranstaltete, mehrere Mal: „der Prinz von Conti wird diesem Kinde noch den Kopf verdrehen; er will eine Gelehrte, einen schönen Geist daraus machen, da sie doch noch nichts, als die unschuldigen Freuden ihres Alters kennen sollte.„ — „Beklagst du dich denn,“ fragte mich mein Vater rasch, „daß du nicht genug Vergnügen hast?„ — Alle meine Übungen, erwiederte ich, machen mir wahre Freude, da sie nur

dazu dienen, mich zu vervollkommnen, und mich Ihnen angenehmer zu machen. Ich sprach dann noch weiter über die Freude, die ich über diese Zusammenkunft fühlte, welche ich so glücklich veranstaltet hatte. Mein Vater sagte mir aufs Neue Schmeicheleien, weil ich ihn so angenehm überrascht hätte; er wünschte, daß ich meine Lieder, noch einmal in Gegenwart der Herren, die ihn zu der Jagd begleitet hatten, wiederhohlen möchte. Alle überhäuften mich dafür mit Lobsprüchen. Meine Mutter schien sehr zufrieden mit dem Lobe, das man mir so reichlich ertheilte, und kam mit meinem Vater überein, daß ich reichlich für die Mühe, die mich das Erlernen dieses neuen Instruments gekostet hätte, entschädigt werden müßte, für das Vergnügen, das ich ihnen verschafft hätte, und dafür, daß ich meinen Vater erfreut, und die Lobsprüche der Gesellschaft verdient hätte. Ich hatte meine Erzieherin gebeten, Anstalt zu einem kleinen Mahle zu machen, woran mein Vater und

seine Freunde Theil nahmen. Ehe wir uns trennten, bedauerte jeder, daß das kleine Fest nicht noch verlängert werden könnte; aber mein Vater hatte noch Geschäfte zu Paris, und meine Mutter hatte versprochen, einem glänzenden Concert beizuwohnen, wohin sie, ohne sich völlig umzukleiden, nicht gehen konnte. Sie schlug dem Prinzen von Conti vor, mich dahin führen zu lassen, da ich soviel Geschmack an Musik fände; und mein Vater willigte nicht nur ein, sondern versprach auch selbst hinzukommen. Meine Mutter gab den Abend einen großen Schmaus. Um einen so glücklichen Tag auf eine würdige Weise zu enden, wünschte sie, daß der Prinz von Conti und seine Tochter die Zahl der Gäste vermehren möchten. Ich erhielt meinen Platz nicht weit von meinem Vater, der so gütig war, mir zu versichern, daß das große Concert ihm weniger Freude gemacht habe, als meine Lieder auf dem Flageolet, und dem Waldhorn, die er den Morgen gehört hätte, und niemals vergessen würde.

Das war das erste Mal, daß ich bei meiner Mutter zu Abend aß, und daß ich bei ihr in so großer Gesellschaft war. Ich fürchtete, daß mein Vater vielleicht zum drittenmale eine Wiederhohlung der Scene des Morgens verlangen möchte; aber er war zu klug, zu feinfühlend, um bei meiner Mutter die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf seine Tochter zu ziehen. Ich glaubte selbst zu bemerken, aus der Art, wie meine Mutter auf mehrere Fragen, die man über mich an sie that, antwortete, daß es sie nicht reue, mich zu dem Schmause gezogen zu haben. Soviel ist gewiß, daß dies das letzte Fest war, dem ich in ihrem Hause beiwohnte. Zu den Festen, die sie zu Chilly gab, ließ sie nicht nur mich fast jedes Mal kommen, sondern der Abbé Aubry lud auch Herrn Jacquet dazu ein, der oft ritt, und immer gern die Mühe übernahm, unterwegs alles, was zu unserer Bequemlichkeit nöthig war, zu besorgen. Öfter ging ich nach Isle Adam, wo-

hin mein Vater sich gern mit seinen vertrautesten Freunden begab, um die Freuden der Gesellschaft fern vom Pomp und dem theatralischen Gepränge des Hofes zu genießen. Frei und vertraulich im Umgange mit den ausgezeichnetesten Mitgliedern des Parlements von Paris, mit den Gelehrten und Künstlern die ihn umgaben, sah man ihn sich mit seiner Tochter an kindlichen Spielen ergötzen, er vergaß seine Titel, seine Größe, der Prinz und der Krieger verschwanden, man sah nur den Vater, den Freund, den Menschen. Schmeichler durften weder in der Stadt, noch auf dem Lande sich ihm nahen; wenigstens duldete der Prinz nur Eine Art von Schmeichelei, diejenige, die man an den Vater seiner zu glücklichen Tochter richtete. Das sicherste Mittel ihm zu gefallen, war, seiner Tochter eine Freude zu machen, sie zu unterhalten; er selbst focht mit ihr, er foderte seine Freunde auf, mit mir in die Wette zu laufen. Ich sehe ihn noch, wie er bei

diesen kleinen Olympischen Spielen an den Schranken saß, das Zeichen zum Auslaufen gab, und wie er mich durch Zurufen und Winken, aufmunterte und trieb.

Je älter ich ward, desto öfter kam ich nach dem Temple. Mein Vater wollte selbst meine Fortschritte beobachten und beurtheilen; er hatte es gern, daß ich in der Uniform kam, mit meinem Husaren, und von denen, die mich nicht kannten, für einen Knaben gehalten wurde; meine Gewohnheit und meine kriegerischen Übungen begünstigten die Täuschung.

Dabei blieb aber seine väterliche Sorgfalt nicht stehen; er war immer zugleich für mein Vergnügen, meine Erziehung und mein Glück besorgt. Man hatte mir bange gemacht, daß meine Hoffnungen durch Streitigkeiten des Parlements mit dem Hofe getäuscht werden könnten. Mein Vater, eben so sehr Feind der unbegränzten Willkühr, als eifriger Vertheidiger der gesetzmäßigen Regie-

rung, hatte sich öffentlich dafür erklärt, daß Obrigkeiten nicht abgesetzt werden dürften, und er sah dies als ein Grundgesetz des Staates an. Er war dadurch gewissermaßen in Ungnade gefallen, und dies könnte, sagte man, Einfluß auf mein Schicksal haben, und Ludwig XV. gegen mich kalt machen. Eines Tages theilte ich meinem Vater, in Rousseaus Gegenwart, meine Besorgniß mit; er erwiederte lachend, daß der König ihn mehr liebe, als alle seine Hofleute, die ihm durch ihre Schmeicheleien Langeweile machten; daß der König nie an seiner Ergebenheit gegen seine Person gezweifelt habe, und daß, wenn er auch nicht alle Morgen nach Versailles ginge, er doch dem Könige, durch uneigennützige Rathschläge und Winke zu beweisen wüßte, daß er an ihm einen treuen Verwandten hätte, der ihn niemals verlassen würde. „Dich, meine Tochter,“ setzte er hinzu, „vergißt der König so wenig, als dein Vater, das Versprechen, welches er Dir gegeben hat,

ist heilig, und in wenigen Tagen sollst Du überzeugt werden, daß ich mich Tag und Nacht bemühe, Dir das glänzendste Loos zu verschaffen, und daß der König stets einerlei Meinung mit Deinem Vater ist, in Rücksicht Deines Glückes.„

In der That sah ich eines Tages meinen Vater in mein Zimmer treten; die Hast, womit er hereintrat, die Freude, die ihm in den Augen glänzte, die Neuheit eines solchen Besuches, da er nur des Abends zu kommen gewohnt war, alles verkündete mir, noch ehe er sprach, die erfreulichsten Nachrichten. Ich täuschte mich nicht. Kaum hatte mein Vater seinen großen Mantel, worein er sich zu verhüllen pflegte, auf einen Stuhl geworfen, als er mich entzückt umarmte, und, indem er einen großen Bogen aus seiner Brieftasche zog, zu mir sagte: „Hier, meine Tochter, hast du einen Schatz . . . hier ist ein Titel für dich, den keine Macht dir rauben kann, was für Mühe sich deine Feinde jetzt auch geben mö-

gen; jetzt bist du vom König als rechtmäßige Prinzessin von Geblüte anerkannt; er konnte mir keinen größern Beweis seines Wohlwollens geben; mit meinem Leben kann ich die Freude, die diese Gnade mir verursacht, nicht bezahlen. Nun? glaubst du noch immer, daß ich in Ungnade gefallen bin?„ Bei diesen Worten weinte er Freudenthränen, ich selbst weinte, und vereint mit ihm, segnete ich unsern Wohlthäter. „Dieses Diplom,“ sagte mein Vater, indem er es mir übergab, „wird eine zärtliche, geliebte Tochter beglücken, und mich an einem undankbaren Sohne rächen.„ — „Warum,“ sagte ich, indem ich ihm um den Hals fiel, „warum muß mein Glück durch den Gedanken getrübt werden, daß vielleicht ein so heiß geliebter Bruder darüber seufzen dürfte? Ach! mein Vater, der Graf de la Marche kann sich nur über mein Glück freuen, er wird Ihre Freude theilen, so wie er Ansprüche auf Ihre Zärtlichkeit hat. Die Güte des Königs verdoppelt für Sie die Wohl-

thaten der Natur; Sie haben zwei Kinder, das ist nicht zu viel, um Sie zu lieben, so wie Sie es verdienen; stoßen Sie keines von sich, freuen Sie sich der Liebe, der Anhänglichkeit beider; mein Bruder wird mich nie um etwas beneiden, als um das Vergnügen, mehr mit kindlicher Liebe für Sie sorgen zu dürfen.„ — „Ich habe nie daran gezweifelt, daß du ein gutes Herz besitzest", erwiederte mein Vater zärtlich; „aber glaube hier weniger den Eingebungen deiner unschuldigen, gefühlvollen Seele, als der Erfahrung deines unglücklichen Vaters. Deine Feinde wollen alles wagen, um dich zu vernichten, oder um wenigstens dein Glück zu verzögern. Wir müssen noch eine Zeitlang warten, damit diese Akte ins Register eingetragen wird; bis dahin empfehle ich dir die größte Klugheit und die größte Vorsicht; ich selbst, um nicht durch beschwerliche Verwendungen und tägliche Bitten bethört zu werden, ich will noch immer die ganze Sache im Verborgenen leiten. Schwei-

ge du noch einige Monate, und dann wollen wir Aufsehen von dieser Sache machen, wie es gebührt; aber vor allen Dingen hüte dich vor einem unüberlegten Vertrauen; denn deine Feinde wachen und umringen dich.„ — „Immer das Wort Feinde! Von welchen Feinden reden Sie denn? fragte ich meinem Vater. Ich beleidige Niemand, ich liebe alle, die ich sehe; wer könnte mir Böses thun wollen?“ — „Du hast dennoch Feinde,“ versetzte mein Vater, „und gefährlichere als du denkst; aber folge meinem Rath, und ich will dich schon den Gefahren, womit sie dich bedrohen, entreißen.„ Mein Vater verließ mich nach diesem Gespräch, indem er mir noch sagte, daß er seltener in mein Haus kommen werde, mich zu besuchen, daß er aber immer mich treffen würde, sobald ich ihm einen Ort zur Jagd bestimmte.

Kaum war mein Vater weggegangen, so kam meine Erzieherin, sich nach den Gegenstand der langen Unterredung, die wir zu-

sammen gehabt hatten, zu erkundigen. Meine Selbstliebe und ihre Liebkosungen erlaubten mir nicht lange, es ihr zu verheimlichen. Sie las, las aufs neue, und überdachte aufmerksam die Schrift über meine Legitimation, die der König eigenhändig unterzeichnet hatte, und die mit seinem Wappen gesiegelt war. Sie wollte sie behalten, um sie dem Herrn Jacquet und Rousseau zu zeigen; allein ich sagte: daß ich mich niemals davon trennen würde, und daß ich selbst sie ihnen zeigen wolle. Sobald sie nur kamen, foderte sie mich auf, mein Versprechen zu halten. Ich zeigte diesen Herren die kostbare Schrift, die mein Vater mir gebracht hatte. Der Bruder Hieronymus und Herr Jacquet bezeugen in ihren Aussagen, die bei den Notaren Badenier und Gaudray niedergelegt sind, daß sie nach der Einleitung über meine Geburt und Verhältnisse Folgendes gelesen haben: „Das ist mein Wille, die Tochter des Prinzen von Conti anzuerkennen

und für rechtmäßig zu erklären, die nun eilf Jahre ist, und mit meiner Einwilligung unter dem Namen einer Gräfin von Mont-Cairzain erzogen ist, zu welchem Titel sie von heute an den Titel Durchlauchtigste Herzogin, rechtmäßige Prinzessin von Geblüt hinzufügen kann; die Ehre des Louvres ist ihr bewilligt, und ich behalte mir vor, wie ihr Vater, ihr eine Apanage, ihrem Range gemäß, auszusetzen.,,

unterzeichnet
Louis.

Ludwig XV. hatte noch einen Brief hinzugefügt, den ich Jean Jacques hundertmal gezeigt habe, und Herr Jacquet, der Königl. Offiziant, drückt sich, in der eben erwähnten Erklärung, so darüber aus. „Ich habe mehrere Mal einen Brief von Ludwig dem Funfzehnten gelesen und in Händen gehabt, der

an den Prinzen von Conti addressirt war und so anfing: „Ich will gern das Geheimniß der Anerkennung der jungen Prinzessin von Mont-Cair-Zain, Ihrer Tochter, geliebter Vetter, bis zu dem Tage bewahren, da Sie es für gut finden werden, sie vorzustellen.„

Louis.

Dasselbe hat der Bruder Hieronymus erklärt. Indem ich mit dem Eremiten von Senard und Rousseau über diesen Brief sprach, bezeigte ich ihnen mein Erstaunen, daß mein Vater, der die Zeit, wann ich vorgestellt werden sollte, bestimmen konnte, sobald er nur wollte, nicht den Augenblick dieser Ceremonie und meines Glückes beschleunigte. Jean Jacques erwiederte mir, daß mein Vater mich nicht eher mitten in die Welt und den Strudel von Vergnügungen, die meiner warteten, stürzen wolle, als bis meine Erziehung so weit vollendet sei, daß sie dem Prinzen von

Conti Ehre machen könne, und daß ja zu ihrer Vollendung nur noch wenig nöthig sei.

Man kann sich leicht denken, daß ein so schmeichelhafter Grund zur Aufmunterung, daß das Verlangen, den heißersehnten Tag zu beschleunigen, der mir durch den gescheuten Philosophen in der Ferne gezeigt ward, meine Aufmerksamkeit in seinen Stunden verdoppelte. Diese Aussicht gab den erhabenen Lehren dieses Freundes der Menschen und der Natur, für mich einen neuen Reiz. Wie süß war mir der Gedanke, daß das Studium der Weisheit, mir den Weg zum Ruhme bahne. Mit welcher Wärme erinnerte er mich, da ich bald am Ziele des Glückes war, an die Rechte des Unglücks!

Das, was mir mein Vater über meine Feinde gesagt hatte, quälte mich; ich sprach mit Rousseau von der Unruhe, die ich über diese dunkeln, halbabgebrochenen Worte empfand. „Ich hätte Feinde?“ sagte ich zu ihm, „ich, die nur Geschenke von ihrem

Vater nimmt, um sie unter alle, die mich umgeben, zu vertheilen? Wer kann mich verrathen? Ich wünsche und thue keinem Menschen etwas Böses. Mein Husar kann sich gewiß nicht mehr über mich beklagen; er liebte mich ja auch selbst zu der Zeit, als ich ihn noch schlug. Jetzt thue ich es gar nicht mehr, selbst nicht wenn er mich betrübt, so noch gestern, als er mir ein schönes Clarinett zerbrach, statt unwillig gegen ihn zu werden, suchte ich ihn zu trösten.„ Rousseau lächelte, und sagte, daß ich doch wegen eingebildeter Besorgnisse, die die väterliche Liebe wohl entschuldigen, aber nicht rechtfertigen könnte, nicht so bekümmert sein möchte. Ich zeigte auch der Kammerfrau meiner Mutter, und dem Abbé Aubry die Papiere, die mein Vater mir anvertraut hatte. Meine Mutter erhielt bald Nachricht davon; sie wünschte sie zu lesen, und ich ließ mich auch nicht lange bitten, ihr meinen kleinen Schatz zu zeigen. Begierig las sie die Legitimationsakte und

den Brief von Ludwig dem Funfzehnten; dann las sie ihn bedächtiger, und sagte darauf, wie sie ihn mir zurückgab: „Ja! so bist du nun Prinzessin von Geblüt; du gehörst von nun an bloß dem Prinzen von Conti, und deine Mutter hat keine Rechte mehr über dich.“ — „Ich hoffe, rief ich, indem ich sie umschlang, daß ich dadurch, daß ich einen leeren Titel gewinne, nichts von Ihrer Freundschaft verlieren werde; sie ist nothwendiger zu meinem Glücke, als der Name einer Prinzessin.„ Meine Mutter schien anfänglich durch meine Zärtlichkeit gerührt, aber bald ward ihre Miene finster, unruhig, und nachsinnend; und meine Liebkosungen, meine Betheurungen, und meine Zärtlichkeit konnten sie nicht wieder erheitern; sie ging rasch fort und sagte, daß sie in einigen Tagen wieder kommen würde. Sie zögerte auch nicht, in der That, mich wieder zu besuchen; aber sie schloß sich allein mit Madame Delorme ein, und sprach mit ihr sehr lange. Ich wollte von meiner

Erzieherin den Gegenstand dieser langen Unterhaltung wissen, aber sie wich dadurch meinen Fragen aus, daß sie mir sagte, sie hätten nur über die jetzigen Ausgaben in meiner Wirthschaft gesprochen, und über die Mittel, wie ich dem Range gemäß leben könnte, den mein Vater mir bestimmte. Meine Mutter kam oft in kurzer Zeit wieder, und kaum hatte sie sich nach meinen Spielsachen, meinen Puppen, und ihren Kleidern erkundigt; so schloß sie sich mit Madame Delorme für mehrere Stunden ein. Was konnte die Ursache dieser Zusammenkünfte sein? Warum ward ich, wenn sie mich betrafen, nicht dazu gezogen? Was konnte meine Mutter meiner Erzieherin sagen, was nicht auf mich Bezug hatte? Das waren die Fragen, die ich mir vorlegte. Ich war weit entfernt, nur zu denken, daß man mein Unglück in diesen unheilbringenden Berathschlagungen anzettelte. Wie hätte ich auch glauben sollen, daß meine Mutter mich ihrem Stolze aufopferte, sie, die mir

so viele Beweise ihrer Liebe gegeben hatte? Wie hätte ich nur ahnen können, daß meine Erzieherin mich verrathen würde, da sie ihre Liebkosungen und ihre zärtliche Sorgfalt täglich verdoppelte, da sie nur für mich zu leben, mich unaussprechlich zu lieben schien?

Als mein Vater erfuhr, daß Rosette, der Abbé Aubry, und meine Mutter, die mir von ihm anvertrauten Papiere gelesen hatten, machte er mir heftige Vorwürfe wegen meiner Unbesonnenheit. Ich erzählte ihm, daß meine Mutter häufig zu mir komme, daß sie sich heimlich und im Verborgenen mit Madame Delorme unterhalte, und daß sie etwas gegen mich in ihrer Gesinnung anders geworden zu sein scheine. „Sie hat immer," versetzte mein Vater, „den Augenblick der Bekanntmachung gefürchtet; sie hat Zeit gehabt sich darauf vorzubereiten; nichts wird mich von meinem Entschluß abbringen; und selbst, wenn ich es wollte, so könnte ich die Schrift des Königs nicht vernichten; er hat dich als mei-

ne Tochter anerkannt, hat dich für eine Prinzessin von Geblüt erklärt, und niemand kann dir nun den Titel streitig machen." Meine Mutter kam immer häufiger zu Madame Delorme. Meine Erzieherin reiste sehr oft ohne mich nach Chilly, oder wenn ich sie begleitete, so schloß man sich sorgfältig ein, und schickte mich mit meinem Husaren in den Garten, dort zu spielen. Ich konnte nicht begreifen, was meine Mutter und meine Erzieherin so Wichtiges und Interessantes zu verabreden hätten. Jean Jacques, obgleich er von Natur furchtsam und sehr vorsichtig war, konnte sich doch nicht enthalten, gegen meinen Vater einigen Verdacht zu äußern, über das außerordentliche Einverständniß und die Verbindung, die er seit einiger Zeit zwischen Madame Delorme und meiner Mutter bemerkte, die, wenn sie sie nicht sehen konnte, immer die treue Rosette, oder den Abbé Aubry zu ihr schickte, so, daß durch diese die geheimen Unterredungen fortgesetzt wurden.

Mein

Mein Vater erwiederte, daß ihn nichts überraschen noch erschrecken könne. Der Graf de la Marche, sagte er, ist auch mit in dem Bunde, er sah sonst die Fürstin von *** niemals; jetzt stehen sie sehr gut mit einander, fast kein Tag vergeht, daß sie nicht zusammen kommen; und als neulich die Fürstin von *** in Versailles war, hat der Graf de la Marche ihr sein Zimmer im Schloß abgetreten; „aber," setzte mein Vater hinzu, „das alles wird darauf hinaus laufen, mir Vorstellungen zu machen, die ich als König aufzunehmen denke, sehr artig, ohne mich darum zu kümmern.„ Ich begriff wohl, warum meine Mutter den Glanz des Glükkes, das mir nun zu Theil werden sollte, fürchten konnte. Der Hof und die Stadt forschten sicher nach der Zeit und den Umständen meiner Geburt. Die neugierigen und tückischen Leute mußten früher oder später diejenige ausfindig machen, der ich mein Leben verdankte, und ihre Schwachheit ward

dann öffentlich bekannt. Dieser Gedanke vergiftete das Glück, das ich mir von meiner neuen Größe versprach; aber ich behielt noch immer die Hoffnung, unter dem undurchdringlichen Schleier des Stillschweigens und des Verhüllens, dieses wichtige Geheimniß zu bewahren. Was meinen Bruder anbetraf, so konnte ich nicht begreifen, was für ein wichtiger Vortheil ihn dahin bringen konnte, mit der Herzogin von *** gemeinschaftliche Sache zu machen. Ich entschuldigte ihn indeß, da ich annahm, daß er bei dem, was er that, durch ein falsches Zartgefühl, oder einen zu gewissenhaften Eifer für die Ehre meines Vaters geleitet werde. Nein, niemals gerieth ich auf den Verdacht, daß ein Prinz, dessen Blut in meinen Adern floß, der Sohn des Prinzen von Conti, einer niedrigen Eifersucht, eines schmutzigen Geitzes fähig sei. Überhaupt habe ich immer geglaubt, daß die einzige Absicht meiner Mutter sei, meine Vorstellung bei Hofe aufzuschieben, um die übelwollenden

Hofleute um so sicherer irre zu leiten; und alle nachher erst gesammelten Beweise, waren nöthig, mich zu überreden, daß sie eingewilligt, und mit daran gearbeitet habe, mich lebend ins Grab stürzen zu lassen. Doch, wir wollen nicht vorgreifen.

Meine Erzieherin kündigte mir eines Abends an, daß sie eine Reise nach ihrem Geburtslande machen müsse, um mit einem ihrer Verwandten sehr dringende Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen; daher sie durchaus gezwungen sei, sich zu entfernen, wenn sie nicht ihrem eigenen Vortheile schaden wolle. Sie gebrauchte nur vierzehn Tage, um mit dem angeblichen Verwandten alles zu berichtigen; und es war sehr wahrscheinlich, daß während dieser Zeit mein Vater, (der, um die Späher zu hintergehen, jetzt nur sehr selten kam) aufs höchste zwei oder drei Mal mich besuchen würde. Es wäre daher leicht, sagte sie, wenn er nach ihr fragen sollte, vorzugeben, daß sie ausgegangen sei,

wegen einer nothwendigen Sache. Es war nicht schwieriger, dem guten Herrn Guerin einzubilden, was man nur wollte, der immer ganz zufrieden fortging, wenn er nur Spielsachen, Naschwerk und Bonbons für seine kleinen Töchter mitnehmen konnte. Wegen meiner Mutter und ihrer Leute, durften wir nicht besorgt sein, denn wenn ich meiner Erzieherin die kleine Abwesenheit bewilligte, so willigte meine Mutter auch ein. Nur den Prinzen von Conti allein, wagte man nicht um seine Erlaubniß zu bitten, weil man eine abschlägige Antwort fürchtete. Jung, unschuldig, und voll Vertrauen wie ich war, kostete es nicht viel Mühe, mich in die Falle zu locken. Ich half daher meiner Erzieherin mich zu verrathen, indem ich behülflich war, meinen Vater zu täuschen; ich verbarg ihm die unselige Reise der Madame Delorme nach der Franche-Comté! Die Unglückliche! Um mein Verderben zu bereiten, verließ sie den Platz, den mein Vater ihr anvertraut hatte.

Der vorgebliche Verwandte, mit dem sie, ihrer Angabe nach, Familienangelegenheiten zu berichtigen hatte, war ein schamloser Helfershelfer ihrer Treulosigkeit, den sie die gehässige Rolle, die ihm aufgetragen war, gelehrt hatte. Hier ist der Brief, den sie mir, eben als sie gegen mich die schwärzeste Verrätherei anzettelte, aus Lons-le-Saunier schrieb; ein Brief, den bei der gerichtlichen Untersuchung, der gehässige Gehülfe, dessen Tirannei und Verworfenheit ich weiterhin zeigen werde, als ächt, und von Madame Delorme's Hand geschrieben, anerkannt hat.

Lons-le-Saunier, 1773.

Gnädige Gräfin.

„Ich habe den Brief erhalten, den Sie so gnädig waren, mir nach Lyon post restante zu schreiben. Ich bin sehr dankbar für die Güte Ew. Hoheit, daß Sie nicht an den Prinzen geschrieben haben. Ich bitte Sie, vor ihm diese kleine Reise geheim zu halten, da ich seine Erlaubniß nicht zu einer Abwesen-

heit von vierzehn Tagen habe. Gewiß würde er unzufrieden sein, daß ich seine Tochter im Augenblick so großer Zurüstungen verlassen habe. Sie handeln, gnädige Gräfin, für ihre Jahre so aufrichtig und edel, daß Sie versichert sein können, daß ich niemals ihre Güte und ihr gnädiges Zutrauen gegen mich mißbrauchen werde. Ich werde mich nur so kurze Zeit wie möglich zu Clairvaux aufhalten, wenn ich den Verwandten, den ich zu Lyon zu treffen hoffte, nicht in St. Maurice finden sollte. Ich bin vollkommen überzeugt, daß die gute Leblanc meine Stelle bei Ihnen ersetzen wird, und daß ich das Glück haben werde, daß Ihnen während meiner kurzen Abwesenheit, die ich bloß ihrer Gnade verdanke, nichts zustoßen wird. Ich ersuche Ew. Hoheit zu glauben, daß ich bin mit der größten Dankbarkeit und der tiefsten Ehrerbietung

Gnädige Gräfin,

Ew. Hoheit

unterthänigste u. s. w.

Delorme."

Die Schlange! Während sie mir das Herz zerriß, rühmte sie meine Aufrichtigkeit und meinen Edelsinn! Ich glaubte, daß ihre Betheurungen aufrichtig wären; und ihr Betragen hatte mich so getäuscht, daß ich nur mit ihren Augen sah. Sie hatte mich überredet, daß sie in den langen Unterredungen mit meiner Mutter, alles angewendet hätte, sie davon abzubringen, meinen Vater zu bewegen, noch länger das Glück, das er für mich bestimmt hatte, aufzuschieben. Ich hielt sie für meine beste Freundin; ich ehrte sie als meine zweite Mutter, und ich dachte an nichts, als ihr und Herrn Jacquet, sobald ich in meinen neuen Stand eingetreten wäre, ein glänzendes Loos zu verschaffen. Kaum war sie von ihrer Reise zurückgekommen, als der Prinz von Conti, den ich jetzt fast nur auf der Jagd zu sehen bekam, eines Abends sehr spät kam, und fragte, ob die Prinzessin, seine Tochter zu Hause sei, und ob sie schon schliefe. Ich lag schon seit mehreren Stunden im Bet-

te; aber der Name des Prinzen, der in den Zimmern genannt ward, seine Stimme, die ich sogleich erkannte, weckten mich bald. Schnell stand ich auf, und ohne erst auf die Hülfe meiner Kammerfrauen zu warten, war ich in drei Minuten soweit fertig, daß ich vor ihm erscheinen konnte. Ich habe ihn nie so freudig, so entzückt gesehen; in seiner Hand hielt er einen prächtigen Busch von Diamanten; und sobald er mich sah, lief er mir entgegen, nahm mich in seine Arme und umarmte mich mit Entzücken; kaum konnte er sprechen. Erst als er in mein Cabinet gekommen war, als er mir schnell den kostbaren Busch angesteckt hatte, sagte er mit unterbrochener Stimme: „Wollen Ew. Hoheit mir erlauben, es Ihnen anzustecken? . . . Es ist für den Trinitatissonntag . . . Der König hat sein Wort gegeben . . . . Er ist ungeduldiger als dein Vater und als du selbst . . . Wie gnädig hat er meinen Wünschen nachgegeben! Das Geheimniß scheint ihm Freude zu machen,

und je geheimer es ist, desto mehr scheint es ihn zu beschäftigen . . . Deine liebe, kleine Cousine Elisabeth, nimmt großen Antheil an deinem Triumph; sie ist noch immer deine Freundin; sie freut sich, dich zuerst zu umarmen; sie hat mir mehrere Mal aufgetragen, es dir zu sagen.„

Kaum konnte ich meinen Augen, meinen Ohren trauen; dieser Busch von Diamanten, diese Worte, dies Entzücken meines Vaters, dies Versprechen des Königs, die Complimente von meiner kleinen Cousine Elisabeth, alles das schien mir ein Traum, und ich konnte nicht an mein Glück glauben. Seliger Augenblick! wie soll ich die süßen Eindrücke schildern, die du in meiner Seele zurückließest! Noch kann ich nicht, ohne daß mein Herz klopft, an jenes Entzücken, an jene Freude denken! Mit Staunen betrachtete ich den Busch von Diamanten, der tausend blendende Flammen von sich strahlte. Zärtlich blickte ich darauf meinen Vater an; ich benetzte

ihn mit meinen Thränen, umschlang ihn fest, und aus der gepreßten Brust konnte ich nur die Worte hervorbringen: „Ist es denn wirklich wahr, daß der König den Trinitatistag zu dieser Ceremonie bestimmt hat? . . Ach! mein Vater, wie glücklich bin ich!„ . . . . Nachdem der erste Taumel der Freude, worin mein Vater mich nicht unterbrach, vorüber war, fing er im ernsteren Tone zu mir an: „Genieße im Voraus das Glück, das deiner wartet. Ich wollte dich dein Glück schon im Voraus kosten lassen, dadurch, daß ich dir jetzt schon den glücklichen Augenblick, der deine und deines Vaters Wünsche erfüllen soll, entdeckte; genieße es daher von diesem Augenblicke an; von diesem Augenblicke an wird dein Vater glücklich sein; aber, meine Tochter, niemand als wir Beide, darf um dies Geheimniß wissen! Höre weder auf dein gutes Herz, noch auf deine Eitelkeit; jetzt ist der Augenblick da, wo du Klugheit und Vorsicht nöthig hast.„ — Ach! ich werde

schon klug sein, rief ich sogleich, ich verspreche Keinem irgend etwas zu sagen. — „Siehe dich wohl vor," versetzte mein Vater, „die Sache ist ernsthafter als du es glaubst. Du kannst die Unruhe und Besorgnisse, die dein unvorsichtiges Vertrauen mir neulich verursacht hat, dir nicht vorstellen; eine ähnliche Unvorsichtigkeit würde mich sehr betrüben, und könnte für dich sehr unglückliche Folgen haben.„ Ich versicherte meinem Vater, daß niemand durch mich etwas von dem, was er mir gesagt habe, erfahren solle. „Du kannst," erwiederte mein Vater, „allen Fragen, die man ohne Zweifel an dich thun wird, sehr leicht ausweichen; ohne zu sagen, daß dieser Strauß vom Könige kommt, daß der König den Trinitatistag zu deiner Vorstellung bestimmt hat, kannst du antworten, daß ich gekommen wäre, dir anzukündigen, daß ich in einigen Monaten dich bei Hofe vorzustellen hoffe, und daß ich zum Pfande dieser Zusicherung, dir diesen Busch von Diamanten gebracht hätte.„

So belehrte er mich. Warum siegte mein böser Genius über das, was mir nützlich war, warum achtete ich nicht auf den Rath meines Vaters, und auf die Versicherung, die ich ihm gegeben hatte, denn er forderte mehrere Mal von mir, daß ich ihm versprechen solle, die Sache ganz geheim zu halten. Als er sich von meiner Vorsicht überzeugt hielt, überließ er sich wieder dem süßen Triebe der Freude und der Natur; er nahm mich aufs Neue in seine Arme, und liebkoste mich aufs Neue. Die Worte fehlten mir, ihm zu sagen, wie sehr ich ihn liebte, wie dankbar ich sei; aber er sah, daß mein Herz voll war; er las in meinem Herzen, und entdeckte wodurch es bewegt ward. Er selbst schien vor Freude seiner selbst nicht ganz mächtig zu sein; indeß überraschte ich ihn, wie er seufzte, als er zu mir sagte: „Ich habe dein Glück gemacht, und ich bin gerächt, ich bin doppelt glücklich!“ Ich sah zu gut, aus dem was er mir früher gesagt hatte, daß er auf mei-

nen Bruder zielte; ich konnte das nicht so hingehen lassen, ich fing es auf, und er schien gerührt über mein Zartgefühl. „Ich wollte ihm,“ sagte er, „meine Zärtlichkeit wieder schenken; er zog meinen Haß und meine Verachtung vor; vergifte so süße Augenblicke nicht, sprich nicht mehr von ihm.„ Um das Gespräch auf etwas anderes zu lenken, erzählte ich meinem Vater von dem Erstaunen meiner Mutter, und von dem, was sie sagte, als sie die Akte über meine Legitimation las. „Ist es denn wahr,“ fragte ich, „daß ich dadurch, daß ich eine Prinzessin, eine Bourbon werde, aufhöre, ihre Tochter zu sein?“ Mein Vater erklärte mir, wie ich durch das Gesetz, durch den Titel der mich legitimirte, unabhängig von meiner Mutter und ihrer Familie geworden sei, und nun bloß vom Vater abhinge, als dessen Tochter ich anerkannt sei. „Das Gesetz,“ fügte er hinzu, „hat dir deine vollen Rechte gegeben; aber die Natur hat keines der ihrigen verloren. Du bist meine

Tochter und meine Erbin; meine Familie ist nun die deinige; die der Herzogin von *** ist dir fremd geworden vor dem Gesetze, aber deine Mutter muß in dir immer eine zärtliche, ehrerbietige und gehorsame Tochter finden, wie du immer in ihr nur die zärtliche Mutter sehen mußt, die dir das Leben schenkte, und für dich in deiner Kindheit sorgte.„ Ich umarmte meinen Vater für diese Erklärung, die meinem Herzen und Kopfe so nöthig und so wohlthätig war. Die Zeit verfloß, wir konnten eine so süße Unterhaltung nicht endigen. Ach! wir waren weit entfernt zu ahnen, daß es die letzte sein sollte, die wir mit einander hätten; daß unsern Umarmungen so herzzerreißender Kummer folgen solle; daß den süßen Thränen, die ich vor Freude und Zärtlichkeit weinte, bald bittere Thränen des Schmerzes und der Verzweiflung folgen sollten; daß an dem Tage, der zu meinem Triumph bestimmt war, mein Vater, statt sich meines Glückes zu freuen, mei-

nen Tod beweinen würde. Ich ahnete nicht, als ich zärtlich von ihm Abschied nahm, daß ich seinen Armen durch schwarze Treulosigkeit entrissen, lebend ins Grab hinuntergestoßen werden würde. Wir mußten uns indeß trennen. Ach! wie oft habe ich auch an die geringfügigsten Umstände dabei mit Schmerz zurückgedacht! Mein Vater hatte mich umarmt, hatte mich verlassen; da kam er nochmals zurück: „Noch einmal muß ich dich umarmen,“ sagte er, „denn ich werde dich erst in dem Augenblicke wiedersehen, wenn du bei Hofe vorgestellt wirst; du kannst mir schreiben, wenn du mich etwa fragen willst, oder kannst es mir durch Guerin sagen lassen.„ Zum zweiten Mal trennten wir uns; da lief ich ihm nach, ihn zurückzurufen; ich wollte noch mit ihm von meinem Anzuge reden, und von der Art, wie ich es anfangen sollte, meine Kleider machen zu lassen, in der bestimmten Zeit, ohne daß meine Erzieherin, oder irgend jemand anderes, diese Hast sich

aufs wahrscheinlichste erklärte. Mein Vater hatte alles vorher bedacht; eines Abends hatte er meine Schneiderfrau bei mir getroffen, als sie gekommen war, mir einige neue Kleider anzupassen. Er hatte sie, wie im Gespräch, gefragt, ob sie auch Staatskleider für den Hof mache? Als sie es bejahte, hatte er ihr den Auftrag gegeben, zwei für mich zu machen. Das Zeug dazu hatte ich schon im Hause; es war nur noch nöthig darunter zu wählen, und die Näherin anzutreiben. Wir verabredeten, daß Herr Guerin zu ihr gehen sollte, um ihr zu sagen, daß der Prinz von Conti, der voll Ungeduld sei, mich in diesen Kleidern zu sehen, verlange, daß sie sie in acht Tagen fertig mache. Mein Vater ließ sich sogleich die Körbe mit den verschiedenen Zeugen bringen, die er mir selbst geschickt hatte, und wir suchten das aus, was sich am besten zu der bevorstehenden Ceremonie schickte. Ein rosenrother Brocart mit Silber, gefiel mir am besten; mein Vater zog aber einen mit

ganz

ganz silbernem Grunde und goldenen Blumen vor. Ich sprach lange für das Muster welches ich ausgewählt hatte. Der kleine Streit dauerte einige Minuten. Mein Vater gab sich recht Mühe, mir in den geringsten Kleinigkeiten zu widersprechen; er fand den Stoff, den er für mich gewählt hatte, viel reicher und passender. Der rosenfarbene, sagte er, wird für die folgende Woche gut seyn, und in dem einen sowohl als in dem andern wirst du gut aufgenommen werden, wenn du recht vernünftig bist, und dich nicht mehr mit deinen Puppen abgiebst. Er gab meiner Erzieherin den Auftrag, dafür zu sorgen, daß diese Staatskleider in einigen Tagen fertig würden; ich bin neugierig zu sehen, sagte er, wie meiner Tochter diese langen Kleider stehen werden; er verlangte, daß man mir in seiner Gegenwart Maas nähme. Als meine Kammerfrauen fortgegangen waren, empfahl er mir aufs Neue Stillschweigen und Geheimniß, wenn ich sein

Werk nicht zerstören wollte. „Meine Tochter, fügte er hinzu, indem er mich an sich drückte, das was dein Vater jetzt für dich thut, ist gar nichts gegen das, was er noch für dich thun will. Du bist mir jetzt zu meinem Glücke unentbehrlich, und ich will mich nie wieder von dir trennen.“ Ich fiel ihm sogleich um den Hals und rief: „Wie kann ich so viele Wohlthaten vergelten! mein ganzes Leben würde nicht hinreichen; aber wie gerne möchte ich Ihnen es ganz weihen!“ — „Wenn du auch kein anderes Verdienst hättest, versetzte mein Vater, als alles desjenigen, was ich für dich thue, würdig zu seyn, wäre ich dann nicht hinlänglich belohnt?“ — Endlich stand er auf, um mich zu verlassen. „Ich empfehle es dir recht ernst, sagte er, an den Trinitatistag zu denken. Die Klugheit und meine Geschäfte erlauben mir nicht, dich vor diesem so sehr erwünschten Tage wieder zu sehen; aber dann werde ich kommen, dich früh selbst abzu-

holen; sei also angekleidet und fertig zur bestimmten Stunde.“ Ich umarmte ihn, und versprach ihm, daß er nicht auf mich warten solle. „Denke wohl daran, fügte er noch hinzu, daß man den König nie warten läßt.“ Das waren seine letzten Worte. Ich umarmte ihn aufs Neue und bat um die Erlaubniß, einen Vorrath von Küssen nehmen zu dürfen, weil ich so lange nun fasten sollte. Mit seiner gewöhnlichen Zärtlichkeit küßte er mich, und wir schieden endlich von einander.

Das war das letzte Mal, daß ich den zärtlichsten aller Väter sah! Ich habe mich hier bei den geringsten Umständen aufgehalten; nicht ohne Rührung kann ich an seine letzten Worte, seine letzten Liebkosungen denken. Der letzte Tag meines Glückes brach an. Einmal seiner Zärtlichkeit entrissen, der Tyrannei meiner Verfolger hingegeben, habe ich nichts mehr, als Schmerz, Thränen und die fürchterlichsten Qualen gekannt. Die Grau-

samen! Meinen Vater überredeten sie, daß ich gestorben sei, und noch grausamer gegen mich, überredeten sie mich: daß mein Vater lebe, ohne mich zu lieben, daß ich seine zärtliche Zuneigung verloren hätte, daß er todt wäre für seine Tochter. Warum vollendeten sie ihr Verbrechen nicht? Warum ließen sie mich nicht ins Grab hinunter steigen, worin ich, ihrer Behauptung nach, begraben war. Den Tod hätte ich hundertmal lieber erduldet, als den Gedanken, daß mein Vater lebe und mich hasse. Warum starb ich nicht vor Freude an dem Tage als er so froh, so glücklich war, und den Strauß von Diamanten als Geschenk des Königs brachte? Wie viel leichter wäre es mir gewesen, in der Überzeugung, daß er mich liebe, zu sterben, als zu leben in der Überzeugung, daß er mich hasse und Groll gegen mich hege! Meine Henker verdoppelten die Schrecken meiner Strafe, da sie mich nur zur Hälfte ermordeten.

Kaum war mein Vater weggegangen, so schickte meine Erzieherin alle Kammerfrauen fort, und kleidete mich allein aus. Nie hatte sie so eifrig für mich gesorgt, nie waren ihre Liebkosungen zärtlicher, nie sprach sie einnehmender, nie war ihre Stimme sanfter und süßer! Sie zählte die Rollen mit Louisd'ors, die mein Vater mir gegeben hatte, legte sie selbst in meine Chatulle zu den andern; sie näherte sich dann meinem Bette, und sagte: ob die Geschenke und die Nachrichten, die mein Vater mir gebracht hätte, keinen Einfluß auf meinen Schlaf haben würden? Ich antwortete ihr im scherzhaften Tone. Sie nahm den Scherz tragisch, sprach im rührenden Tone, betheuerte aufs Neue ihre Anhänglichkeit, Ergebenheit und ihren Eifer. Ich war nahe daran, vollkommen glücklich zu werden, und sie, die mir einen Theil ihrer Jugend aufgeopfert hatte, die jede Art von Etablissement zurück gewiesen hatte, sie sollte nun die schönen Träume

die wir über ihr Glück und das des Herrn Jacquet, zusammen ausgesonnen hatten, verschwinden sehen. Dieser Herr Jacquet, von seiner Familie gequält, und unwillig, da sie immer aufschob, noch länger zu warten, schien auf ihre Hand Verzicht thun zu wollen und besuchte sie schon nicht mehr. „Ja, fügte sie hinzu, indem Thränen, die ihr immer zu Gebote standen, die Wangen herabflossen, wenn ich nur ungefähr den Tag wüßte, an welchem Sie dem Könige vorgestellt werden sollen, wenn ich nur diese glückliche Epoche vorhersehen könnte, so würde ich vielleicht Herrn Jacquet dahin bringen, daß er diesen so sehnlich erwünschten Augenblick erwartete; ich könnte seine dringenden Bitten durch eine klare und bestimmte Versicherung beantworten, und so einen Bruch vermeiden, worüber ich vielleicht aus Gram sterben werde; denn ich habe Ihnen nicht verhehlt, wie sehr ich ihn liebe, und wie süß es mir seyn würde, die Entwürfe für unser

Glück und unsere Verbindung zu realisiren, womit Sie so gütig sich oft selbst beschäftigten.“ Ich blieb stumm bei diesem ersten Versuch; aber Madame Delorme gab sobald ihr Vorhaben nicht auf, sie kam schnell zum frischen Angriff mit neuen Waffen zurück. „Man hat dem Herrn Jacquet, sagte sie, eine sehr vortheilhafte Parthie vorgeschlagen; sein Vater und seine ganze Familie dringen sehr in ihn, diese Verbindung zu schließen. Seine zärtliche Liebe gegen mich hält ihn zurück; aber da er ungewiß ist, ob er mich besitzen wird, und sein Vater ihn treibt, so wird er sich entschließen eine Parthie zu ergreifen, und wir beide werden in Thränen und Kummer unser Leben hinbringen, da Sie doch versprachen uns glücklich zu machen.“ Bei diesen Worten zog sie einen sehr dringenden Brief des Herrn Jacquet aus der Tasche, stellte sich, als ob sie mir einige Stellen aus demselben vorläse, und weinte heftiger. Er verlangte eine entscheidende Ant-

wort, und da diese ein Lebewohl für immer seyn mußte, so hatte sie, wie sie vorgab, noch nicht Muth genug gehabt, sie zu geben. Herr Jacquet hatte sie aber schon mehrere Male fordern lassen, und drohte, ihr Stillschweigen oder ihre Weigerung zu antworten, als einen entscheidenden Ausspruch anzusehen. „Sie können sich meine Verlegenheit, meine Verzweiflung denken, sagte sie, ich weiß nicht bei wem ich Rath suchen soll; seit entsetzlich langer Zeit ist Rousseau nicht bei uns gewesen. Sonst hätte ich den fragen können. Wann wird der kommen? Ich weiß es nicht. Er bleibt oft so lange weg, und ich soll auf der Stelle antworten. Welche schreckliche Lage! Darf ich wagen, gnädige Gräfin, Sie zu fragen, was Sie an meiner Stelle thun würden?“ — „Was ich thun würde? versetzte ich gerührt und lebhaft; ich würde Herrn Jacquet schreiben, daß er am Trinitatistage eine bestimmte Antwort erhalten solle.“ — „Wie, gnädige Gräfin! wäre

es möglich? . . . . Am Trinitatistage! . . . Dieser Busch von Diamanten. . . . . . Die Befehle des Prinzen von Conti. . . . . Ach! verhehlen Sie mir nichts von Ihrem Glücke, . . . es ist mir theurer als das meinige. . . .“

Den Sturm in meinem Innern will ich nicht schildern; unmöglich konnte ich unterscheiden was mich bewegte, so rasch trieb es mich von einem zum andern; die Trauer, die Liebkosungen der Madame Delorme, hatten mich erweicht. Die rührende Scene mit meinem Vater hatte mich aufgereizt. Ich konnte meiner Erzieherin nicht widerstehen; sie kannte die Wege zu meinem Herzen. Ich fragte nur dies um Rath; die unheilschwangere Büchse der Pandora öffnete sich, und mein Geheimniß entschlüpfte. Ich sagte dem listigen Weibe, sie könnte dem Herrn Jacquet versichern, daß sie am Trinitatistage frei über ihr Schicksal bestimmen könnte. Sogleich verwandelte sie ihre Thränen in Zeichen der größten Freude. Sie frohlockte,

umarmte mich, betheuerte mir ihre Ergebenheit und Liebe, und das hätte bis tief in die Nacht gedauert, wenn ich ihr nicht gesagt hätte, daß mir Ruhe nöthig wäre. Ich empfahl ihr dringend das Geheimniß, das ich ihr eben entdeckt hatte, wohl zu bewahren; „besonders, sagte ich zu ihr, daß nur ja meine Mutter, der Abbé Aubry, Rosette und alle Leute die im Dienste der * * * sind, nichts von diesem wichtigen Geheimnisse erfahren, bis zu dem festgesetzten Tage!“ — „Ich werde mich wohl hüten, ihnen etwas davon zu sagen,“ versetzte Madame Delorme; sie schilderte mir sogleich die Gefahren, denen ich ausgesetzt seyn würde, wenn die Personen, deren wahrer oder eingebildeter Vortheil durch meinen Triumph gekränkt würde, Zeit hätten sich zu besinnen, sich zu verständigen, und meinen Vater zu täuschen. Ihr Eifer für mich diente ihr zum Vorwand, auf meine Mutter und den Grafen de la Marche einen so gehässigen Verdacht zu wer-

fen, daß ich genöthigt war, sie schweigen zu heißen. Im Grunde meines Herzens freute ich mich indessen über das, was mir ein Zeichen ihrer übergroßen Anhänglichkeit für mich zu seyn schien, über diese Vorsicht, die sie fürchten ließ, daß ich selbst in meiner Familie Todfeinde finden könnte, unter denen sogar, die mir die liebsten waren. Endlich erreichten dieser Ausbruch von Zärtlichkeit für ihren Zögling, diese bittern Ausfälle auf meine Mutter, ihre entsetzlichen Beschuldigungen, die ich nicht glauben, und noch viel weniger wiederholen mag, ihr Ende. Meine Erzieherin küßte mir die Hände, jubelte laut vor Freude, und verließ mein Zimmer. Mir war es nöthig allein zu seyn, um mich in meinem Glücke zu sammeln, um mit Bequemlichkeit alles das zu wiederholen, was mein Vater mir anvertraut hatte, um ein wenig ruhiger zu werden, und um bei mir selbst meine Schwäche zu entschuldigen, daß ich ein Geheimniß, das ich, so feierlich, sorgfäl-

tig zu verheimlichen versprochen hatte, selbst verrathen hatte; aber es war meine Erzieherin, sie lebte ja nur, um mich glücklich zu machen. Mit einem Worte: sie war von der tiefsten Trauer durch mich zur höchsten Freude entzückt, und ich hatte einen Bruch verhütet, der für den Bräutigam eben so traurig als für sie selbst gewesen wäre. Herr Jacquet war ein braver Mann, fein und gefühlvoll, dessen Glück ich seit langer Zeit eifrig wünschte; durch seine Sanftmuth und Verträglichkeit war er oft der Vermittler, oft sogar der Schiedsrichter zwischen mir und meiner Erzieherin gewesen, wenn wir kleine Streitigkeiten mit einander hatten. Jean Jacques achtete und schätzte ihn, und besonders seinen Bruder sehr hoch. Ich glaubte zwei Leute glücklich gemacht zu haben; ich habe diesen Abend nicht verlohren, sagte ich zu mir selbst, und ich kann ruhig schlafen. Man wird leicht denken, daß das Erste was ich bei meinem Erwachen forderte, der Busch von

Diamanten war. Mit welcher Ungeduld zählte ich die Tage, die noch verstreichen sollten, bis zu dem Augenblick, wo ich dem Könige mit dem köstbaren Pfande seiner Zuneigung und Großmuth vorgestellt werden sollte! Die kurze Zwischenzeit bis dahin wendete ich an, um alle, die mich umgaben, soviel in meinen Kräften stand, glücklich zu machen. Ausser Madame Delorme, von der ich glaubte, daß sie sogleich mit ihrem Geliebten vereint seyn würde, waren noch zwölf Personen in meinem Hause, mich zu bedienen, und ich vertheilte unter diese einen Theil des Geldes, welches ich von meinem Vater erhalten hatte. Ich erneuerte den Kontrakt mit meinen Kammerfrauen, mit meinen Kammerdienern und den andern Bedienten; ich hatte eine kleine Summe erspart, die hatte ich zur Ausstattung der Schwester meines Husaren bestimmt. Kurz, ich bereitete mich zu meinem Glücke dadurch vor, daß ich alle, die mich umgaben, glücklich machte. Ich gewöhnte mich daran, den

menschenfreundlichen Lehren Rousseaus zu folgen, von dem ich auch in meinem neuen Stande noch guten Rath, den ich auch befolgen wollte, zu erhalten hoffte. Ich hatte ihn seit langer Zeit nicht gesehn; er wußte nicht, daß der so erwünschte Augenblick meiner Präsentation so nahe sei, und ich ersann mir Mittel, um für ihn eine angenehme Überraschung zu veranstalten, sobald ich erst in den glänzenden Stand, für welchen ich bestimmt war, übergetreten wäre. Trügerische Hoffnung! Die Barbaren, die mein Verderben angezettelt hatten, erlaubten mir nicht, ihn wiederzusehen, meinen geliebten Lehrer, und den beredten Freund der Tugend und der Menschheit! Für ihn war ich todt, wie für den zärtlichsten aller Väter, durch die List meiner Verfolger. Rousseau beweinte seinen Zögling, der seinem Herzen und seinen Talenten Ehre bringen sollte, wie mein Vater seine geliebte Tochter, die, wie er hoffte, die Ehre und der Trost seiner alten

Tage seyn sollte. Ich selbst glaubte auf Blumen zu wandeln, und der Abgrund war unter meinen Füßen. Ohne Furcht und ohne Mißtrauen, träumte ich so schön, wie ich mein Ansehn und meine Reichthümer gebrauchen wollte. Wie weit war ich entfernt nur zu ahnen, daß diejenigen, deren Schicksal mich unaufhörlich beschäftigte, im Dunkeln gegen mich eine Verschwörung anstifteten. So sicher war ich, daß ich nicht darauf achtete, daß meine Erzieherin so oft abwesend war, die sonst so selten auszugehen pflegte. Nur eins fiel mir auf, daß meine Mutter, seit der Rückkehr meiner Erzieherin auch nicht ein einziges Mal zu mir kam; aber weit entfernt, daraus etwas zu argwöhnen, war es mir im Gegentheil lieb, da ich auf die Art leicht mein Geheimniß bewahren konnte. Meine Erzieherin begnügte sich bei ihren boshaften Ränken nicht damit, daß sie mir mein Geheimniß abgelockt hatte; sie unterhielt mich unaufhörlich davon, und so wenig vorsich-

tig, daß ich mehrmals fürchtete, die Leute im Hause möchten ihre Reden, ihre Winke verstehen. Eines Tages, als sie im geheimnißvollen Tone sehr deutlich von dem sprach, was am Trinitatistage geschehen solle, wollte ich sie vorsichtiger machen, indem ich sie darauf aufmerksam machte, daß mein Husar alles höre; ich zupfte sie beim Kleide, meine Augen suchten die ihrigen; ich stieß sie mit dem Fuße; ich versuchte das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, aber sie antwortete fast laut: ruhig, fürchten Sie nichts, er ist ein Kind; und selbst wenn er es wüßte, so ist er nicht im Stande, Sie zu verrathen. Als mein Husar und ich allein waren, so verfehlte er nicht, mir unsre ganze Unterredung zu wiederholen; mir zu sagen, daß er wohl verstanden hätte, daß der Busch von Diamanten am Trinitatistage bei der Zeremonie gebraucht werden solle; und, es mochte nun Neugierde seyn, oder hatte man ihm seine Lection beigebracht, er ließ nicht

eher

eher ab, bis ich ihm gestand, was er richtig errathen hatte. Er setzte mich so sehr durch seine Fragen in Verlegenheit, durch seine Einwürfe auf meine Antworten, und seine Bemerkungen über das, was meine Erzieherin gesagt hatte, daß ich mich überglücklich schätzte, weil ich ihm noch das zu sagen schien, was er schon wußte, indem ich ihn bei seiner Schwester, bei seiner Freundschaft gegen mich, und bei allem was ihm theuer war, beschwor, mir mit einem Eide zu betheuern, daß er dies wichtige Geheimniß unverbrüchlich bewahren wolle. Es schien aber mit Madame Delormes Absichten unverträglich, daß er sein Versprechen halten durfte, denn ich erfuhr bald, daß er einem oder zweien ganz im Vertrauen Alles entdeckt hatte, wodurch denn mein Geheimniß dem ganzen Hause angehörte. Da der erwünschte Augenblick nur noch wenige Tage entfernt war, so beunruhigte mich das eben nicht, und ich blieb so sicher als vorher. Mein Vater hatte mir ei-

nen Ceremonienmeister geschickt, der nach einigen Stunden mir schon ankündigte, daß er gewiß sei, daß ich alles gut machen werde; daß es unnütz sei mich länger mit langweiligen und ermüdenden Wiederholungen zu quälen, und daß ich, um an dem bestimmten Tage gut fertig zu werden, nur das zu wiederholen brauchte, was ich in seiner Gegenwart gemacht hatte. Ich hatte mein langes Staatskleid, das mein Vater mir hatte machen lassen, vom Schneider erhalten; meine Schuhe waren fertig; meine Diamanten waren gereinigt und gefaßt; meine langen Haare waren in Ordnung gebracht; der Tag kam heran, an welchem mein Vater mich abholen wollte, damit ich durch den König dem ganzen Hofe vorgestellt würde, als ich ein Billet von der Hand meiner Mutter erhielt, das einen ausdrücklichen und förmlichen Befehl enthielt, auf der Stelle nach ihrem Landhause nahe bei Paris zu kommen. Meine Erzieherin übergab es mir in ihrem Namen,

und fügte hinzu, daß die Herzogin von *** nicht mehr weit von diesem Schlosse sei, und daß ich sie nicht warten lassen dürfe. Ich ward bestürzt durch einen mir so unerwarteten Befehl; ich wußte nicht, was ich davon denken sollte; ich suchte in den Augen der Madame Delorme zu lesen, was sie davon dachte, und glaubte zu bemerken, daß sie zu errathen suchte, was für einen Eindruck dieser Brief auf mich mache. Mit einemmal kam mein Husar herein, und kündigte ganz fröhlich an, daß meine Pferde auf mich warteten. Ein anderer Bote folgte ihm bald, und sagte zuversichtlich zu meiner Erzieherin, aber so laut, daß ich es verstehen konnte, daß alles bereit sei, daß man nicht länger zögern dürfe, daß wir durch das erste Gitterthor des Parks fahren müßten, damit die Prinzessin gleich die Anstalten, die man zu ihrem Feste gemacht habe, sähe; dann fügte er hinzu, indem er die Stimme erhob: „Es wird Ihrer Hoheit ein Wagen aus dem

Schlosse entgegenkommen; zaudern Sie nicht, sonst wäre alles vergeblich.“ Ich hegte auch nicht den mindesten Zweifel, daß meine Mutter mich überraschen wollte, um durch ein glänzendes Fest meine Anerkennung zu feiern, und mich als Prinzessin von Geblüt zu ehren. Sie war so erfinderisch in Dingen der Art, daß ich mir großes Vergnügen versprach. Ich fürchtete nichts, als daß wir nicht zur rechten Zeit ankommen würden; eilig zog ich die Kleider an, die meine Erzieherin mir reichte. Schnell sprang ich in den Wagen und schalt, daß er nicht so schnell fuhr, als ich in meiner Ungeduld es wünschte. Ich glaubte einem prächtigen Feste entgegen zu eilen, und man führte mich an den Abgrund des Verderbens. Nicht eher als bis wir beinahe eine Meile zurückgelegt hatten, dachte ich auf einen Augenblick an meinen Anzug; ich schalt meine Erzieherin, daß sie mich nicht etwas passender für die Rolle, die ich spielen sollte, angekleidet hätte. —

„Es ist so recht gut, antwortete sie, Ihr Kleid ist neu und einfach, mehr ist nicht nöthig." — „Einfach? erwiederte ich lebhaft; es sind Blumen von Gold in dem Mousselin, und meine Haare sind aufgewickelt. Ich finde, daß sich das nicht paßt, weil es ein Fest für eine Prinzessin ist, das meine Mutter mir geben will; Sie hätten mir Zeit lassen müssen meine Haare in Ordnung zu bringen." — „Ihre Hoheit werden mir erlauben zu bemerken, antwortete Madame Delorme ganz kaltblütig, daß Sie Armbänder, Ringe, Locken, einige Nadeln haben, und das ist ja alles, was man zu einem Negligé paré nöthig hat, und selbst wenn man es Ihnen einen Tag vorher gesagt hätte, so würden Sie sich doch nicht anders angezogen haben." — „Aber bei einem ländlichen Feste, versetzte ich etwas übellaunig, muß man wenigstens einen Hut haben, und ich habe keinen." — „Sie irren sich, erwiederte Madame Delorme; ich sah vorher, daß Sie ei=

nen nöthig haben würden, und hier ist einer den ich mitgenommen habe.“ Ich sah ihn in der That in dem Netze des Wagens; die Begierde anzukommen, hatte mich ihn nicht sehen lassen. Er war einfach aber hübsch; sie hatte einen Schmetterling von verschiedenen bunten Steinen daran gesteckt, den ich sehr liebte. Ich setzte den Hut auf, und sie versicherte, daß er mir entzückend stehe; bis dahin spielte sie ihre Rolle ganz vortreflich. Wir näherten uns indessen dem Schlosse; ich strengte mich an, um zu sehen, ob niemand mir entgegen käme. Ich erblickte in der Ferne einen Wagen, der auf uns zu kam, und machte meine Erzieherin darauf aufmerksam. Der große Staub verhinderte mich diejenigen zu unterscheiden, die ihn zu Pferde begleiteten. Die beiden Wagen begegneten sich bald; man hielt still, ich stieg aus; ich hoffte meine Mutter in dem andern Wagen zu finden; aber der Postillon sagte: daß sie ausgestiegen sei, daß sie nicht weit entfernt sei, daß sie

mir ganz langsam mit ihrer Gesellschaft zu Fuß entgegen käme, und daß er, wenn ich in seinen Wagen steigen wolle, uns in einigen Minuten zu ihr bringen wolle. Während ich mit dem Postillon sprach, befahl Madame Delorme meinen Leuten und meinem Husaren nach Paris mit dem Wagen, worin wir gekommen waren, zurückzukehren. So war ich allein, mitten auf der großen Landstraße. Die beiden Leute, die diesen Wagen begleiteten, waren nicht vom Pferde gestiegen; sie hatten sich vielmehr so gestellt, daß der eine mir den Weg nach Paris, der andere den nach dem Schlosse, das links von der Stadt liegt, versperrte. Kaum hatte ich meine Fragen geendigt, so faßte meine Erzieherin mich beim Arm, ließ mich rasch in die Kutsche steigen, und sagte: „geschwinde, wir wollen zur Mutter.“ Der Postillon, der nicht abgestiegen war, trieb die Pferde an, und so ward ich auf einem unbekannten Wege fortgeführt, und suchte mit meinen Augen die Pferde und

den Wagen, die mich hergebracht, die Leute, die mich begleitet hatten, und meinen treuen Husaren, der mich sonst niemals verließ. Wir kamen bei der ersten Station an; ich wollte fragen, ich ward unruhig; die Thränen traten mir in die Augen; ich erkundigte mich wo meine Mutter sei, wohin man mich bringe; statt aller Antwort, zwang man mich in einen Wagen zú steigen, der noch schneller fortfuhr, als der erste, und nicht mehr still hielt.

Die Eile, mit der dies alles geschah, hatte mir kaum erlaubt, über meine Lage nachzudenken. Was wollte man mit mir machen? . . . Wohin brachte man mich? . . . Auf wessen Befehl ward ich fortgeschafft? . . . . Was sollte aus mir werden? . . . In welcher Absicht führte mich Madame Delorme auf unbekannten Wegen herum? . . . Das waren die Fragen, die ich mir selbst vorlegte, und mein Schluchzen allein hielt mich ab, sie meiner Erzieherin vorzulegen. Ich

sah sie an mit Augen voll Wuth und Verzweiflung. Ich öffnete den Mund, um mit ihr zu sprechen, und das Wort erstarb mir auf den Lippen; Zorn und Schmerz erstickten mich. Endlich fand ich meine Sprache wieder, und mit einem Tone, der das gefühlloseste Herz durchbohrt hätte, rief ich aus: „Sie führen mich ins Verderben! . . . Ich will nach dem Schlosse meiner Mutter! . . . Ich will meinen Vater wiedersehen!“ . . . „Sie sollen ihn wiedersehen,“ antwortete die Delorme mit dem honigsüßen und gleißenden Tone, der mich gewöhnlich überwältigte. — „Wohin führen Sie mich denn? versetzte ich rasch. Warum ist mein Husar nicht bei mir?“ . . . „Er hat nicht den Befehl erhalten, Sie zu begleiten, antwortete Madame Delorme, und ich habe nicht den Auftrag, Ihnen Rechenschaft abzulegen.“ Diese letzten Worte, die sie mit gebieterischem Tone aussprach, ließen mich länger nicht in Zweifel, was ich von ihr denken sollte. Bei wem sollte ich in

dieser schrecklichen Noth Hülfe suchen? Ich erfüllte die Luft mit meinem ohnmächtigen Geschrei; ich versuchte eine Thüre zu öffnen, um aus dem Wagen zu springen. Ich mußte aber der Stärkern nachgeben; Bitten, Verwünschungen, Drohungen, alles versuchte ich umsonst bei meiner grausamen Kerkermeisterin. Ich rief meinen Vater; ich flehte ihn um Beistand an. Mit trocknen Augen sah die Delorme meine Thränen, meine Verzweiflung. „Ich habe den Befehl dazu, Sie klagen mich mit Unrecht an; wir sind gleich an Ort und Stelle;“ das war das einzige was sie auf meine Vorwürfe, meine Bitten erwiederte. Der Wagen hielt nicht, und die Nacht, die hereinbrach, machte meine Lage noch schrecklicher. Ich glaubte sie werde ewig dauern; mein Geschrei verdoppelte sich mit meiner Angst. Meine Erzieherin wollte mich in ihre Arme nehmen; ich stieß sie zurück mit Unwillen. Von den heftigsten Konvulsionen ergriffen, kämpfte ich lange gegen

die Qualen, die ich ausstand; endlich verließen mich meine Kräfte, und ich verlohr meine Besinnung.

Nach einer langen Ohnmacht erwachte ich in einer Herberge; ich lag auf einem schlechten Bette, ohne zu wissen durch wen, wie und wann ich dahin gekommen sei. Die Gewalt, womit die Delorme mir das Band abzureißen suchte, woran die Bilder meiner Mutter und meines Vaters hingen, weckte mich aus meiner Ohnmacht. Warum hatte ich nicht für immer die Besinnung verlohren? Warum erblickte ich aufs neue den Tag, mein Dasein zu verwünschen, und wieder Luft zu schöpfen, ohne bei meinem geliebten Vater zu seyn? Meine Erzieherin sollte merken, daß meine Kräfte noch nicht ganz erschöpft waren; ich sammelte alle mir noch übrige Kraft, um das kostbare Pfand der Zärtlichkeit meiner Eltern zu vertheidigen. Die Delorme verdoppelte ihre Anstrengungen, um mir die Bilder meiner Mutter und mei-

nes Vaters wegzureißen, die auch auf meinen mit Diamanten besetzten Armbändern angebracht waren. Der Kampf konnte nicht gleich seyn zwischen ihr und einem Kinde von eilf Jahren. Ich hätte nicht lange widerstehen können, wenn mir nicht die Wuth Waffen verschafft hätte; meine Zähne, meine Füße, meine Nägel gebrauchte ich so nachdrücklich, daß Madame Delorme mit blutigem Gesicht und zerstoßenen Beinen, mich fahren lassen mußte, und so behielt ich mein Band, meine Armbänder, meine Ringe. Nach solcher Gewaltthätigkeit verbot ich ihr, mir nahe zu kommen; sie aber, geschickt in jeder Verstellung, änderte gleich ihr Betragen und ihre Sprache. „Sie war unglücklicher noch als ich, weil sie so strenge Befehle erhalten hätte; und mit Mühe nur hätte sie es durchgesetzt, daß man ihr erlaubt hätte, mich zu begleiten. Ich möchte sie nur immerhin zurückstoßen, sie würde doch zärtlich und mit Sorgfalt über mich wachen.“ Ich war zu

erboſt auf ſie, um mich durch dieſe liſtigen Betheuerungen hintergehen zu laſſen; ich blieb dabei, ihr Anerbieten mit eben ſoviel Verachtung als Zorn wegzuweiſen; eher wäre ich geſtorben, als daß ich mir von ihr die geringſte Hülfe hätte leiſten laſſen. Alle die ſie herbeirufen mußte, merkten bald aus meinen Seufzern, meinen Vorwürfen und Thränen, daß ich ein Schlachtopfer der gehäſſigſten Gewaltthätigkeit und der feigſten Hinterliſt ſei. Mein unaufhörliches Fragen nach dem Prinzen, meinem Vater, nach meinem Huſaren, nach dem Buſch von Diamanten, den ich vom Könige erhalten hatte, nach dem koſtbaren Kleide, worin ich am Hofe erſcheinen ſollte; die Namen meiner Mutter, Rouſſeaus und meiner Couſine Eliſabeth, die ich unaufhörlich nannte; das Stillſchweigen und die Verlegenheit meiner Erzieherin, alles zeigte denjenigen, die ſich bemühten mich ins Leben zurückzubringen, daß man mich aus irgend einem Pallaſt fortſchleppe.

Alles, was mich umgab, schien an meinem Unglücke Theil zu nehmen, alle blickten mich mitleidig an, und suchten mich zu zerstreuen. Man gab mir Spielzeug und Puppen, aber ich stieß sie zurück. „Nein, nein, nur meinen Vater muß ich wiederhaben! rief ich . . . Vater, wo bist Du? . . . Du hast es nicht befohlen, mich ins Unglück zu führen. . . . . Meinen Wagen! . . . Meine Pferde! . . . . Ich will nach dem Temple! . . . Ich will nach Versailles! . . . Der König erwartet mich, um mich seinem Hofe vorzustellen! . . . . Und mein Vater, der mich abholen will, wird mich nicht finden! — Gebt mir meinen Vater wieder! . . . Laßt ihn herkommen, oder bringt mich zu ihm!" . . . . Ich fiel aufs neue in die heftigsten Konvulsionen. So war meine Lage zwanzig bis dreißig Stunden hindurch, während welcher ich auf dem Bette lag, worauf man mich zu Nemours geworfen hatte. In der Zeit, daß mein Fieber und die Konvulsionen

nachließen, und ich den Gebrauch meiner Sinne hatte, hörte ich, daß die Leute um mich her meiner Erzieherin ihre Gewaltthätigkeit gegen ein Kind, das ihr nicht zu gehören schiene, vorwarfen. Sie antwortete ihnen, wie sie mir geantwortet hatte, daß sie selbst höheren Befehlen gehorche; sie heuchelte die rührendste Zärtlichkeit gegen mich, seufzte über das Elend, das sie mir verursachte, und wobei sie nur das Werkzeug zu seyn vorgab. Eben so verführerisch als listig, war sie geschickt genug, es dahin zu bringen, daß selbst diejenigen, welche ihr übertriebene Härte gegen mich Schuld gaben, ihr Schicksal beklagten; sie überredete sie sogar, daß sie mehr als ich, bei diesem vorübergehenden Zwange dulde, und daß sie ganz und gar für mein Bestes zu sorgen entschlossen sei. Sie wagte es sogar, in ihren Ansprüchen noch weiter zu gehen; sie hatte ihres Zöglings Herz und Schwächen genau erforscht, sie kannte meine blinde Folgsamkeit,

meine gutmüthige Leichtgläubigkeit; sie versuchte daher jedes Mittel, was ihre, an Erfindungen und Wendungen so reiche Einbildungskraft ihr nur eingeben konnte, um sich wieder mein Zutrauen zu erschleichen. Soll ich es gestehen? Es kostete ihr eben nicht viele Mühe mich zu hintergehen; ich war in den Händen des listigen Weibes ein weiches Wachs, dem sie gewohnt war, jede Form zu geben, die ihr passend schien. Einige Thränen, einige zärtliche Betheuerungen, das Versprechen aufrichtig seyn zu wollen und mir nichts zu verhehlen, wenn ich einwilligte, für mich sorgen zu lassen, und ihr meine Freundschaft wieder zu schenken; die unverhoffte Ankunft meines Husaren, den sie mit der Post von Paris kommen ließ; die Ermahnungen der Leute im Hause, die sie hinters Licht geführt hatte; alles schien sich zu vereinigen, ihr über meine Treuherzigkeit den Sieg zu verschaffen. Als das erste Unterpfand unserer Versöhnung, mußte mir Madame Delorme

ihr

ihr Wort geben, daß ich meine Pferde wiederhaben sollte, um zu meinem Vater zurückzukehren. Sie versprach es mir, wenn ich ihrem Rathe folgen, und ihr gehorchen wollte. „Sie haben von mir ihren Husaren gefordert; er wird kommen, und Sie werden sehen, daß ich nicht leere Versprechungen gebe, und daß Sie Unrecht haben, mißtrauisch gegen ihre beste Freundin zu sein." Sie führte in der That einige Augenblicke darauf meinen Spielkameraden herein; aber Himmel! wie ganz anders war er gegen mich als sonst! Man hatte sich nicht damit begnügt, ihn auf dem Wege seine Kleider umtauschen zu lassen; an seinem verlegenen Wesen, an seinem kalten, fremden Tone, an seiner affectirten Sprache, erkannte ich bald die Falschheit und Treulosigkeit meiner Verfolger. Durch Drohungen und falsche Vorspiegelungen, war man seiner Herr geworden; ich fand bei ihm weder seine liebenswürdige Freimüthigkeit, noch seine immer gleiche Lustig-

keit. Demjenigen, was ihn Madame Delorme gelehrt hatte, getreu, gab er mir nicht mehr die Namen, die mir so theuer waren; er nannte mich nicht mehr Ihre Hoheit, nicht mehr Prinzessin, nicht mehr Gräfin, nicht mehr Mont-Cair-Zain. Nur aus Unvorsichtigkeit und Unachtsamkeit schien ihm das Wort Madame bisweilen zu entschlüpfen. Kaum hatte ich bemerkt, daß er sklavisch den Befehlen meiner Erzieherin gehorchte, so interessirte er mich nicht weiter; ich wollte nicht, daß er für mich Sorge trug, ich spielte und sprach nicht mit ihm. Meine Zurückhaltung gegen ihn, schien ihn zu kränken; ich sah ihn sogar Thränen vergießen; aber, mochte es Schrecken, oder Verwirrung sein, er ward nicht anders gegen mich, weder in seinem Betragen noch im Sprechen. „Du bist nicht mehr mein Husar,“ sagte ich bitter zu ihm; „dein Herz ist verändert wie dein Kleid. Die dich so umgewandelt haben, haben Recht gethan, daß sie dir die Livrée

meines Hauses genommen haben; du bist nicht mehr werth meine Farben zu tragen; geh, laß mich, und gehe zu den Leuten, denen du jetzt angehörst.“ Seufzend sah er mich an, und ging, ohne ein Wort zu antten. „Gott im Himmel!“ rief ich, wie er fort war, „also bleibt mir nicht ein einziger Freund! Was wird aus mir werden? Mein Vater, soll ich noch lange fern von dir leben? Konntest du einwilligen, daß man deine Tochter ins Unglück führte? Wo bin ich! Wohin will man mich bringen? Gerechter Gott! Beschütze meine Unschuld, und gieb mir meinen Vater wieder.“ . . . Ich schrieb diese wenigen Worte auf; übersetzte sie in mehrere Sprachen, und es war mein einziges Gebet, während der ganzen, folgenden, fürchterlichen Reise. Meine Erzieherin hatte mir versprochen, mich nach Paris zurückzuführen; auf ihr Geheiß mußte ich mein Kleid wechseln, zum vierten Mal seit unserer Abreise, und dann mit meinem Husaren in einen Wa-

gen steigen, woran vier tüchtige Postpferde gespannt waren, und der nicht eher still hielt, als bis meine erschöpften Kräfte mir nicht länger erlaubten die Anstrengung solcher Reise zu ertragen. Ich sprach nicht mehr mit meiner Erzieherin, als um sie zu fragen, ob wir auf dem Wege nach Paris wären, ob wir in meiner Wohnung, im Palais meines Vaters, oder im Schlosse meiner Mutter absteigen würden. Bringen Sie mich zu meinem Vater, sagte ich, daß ich mich ihm zu Füßen werfen kann, und Verzeihung von ihm erhalte, wenn ich ihn beleidigt habe. — „Ich habe noch keinen Befehl, Sie nach Paris zu führen,“ erwiederte meine Erzieherin ganz kalt; „Ihr Gehorsam und ihre Folgsamkeit werden allein den Augenblick dazu bestimmen; Ihr Schicksal liegt also in Ihren Händen.“ Ich begriff leicht, daß man mich durch arge Treulosigkeit getäuscht hatte, meine Thränen, meine Klagen verdoppelten sich; ich war in einem Zustande, der selbst die härtesten See-

len hätte rühren können. Noch heftiger als zu Nemours, überfielen mich die Convulsionen und das Fieber; aber da ich nur meiner Verzweiflung Gehör gab, so wollte ich keine Arzenei, keine Nahrungsmittel nehmen, bis ich meinen Vater gesehen hätte. Es war alle Gewandtheit und Verschlagenheit meiner Erzieherin nöthig, um mich zum Nachgeben zu bringen. „Mein Vater wäre fern von mir; ich müßte sterben, ehe er meinen Entschluß erfahren hätte; ich würde mich für immer seiner Zärtlichkeit und seiner Umarmungen berauben; jeder Augenblick brächte mich ihm näher; wir würden bald nahe bei Paris sein, dann könnte man ihm von meiner Verzweiflung und meinem Entschluß Nachricht geben.“ Endlich, halb durch Gewalt, halb durch Überraschung, brachte man es dahin, daß ich einen Trank verschluckte, der nothwendig war, mein kummervolles Leben zu verlängern. Unaufhörlich verkündigte man mir, daß wir nahe bei den Thoren von Pa-

ris wären. Bisweilen freute ich mich über das schnelle Fahren, bisweilen, weniger leichtgläubig, sagte ich mir: „jede Minute entfernt mich von meinem Vater." Meine Erzieherin ließ mich nicht eher ausruhen, als bis sie glaubte, daß ich weit genug von der Hauptstadt entfernt sei, damit sie meine Existenz und das Verbrechen, woran sie mit Theil nahm, vor dem Könige und meinem Vater verbergen zu können glauben durfte.

Zu Lons-le-Saunier, in der Franche-Comté, hielt sie an; es war ihr Geburtsland. Und wohin brachte sie mich? In das Haus des Herrn B...., des vorgeblichen Verwandten, mit dem sie Familienangelegenheiten berichtigen sollte, zur Zeit der berüchtigten Reise, die ich so sorgfältig vor meinem Vater verheimlicht hatte, und die sie nur unternommen hatte, um mich elend zu machen, und mir einen Kerkermeister zu suchen. Ich ward nicht gleich in das Haus dieses Menschen eingesperrt, wie ich zu Lons-le-Saunier ankam.

Erst brachte man mich in ein Wirthshaus, Palais Royal genannt. Womit beschäftigte sich die Elende in diesem Gasthofe? Mich für immer von meinem Husaren zu trennen; diesen meinen Spielkameraden ebenfalls unglücklich zu machen. Der Arme! der durch meine Verzweiflung erweicht war, und sich von dem ersten Schrecken, den ihm die Drohungen der Madame Delorme verursachten, erhohlt hatte, war wieder freimüthig wie vorher, und folgte seinem gefühlvollen Herzen. Er hatte laut geseufzt über mein Elend; er hatte bei seiner Ankunft hier einiges über meinen Stand, meine Titel und die wichtigsten Ereignisse unserer Reise unvorsichtig geplaudert; ja, er war so weit gegangen, daß er gesagt hatte: „er sei mein Husar, ich sei die Tochter des Prinzen von Conti; Madame Delorme habe ihn unterwegs ausgezogen, um seine schönen Kleider in ihren Koffer zu legen; sie habe eigenhändig die gewählt, die er jetzt trage; sie sei nur meine

Erzieherin, nicht meine Mutter, wie sie allen Leuten sagte.„ Umständlich erzählte er sogar an Leute, die noch leben, alle Anstalten, die man zu meiner Verfolgung traf. Die Unschuld und Freimüthigkeit des zwölfjährigen Knaben, machten die Erklärungen der Madame Delorme mehr als verdächtig, und einmüthig sagte man sich bald zu Lons-le-Saunier, daß ich eine Prinzessin von Geblüt sei. Madame Delorme war nicht die Frau, einen für sie so gefährlichen Zeugen lange leben zu lassen. Ich weiß nicht, welch' ein Mittel ihr verderbender Genius ihr eingab, um den fröhlichen Genossen meiner Arbeiten und meiner Erhohlungen aus dem Wege zu räumen. Gewiß ist, er verschwand eines Abends, seine Eltern bemühten sich vergebens zu erfahren, wohin er gerathen sei; seit diesem Tage hat er nie wieder ein Zeichen gegeben, daß er noch lebe, niemand hat von ihm sprechen hören, und von diesem Augenblick an, findet sich nicht die geringste Spur

über seine Existenz in dem Briefwechsel der Madame Delorme, von der seine unglückliche Mutter ihn umsonst zurückforderte. Ich will meinen Kerkermeistern und Henkern kein neues Verbrechen aufbürden; aber wie oft, wenn ich mit furchtsamen Blick die tiefen Abgründe um Lons-le-Saunier überschaute, erinnerte ich mich mit Thränen im Auge, an die Trefflichkeit und Anhänglichkeit meines unglücklichen Husaren. „Warum," sagte ich zu mir selbst, „muß ich Schuld daran sein, daß dieser wackere Junge sein Leben einbüßte? Warum haben sie nicht, wenn zu ihren Missethaten ein Schlachtopfer nöthig war, mich dazu erwählt? Das Leben wäre für diesen Knaben eine Wohlthat gewesen, mir haben sie es verhaßt, und unerträglich gemacht."

Ja, ich zweifle nicht daran, mein Unglück war Schuld an deinem Tode, freundlicher Gespiele meiner Jugend, den Jean Jacques innig liebte. Sie sahen ein, daß sie, ohne sich selbst in Gefahr zu stürzen, dich

bei mir nicht lassen konnten, weil sie fürchteten, daß deine Anhänglichkeit, dein Eifer stets gegen ihre Verrätherei, gegen ihren Betrug sprächen. Sie sahen voraus, daß wenn sie dich nach Paris zurückschickten, du nicht anstehen würdest, zu erzählen, daß deine Gespielin, deren Tod sie verkündigten, deren Sachen sie unter sich theilten, bei ihrer Erzieherin weinend und verzweiflungsvoll zurückgehalten werde. Sie haben dich deinen Eltern nicht zurückschicken wollen, aus Furcht, daß deine Unvorsichtigkeit ihnen die Frucht ihrer schändlichen Verrätherei rauben möchte; sie entzogen dich den Blicken aller, und nur deinem Schatten kann ich den gerechten Tribut des Kummers über deine Abwesenheit zollen, der zärtlichen Dankbarkeit, die mein Herz für dich bis zum letzten Athemzuge bewahren wird.

Ich kann hier nicht weiter gehen, ohne meinen Lesern wenigstens einen Theil der Aussage einer Kammerfrau, die Madame

Delorme zu Lons-le-Saunier annahm, vor dem Notarius Lamotte mitzutheilen. Ihr Geständniß, welches das Gepräge der Einfachheit, Freimüthigkeit und Unbefangenheit an sich trägt, bestätigt meinen entsetzlichen Verdacht nur zu sehr.

„Im Jahre 1773 war ich bei Herrn Dauphin, dem Direktor der Salinen. Als ich in die Stadt ging, am Frohnleichnamsfeste, um die Prozession dort zu sehen, fand ich eine Menge Menschen um einen kleinen Knaben versammelt, der mit Madame Delorme und einer kleinen Demoiselle aus Paris gekommen war, und der für sein Alter sehr gut sprach. Er erzählte allen, daß er der Husar der Tochter des Prinzen von Conti sei, daß man ihm unterweges sein Kleid umgewendet habe, das, wie er uns versicherte, vor seiner Ankunft zu Lons-le-Saunier viel schöner war. Daß Madame Delorme ihm die schönen silbernen Tressen abgetrennt, und aus dem Innern seines Anzugs

das Äußere gemacht habe; und in der That war sein Kleid außen blau, wie des Königs Farbe ist, und gelb wie die Farbe der Contis von innen. Ich brachte ihn nach den Salinen meines Herrn, damit er sie sehen sollte. Er sagte mir, daß er noch seine Husarenmütze hätte. Als ich ihn am Abend nach Hause zurückbrachte, zeigt er sie mir heimlich. Madame Delorme saß auf der Bank, mit einer kleinen Demoiselle in einem Leibchen; der kleine Husar sagte mir in der Saline, als er das Vesperbrod mit mir aß: daß seine Gebieterin eine Prinzessin von königlichem Geblüte sei, daß der König ihr Vetter sei, und daß er ihr vor ohngefähr vierzehn Tagen einen schönen Busch von Diamanten geschickt habe, den der Prinz von Conti spät in der Nacht seiner Tochter gebracht habe, als schon alle Leute im Hause im Schlaf gelegen hätten; daß der Prinz vor Freuden geweint hätte, als er seine Toch-

ter umarmte, weil er hoffte am Trinitatistage wiederzukommen, um sie zum Könige zum führen, mit diesem schönen Busch von Diamanten, und ganz bedeckt von anderen Edelsteinen, die der Prinz seiner Tochter geschenkt hatte, und mit einem großen Schleppkleide von Silberstoff, und daß an diesem Abend die junge Prinzessin Hände voll von Louis-d'oren ihren Domestiken geschenkt hätte, weil ihr der Prinz von Conti viele Hände voll gegeben hätte. Ich fragte ihn, wo denn diese junge Prinzessin sei? Er sagte uns, daß Madame Delorme ihm verboten hätte, sie Prinzessin zu nennen, weil der Prinz von Conti nichts mehr von ihr wissen wolle, und daß sie ihn in den Keller zu stecken drohe, wenn er nicht allenthalben sage, daß seine kleine Gebieterin die Tochter der Madame Delorme sei, daß er aber recht gut das Gegentheil wüßte, weil die Mutter der Kleinen eine Prinzessin sei; daß sie eines Abends sie zu besuchen gekommen

sei, in einem Kleide ganz von Silberstoff, mit einer langen Schleppe; daß sie ihm bei jedem Besuche einen Louisd'or geschenkt hätte; daß er, wenn er nach ihrem Schlosse gekommen wäre, immer mit Spielsachen beladen zurückgekommen sei; daß der Prinz von Conti die Kleine mit in seinem Wagen in den Park genommen habe, um mit ihr spatzieren zu fahren; daß dieser Prinz es gern gesehen hätte, wenn er mit der kleinen Prinzessin in die Wette gelaufen sei, die aber besser liefe als er, und immer die Nadeln mit Diamanten, oder die kleinen Wagen gewonnen hätte, wenn sie sich im Laufen oder im Werfen übten, und daß diese kleine Prinzessin viel schneller als er auf die Bäume klettern könne; daß der Prinz sehr zu lachen pflege, wenn seine Tochter den Preis davon trüge; daß er dann zu weinen pflege, und daß der Prinz von Conti ihm dann einen Louisd'or schenke, um ihn zu trösten, und daß seine Mutter ihm und seiner Schwester schöne

Hemden und seidene Strümpfe für diese Louis-d'or gekauft habe.„

„Er erzählte uns auch, daß er mit der kleinen Prinzessin sich in den Waffen zu üben pflege, daß der Prinz ihnen denselben Lehrer gegeben habe.„

„Der Kleine zeigte mir auch die kleine Demoiselle, die sehr traurig mit Madame Delorme auf der Bank saß, und sagte zu uns: „Ach! sehen Sie da die niedliche Kleine; ich gehöre ihr nur allein an, ich bin nur für sie angenommen. Seit unsrer Reise ist sie immer sehr übler Laune, und weint immer; sie hat unterweges sterben wollen, und man holte mich schnell, um ihr die Zeit zu vertreiben, und sie will ihre Spielsachen nicht mehr; das ist wahrlich Schade, denn sie sind wunderschön. Der Kleine kam einmal zu uns, ganz beladen mit Wagen, Puppen und kleinen Schlössern, von welchen er mir eins zeigte, „das ist, sagte er, das Modell eines Schlosses, welches der Prinz seiner Tochter schenken wollte.„

„Er erzählte uns, daß die Kleine Hoheit genannt werde . . . Ich fragte ihn nach ihrem Namen; er sagte uns, daß sie eine Gräfin von Mont-Cair-Zain sei, und daß der König in seinem Briefe sie kleine Cousine nenne, und daß seit der Zeit man sie nicht mehr Gräfin, sondern immer Prinzessin genannt habe; daß er sehr böse auf Madame Delorme sei, weil sie nicht länger wolle, daß sie Prinzessin genannt würde oder Gräfin; daß es doch viel schöner sei, im Dienste bei Prinzen zu stehen, als bei einer Erzieherin. Ich fragte ihn, was eine Erzieherin sei. Er wußte nicht mehr davon als ich; aber er antwortete mir: das sei Madame Delorme, die Erzieherin der jungen Prinzessin Conti wäre, und daß das so ein Titel bei Hofe sei.„

„Er erzählte uns, daß die kleine Prinzessin ihren Vater mehr liebe als ihre Mutter; daß sie immer unter vielen Umarmungen den

Prinzen hinausbegleite, und daß der Prinz sie auf seinen Armen bis in ihr Zimmer trage, ihr die Füße wie die Hände küsse, und daß er immer beim Weggehen wiederhohle: „gebt ja genau Achtung auf meine Tochter!„

„Der Kleine sagte uns genug, um uns zu überreden, daß Madame Delorme die geliebte Tochter des Prinzen von Conti nach Lons-le-Saunier geführt habe; und die ganze Stadt, und die ganze Gegend umher, hat sie dafür gehalten, und keiner hat geglaubt, daß sie die Tochter der Madame Delorme sei. Nach einigen Tagen sah man den kleinen Husaren nicht mehr bei Madame Delorme, noch mit der kleinen Prinzessin, die höchstens zehn bis zwölf Jahre alt zu sein schien, die aber allein mehr wußte, als alle Demoisellen zusammen genommen, in der ganzen Provinz.“

„Am ersten März 1774 ging ich zu Madame Delorme als Kammerfrau„. . .

„Auf allen Reisen, die ich mit Madame

Delorme nach Paris gemacht habe, habe ich oft bei ihr Herren vom Hofe gesehen, und eine Kammerfrau Namens Rosette, die sich mit ihr einschloß. Ich erinnere mich noch von der ersten Reise, die sie bald nach des Königes Tode nach Paris machte, daß ein großer, magerer und sehr brauner Herr zu ihr kam, der Herr Guerin hieß, und der vom Prinzen von Conti geschickt war. Madame Delorme legte tiefe Trauer an, ich mußte es auch thun, und zugleich ward mir befohlen zu sagen, daß wir für die Gräfin von Mont-Cair-Zain, die Tochter des Prinzen von Conti trauerten. Herr Guerin sagte, als er wegging: der Prinz ist noch untröstlich über den Verlust dieses Kindes, das er so glühend liebte; es wird ihn ins Grab bringen; sie ist so sehr gelegen für den Grafen de la Marche gestorben. . . . Sein Sie ruhig, Madame, ich will ihm alles genau erzählen, und gewiß wird er ihnen die Summe bewilligen, die

sonst nur, wenn er sie vom Notarius zurücknähme, seinen Schmerz um seine Tochter erneuern würde. Und es liegt uns alles daran, daß der Prinz es vergesse, daß er eine Tochter hatte, die seiner zärtlichsten Liebe so würdig war.„

„Auf dieser ersten Reise kam eine Frau zu uns, die sich als die Mutter des kleinen Husaren der Prinzessin von Mont-Cair-Zain anmelden ließ; sie blieb lange Zeit bei Madame Delorme, und sagte zu ihr: „Ich will wissen, was aus meinem Kinde geworden ist; ich habe es nicht wieder gesehen, der Kutscher auch nicht, und es ist nicht eingeschrieben.„ Madame Delorme erwiederte: „Ich habe ihn Euch zurückgeschickt, daher kann ich nichts weiter von ihm sagen; er wird wieder kommen; geht, vielleicht ist er etwas außer Landes gegangen.„ Sie gab ihr darauf eine Menge Louisd'or; aber die arme Frau war doch nicht zufrieden. Madame Delorme verbot mir zu erzäh-

len, daß der Minister des Königs mehrere Mal in Paris bei ihr gewesen sei, eben so wie Herr Guerin. Der königliche Minister trug das blaue Band."

Wer konnte der Mann mit dem blauen Bande sein, den Madame Delorme für einen königlichen Minister ausgab? O mein Vater, warst du es? wolltest du die letzten Worte deiner Tochter hören? Nein, nein! sein Herz wäre gebrochen, wenn er den Fuß über die Schwelle des verödeten Hauses gesetzt hätte. Er hätte den Anblick aller Plätze nicht ertragen, die Zeugen seiner Zärtlichkeit und meines Glückes gewesen waren. Allein in seinem Pallast, benetzte er mit seinen Thränen die Nachricht von meinem Tode, die seine Feinde und die meinigen geschmiedet hatten. Jakob, als er das Kleid seines geliebten Josephs hielt, vergoß blutige Thränen über den Tod seines Sohnes; aber Benjamins Zärtlichkeit machte ihm das Leben lieb: er sah Joseph noch vor seinem Tode wieder,

mein Vater fand keinen Benjamin, seine Thränen zu trocknen; die letzten Jahre seines Lebens verflossen in Bitterkeit und Schmerzen, und er starb ohne das Kind, das man ihm geraubt hatte, wiederzusehen. Nein, er war es nicht, der sich mit Madame Delorme einschloß. Was konnte sie ihm sagen, was nicht sein Herz ihm viel besser sagte? Was sollte er in dem Hause suchen, das ich nicht mehr bewohnte? Was konnte er für Anordnungen zu treffen haben, die nicht ebenfalls der treue Guerin hätte besorgen können? Welchen Reiz konnten geheime Unterhaltungen mit Madame Delorme für ihn haben, da er sonst nur mit seiner Tochter und Rousseau zu sprechen pflegte? Nein, er war es nicht, der Dienstleistungen meiner Erzieherin bedurfte; nein, er war nicht der angebliche königliche Minister, der das blaue Band trug und so wichtige Sachen mit Madame Delorme zu verhandeln hatte. Wer konnte es denn aber sein? Ich will in meinem Her-

zen jeden Verdacht verschließen, den jene Erklärung aufregte.

Meine verruchten Verfolger hatten meinen Vater überredet, wie wir gesehen haben, daß er keine Tochter mehr habe. Um ihn desto sicherer zu täuschen, hatte man sich nicht begnügt, ihm die Fabel von meinem Tode bei Gelegenheit einer Jagd, zu erzählen, man gab ihm sogar einen Todtenschein folgendes Inhalts:

„Extract aus den Registern der Taufen, Heirathen und Todesfälle der königlichen Parochie Viroflay-les-Versailles, in der Diöcese von Paris. Den 7ten Jun. 1773 ist bestattet in der Kirche, die durchlauchtigste und gnädigste Prinzessin von Bourbon-Conti, Gräfin von Mont-Cair-Zain, jüngere Tochter, anerkannte Prinzessin von Geblüt, des durchlauchtigen rc. Prinzen Ludwig Franz von Bourbon-Conti, Prinz von Geblüt, gestorben den fünften,

alt eilf Jahre, sechs Monate und einige Tage, in Gegenwart des Herrn Benoit, Charles Richard, des Stiefbruders der Madame Delorme, Erzieherin Ihrer Königlichen Hoheit der verewigten Gräfin von Mont-Cair-Zain, und des Herrn Abbé Aubry, Capellan der Herzogin von ***, die sich unterzeichnet haben. Verglichen mit dem Original, durch mich den unterzeichneten Pfarrer, Proto-Notarius des heiligen apostolischen Stuhls, Commandeur des geistlichen und militärischen Ordens von Camera Christi, Graf des heiligen Pallastes zum Lateran.

Unterzeichnet

Dübüt, Pfarrer.

Es wurden drei Abschriften dieses vorgeblichen Extracts ausgefertigt; eine erhielt mein Vater, die zweite übergab man dem Könige, und die dritte, wer erhielt die? Die Fortsetzung dieser Geschichte wird zeigen, daß sie sich nach dem Tode der Madame Delorme in ihrer Chatoulle fand, und von ihren Er-

ben, den beiden Notaren Maupas und Larcher übergeben ward. Als ich den Extract dieses vorgeblichen Scheines dem Herrn Niquet, Pfarrer zu Viroflay, dem Nachfolger des Herrn Dübüt überreichte, erklärte er folgendes:

Ich Unterzeichneter, Pfarrer des Kirchspiels von Viroflay, bezeuge, daß als mir ein Todtenschein präsentirt ward, den Herr Dübüt, mein Vorgänger, Pfarrer unseres Kirchspiels, ausgestellt hat, da besagter Todtenschein die Beerdigung der durchlauchtigsten ꝛc. Prinzessin von Bourbon-Conti, Gräfin von Mont-Cair-Zain, jüngere Tochter, anerkannt von dem durchlauchtigen ꝛc. Prinzen Ludwig Franz von Bourbon-Conti, Prinz von Geblüt, bezeugt, so habe ich die Register vom Jahre 1773 nachgeschlagen, weil die Beerdigung den siebenten Junius des genannten Jahres Statt gefunden haben soll, und zur Bescheinigung, daß ich diese

Angabe dort nicht gefunden habe, die nicht eingeschrieben ist, habe ich dieses Certificat ausgestellt, daß es diene und nütze, wo man es nöthig hat. Viroflay, den 14 April 1792.„

Unterzeichnet,

Riquet, Pfarrer zu Viroflay.

Unter diesem Scheine steht: „Wir Endesunterschriebenen, Maire und Munizipalbeamten des Kirchspiels Viroflay, bezeugen, daß die Unterschrift Riquet, die unter obigem Scheine steht, die des Herrn Riquet ist, des Pfarrers unseres Kirchspiels, und daß den Scheinen, die er als solcher ausstellt, Glauben beigemessen werden darf. Urkunde deß haben wir Gegenwärtiges ausgefertigt, und das Siegel unserer Municipalität beigedrückt; den 14 April 1792.„

Unterzeichnet

Vaudron, Gaumont;

Foulon, Sekretair.

Als ich diese Schrift, so wie einige andere, dem Minister Clavière vorlegte, um mei-

ne Ansprüche zu unterstützen, so schrieb er eigenhändig darunter: „Es fehlt bei diesem Certificat noch die Bescheinigung, daß an der Stelle, wo die Angabe des Begräbnisses sich finden sollte, kein Blatt ausgerissen ist, daß keine Lücke zu merken, keine Spur von Irregularität zu finden ist.„

Hier ist die Antwort auf diesen Einwurf, den jeder sachkundige Leser mir auch gemacht haben würde.

„Gemäß dem Verlangen des Ministers der öffentlichen Auflagen, bezeuge ich Endesunterschriebener, daß ich die Todtenregister des Kirchspiels zu Viroflay nachgeschlagen habe, für das Jahr 1773, und daß ich gefunden habe, daß nichts fehle, weil auf demselben Blatte eine Begräbniß-Angabe vom ersten Junius, eine andere vom siebzehnten, und eine dritte vom dreizehnten Julius geschrieben sind; das Register ist unversehrt; was auch durch die Seitenzahlen bestätigt wird. Zum Zeugniß deß, habe ich

Gegenwärtiges ausgefertigt, den 21 Februar 1793, im zweiten Jahre der französischen Republik.,,

Unterzeichnet

Riquet, Beamter für die Führung der Listen.

Unter dieser Schrift steht: ,,Wir, Municipalbeamte, bestätigen, daß der Bürger Riquet das ist, wofür er sich ausgiebt.,, Viroflay, den 21 Februar 1793.

Unterzeichnet:

Gaumont, Prokurator der Gemeinde.

Ardilliers, Municipalbeamter.

Dietre, Municipalbeamter.

Es ist also augenscheinlich bewiesen, daß nicht nur der Leichnam der Prinzessin von Mont-Cair-Zain, der als rechtmäßig anerkannten Tochter des Prinzen von Conti, nicht auf dem Begräbnißplatze des Kirchspiels Viroflay beigesetzt ist; daß ihre Bestattung nicht in der genannten Kirche vor sich gegangen ist, und eben so deutlich ergiebt sich, daß ihr

Name nicht einmal in die Liste, unter dem Datum des oben angeführten Extracts, eingetragen ist. Man kann nicht daran zweifeln, daß der Pfarrer Dübüt mit dem Almosenier meiner Mutter, und dem Stiefbruder der Madame Delorme im Einverständniß war. Man wird in der Folge noch neue Beweise von der feigen und strafbaren Gefälligkeit dieses Priesters finden; vorläufig will ich nur durch folgenden, gerichtlich anerkannten Brief, beweisen, daß die Unterschrift dieses Herrn Dübüt nicht nachgemacht war, und daß er sich zu Lug und Trug gebrauchen ließ.

„Ich Endesunterschriebener, Municipalbeamter der Gemeinde von Viroflay, bescheinige, daß die Unterschrift, Dübüt, unter beifolgendem Scheine (mein Todtenschein) die des Pfarrers dieser Gemeinde im Jahre 1773 ist, da ich mich durch die Vergleichung derselben mit den Registern, die vor mir liegen, davon überzeugt habe. Gegenwärtiges Certificat habe ich, dem Befehle des Ministers des In-

nern vom 27 Thermidor zufolge, ausgefertigt. Paris, den 7 Thermidor, im Jahre 4."

Unterzeichnet

Basset, Municipalbeamter.

Zur Seite war das Siegel der Gemeine zu Viroflay.

Mit welcher entsetzlichen Vorsicht hatten meine Feinde alles berechnet, als sie mein Unglück ersonnen! Was für Verbrechen und Betrügereien häuften sie, mir meinen Stand, meinen Vater zu rauben! Welche Taktik übten sie aus, ihr höllisches Complott auszuführen! Und alle diese Batterien waren gegen ein Kind von eilf Jahren gerichtet! Wer hätte nicht, so wie ich, das Opfer einer solchen Verschwörung werden müssen! Meine Hausgenossen in Thränen, meine schwarzbehangenen Zimmer, meine Domestiken in Trauerkleidern, mein plötzliches Verschwinden, meine Wuth, nicht eher auf der Jagd zu ruhen, als bis ich vor Mattigkeit oder Hunger niedersank, meine Unvorsichtigkeit, die mein Vater,

der für meine Gesundheit zitterte, mir so oft vorgehalten hatte; dieser unglückliche Todtenschein, der von einem Priester, den der Prinz von Conti wohl kannte, unterzeichnet war; das Zeugniß des Beichtvaters meiner Mutter, des Abbé Aubry, dessen Verstellung meinen Vater immer getäuscht hatte; schien das nicht alles meinem Vater deutlich zu zeigen, daß seine unglückliche Tochter wirklich auf der Jagd das Leben verloren habe? Konnte seine edle, gefühlvolle Seele eine so entsetzliche Verschwörung, eine so feige Treulosigkeit ahnen? Hätte er auch ein Verbrechen ahnen können; waren nicht Einkerkerung und Mord wahrscheinlichere Verbrechen, als eine solche grausame Entführung? Welche Mittel hatten meine Feinde ihm gelassen, die Wahrheit zu kennen oder zu ahnen? Konnte er, nach so vielen, mit List und Bosheit aufgehäuften Zeugnissen, noch an seinem Unglücke, und dem, das mich getroffen haben sollte, zweifeln? Wer hätte sich nicht begnügt, so wie er, dem

Herrn Guerin den Auftrag zu geben, unter die Leute, die bei mir gedient hatten, alles das Meinige zu vertheilen, nachdem vorher die kostbarsten Sachen weggenommen worden? Wäre sein Herz mißtrauisch gewesen, mußte er sich nicht scheuen, eine Untersuchung anzustellen, die, bei seiner Überzeugung von meinem Tode, ihn hätte Verbrechen finden laßen können, aber ihm seine Tochter nicht wiedergeben konnte? Ich kann daher seine Zärtlichkeit und seine väterliche Besorgniß nicht anklagen. Um ihm ganz und gar die Möglichkeit zu rauben, seinen Irrthum einzusehen, und die Wahrheit zu entdecken, hatten meine Verfolger der Madame Delorme ausdrücklich befohlen, sich nicht aufzuhalten, als bis sie vor den Thüren meines Gefängnisses wäre, das mir in dem Hause des Herrn B . . . . angewiesen war. Trotz dieses bestimmten Befehles und der Furcht, die Madame Delorme trieb, sahen wir oben, daß sie genöthigt ward, mich ausruhen zu lassen;

fast anderthalb Tage blieben wir in einem Gasthofe zu Nemours. Es wird dem Leser vielleicht nicht unangenehm sein, zu erfahren, was in diesem kritischen Augenblick in der Seele dieser Frau vorging. Sie hat es uns selbst dargelegt, in einem Briefe an die Wittwe Leblanc, meine erste Kammerfrau.

Nemours, den 6 Junius 1773.

„Ich habe hier mich verweilen müssen, und will der guten Leblanc ein Zeichen von meinem Leben geben. Mein liebes Kind! ich habe kaum Kraft genug fortzuleben. Guter Gott! wie schrecklich ist es, daß ich dazu auserwählt ward, gezwungen, diesen Auftrag zu übernehmen. Unsere kleine Gräfin ist nicht so resignirt als bei ihrer Mutter *), sie ist ungeduldig; sie will nicht länger warten, will ihren Vater sehen; sie sagte, sie dürfe nicht

*) Sie will, ohne Zweifel, von dem Augenblicke reden, wo ich mit solchem Zutrauen in den Wagen stieg, der auf dem Wege nach dem Schlosse meiner Mutter hielt.

nicht ohne Erlaubniß ausreisen. Darauf fügte sie hinzu: Papa wollte also, daß man mich ins Verderben bringen sollte? . . . Das ist nicht wahr . . . Zum Könige sollte er mich führen, mit meinem schönen Busch von Diamanten . . . . Sie wollte nicht zugeben, daß ich ihr das Band abnähme; sie hat mich gekratzt; meine Wange ist ganz blutig; ich weiß nicht, ob es Zorn, Furcht oder Verzweiflung war, aber ich hielt sie für todt. Du, liebe Leblanc, kannst dir meine Noth gar nicht vorstellen. Ich bin verloren, wenn man erfährt, daß ich hier ausruhe; sage daher niemand, daß ich dir von hieraus geschrieben habe. So streng die Befehle auch sind, ich kann sie nicht vollziehen. Es mag mir gehen wie es will; ich kann nicht grausam sein: die Kleine hat Convulsionen. Ich habe sie hier im Hause auf ein Bett gelegt; sie schläft seit vier Stunden. Ich sitze bei ihr; sie erwacht alle Viertelstunden. Was mich unru-

hig macht, ist, daß sie ihre Puppen nicht will; das beweis't mir, daß sie Alles recht ernstlich nimmt. Die Magd suchte ihr einige Puppen im Hause zusammen, da sie glaubte, daß die Veränderung etwas thun könnte, aber sie stieß sie zurück: „Geh fort! . . . Ich will den Vater haben . . . Meinen Busch von Diamanten . . . Meinen Goldstoff . . . Vater, ich will um Verzeihung bitten, so viel ich nur soll . . . . Von ganzem Herzen . . . ich will ihm zu Füßen fallen. Wenn ich ihm sage: es ist nicht meine Schuld, er wird es glauben; ich bin gewiß, daß er mir verzeiht . . . . Wir haben die große Puppe eingesperrt, wir haben sie geschlagen: du kennst ja alle die Kinderpossen, die ihr bei uns Freude machten. Sie wiederholte nur: der Vater hat mir gesagt, ich müßte nicht mehr mit Puppen spielen, damit der ganze überraschte Hof zum wenigsten sage, daß ich vernünftig sei . . . Meine Dia-

manten .... Heute sollte ich ....
Ich gab der Magd ein Zeichen, daß sie ihr einbilden sollte, der Trinitatistag sei noch nicht da, und darum nur lasse ich sie im Bette, damit sie nichts von dem Feste merke. Nichts kann sie zerstreuen. Es half zu nichts, ihr den Husaren zu lassen; sie findet keinen Zeitvertreib bei ihm; gerade das Gegentheil; sie will, daß er ihr die Nachricht bringe, daß ihre Pferde da sind, und recht schnell laufen. Er umarmt mich immer, und verläßt uns keinen Augenblick. Es kann sein, daß ich ihn dir wieder zurückschicke. Gegen Mittag reise ich ab. Ich habe nicht Lust, mich erst noch in Chalons aufzuhalten; schikke daher keinen Brief für mich dahin. Warte bis ich dir schreibe, denke genau an alles, was uns aufgetragen ist, und bitte Gott für mich *).

*) Diese Mischung von Treulosigkeit und Frömmigkeit ist wahrscheinlich die Ursache, warum diese Frau solche Gewalt über mich hatte.

Wenn dir Geld fehlt, so

nimm es aus der Chatoulle unsrer Prinzessin, es muß noch etwas darin sein. Der Prinz gab ihr zwei Rollen mit Gold, vor nicht gar langer Zeit; ich glaube nicht, daß sie es vertheilt hat. Sie ruft mich. Lebe wohl. Verbrenne diesen Brief sogleich, damit ihn niemand liest.„

Unterzeichnet

Delorme.

Sobald wir zu Lons = le = Saunier ankamen, war meine Erzieherin nicht mehr ruhig. Der folgende Brief beweis't, daß sie von Furcht und Angst gequält ward; er ist addressirt an die Wittwe Leblanc, erste Kammerfrau der Gräfin von Mont=Cair=Zain, im Schlosse derselben in der Straße Clery. Er ist vor Gericht durch die Theilnehmer an meiner Entführung als ächt anerkannt.

Lons = le = Saunier, den 11 Junius 1773.

„Ich habe nur noch Einen Augenblick die Gelegenheit Dir mit diesem Courier, der eben

ankam, und gleich wieder abgeht, zu schreiben. Ich bin gestern wegen der Prinzessin hier geblieben; ich fürchte, liebe Leblanc, daß Du nicht an das schwarze Kleid denkst. Denke ja daran, daß Du es gleich beim Aufstehen anziehst, und daß es möglich ist, daß Rousseau zurückgekommen sei, und daß der Prinz ihn dann in unsere Wohnung schicke; bedenke, daß er fein ist . . . . Vergiß um des Himmels Willen nicht, Dich in Acht zu nehmen, und zeige, sobald der Name Mont-Cair-Zain genannt wird, eine traurige Miene. Ich habe eben die Ordre erhalten, daß, wenn es fehlschlägt . . . wir verloren sind; verdoppele Deine Vorsicht."

Unterzeichnet

Delorme.

Meine Erzieherin hatte nicht sobald den Husaren bei Seite geschafft, durch dessen Unvorsichtigkeit ihr Unternehmen fehlschlagen konnte, als sie auch Muth zu fassen schien.

Alle mögliche List und Verschlagenheit einer Person, die in der entsetzlichen Kunst zu betrügen und zu verführen vollkommen geübt ist, wandte sie an. Sie erschöpfte alle Hülfsquellen der Verstellung, des Betrugs, der Lüge, um über meine Leichtgläubigkeit und Schwäche Herr zu werden. In den freien Zwischenräumen, wenn ich keine Krämpfe hatte, fragte ich sie unaufhörlich, weßwegen, und auf wessen Befehl sie mich den Armen meines Vaters, der Gnade des Königs entrissen hätte, gerade in dem Augenblicke, als mein Glück auf gewisse Art gemacht und gesichert werden sollte. Was habe ich gethan? Was kann man mir vorwerfen? . . . Erst nachdem sie lange angestanden hatte, mir den letzten Stoß zu geben, nachdem sie mich zu den schrecklichsten Prüfungen vorbereitet hatte, bot sie mir endlich an, mich mit meiner ganzen schrecklichen Lage bekannt zu machen, wenn ich ihr mein Wort geben wollte, daß ich mich ganz und gar ihrem Rath und ihrer Erfahrung

überlassen würde. Diese Einleitung verdoppelte meine Neugier, und ließ mich alles glauben. Endlich kam der wichtige Tag der Entdeckung. Ein fast beständiges Fieber erlaubte mir nicht, das Bett zu verlassen. Meine Erzieherin setzte sich zu mir, faßte eine meiner Hände, drückte sie zärtlich an ihr Herz, blickte mich dann mitleidig an — „Es wird mir schwer, Sie zu betrüben, aber Sie haben es gewollt; ich will Ihnen die Wahrheit offen sagen, und ich hoffe, daß Ihr Muth Ihrer Offenherzigkeit gleich kommen wird. Erfahren Sie Ihr Unglück: Sie haben nicht nur die Gnade Ihres Vaters verlohren, dadurch, daß Sie ein Geheimniß bekannt machten, das Sie ihm feierlich geschworen hatten, ganz geheim zu halten, und das dennoch bald alle Leute im Hause wußten; sondern, was noch schrecklicher für Sie ist, Ihr Vater hat den König durch seine feste Anhänglichkeit an der Parthei, die er ergriffen hat, so erzürnt, daß er bei Sr. Majestät ganz in Un-

gnade gefallen ist. Sie sind mit dem Vater in Ungnade gefallen. Es ward beschlossen, Sie nicht am Hofe vorzustellen, und ich habe strenge Befehle gegen Sie, die ich gleich ausführen müßte, wenn Sie mir nicht folgen. Wenn Sie mir aber Ihr Vertrauen schenken, wenn Sie überlegen, wie besorgt ich für Sie war, von Ihrer ersten Kindheit an, wie eifrig und bemüht ich für Ihr Wohl gewesen bin, und wenn Sie meinem Rathe folgen: so biete ich Ihnen an, für Sie zu sorgen, und zu thun, was meine Erfahrung mir als das beste zeigt, alles endlich, was ich nur vermag, um Ihnen die Liebe Ihres Vaters, die Gnade des Königs wieder zu verschaffen. Das erste Opfer indeß ist: blinder Gehorsam gegen die Befehle, die ich in Rücksicht auf Sie erhalten habe. Lassen Sie mich dies als den ersten Grund anführen, wenn ich Verzeihung für Sie erbitten werde.„ — Nach diesen Vorstellungen fing Madame Delorme an zu weinen, und ihre Liebe zu betheuren, was gewöhnlich

so guten Erfolg hatte. Sie suchte mir zu beweisen, daß ihr Glück von dem meinigen abhängig sei; daß ihr Loos unzertrennlich von dem meinigen sei; daß wir nur ein gemeinschaftliches Interesse hätten, und daß, wenn sie auch durch mein Glück nicht gewinnen könnte, ihre zärtliche Liebe zu mir, ihr doch nicht erlauben würde, mich in dieser Noth zu verlassen; daß sie meine zweite Mutter sei, und daß sie immer so zärtlich und besorgt für mich gewesen sei; daß sie gern allen Kummer mit mir theilen werde, wenn ich ihr meine Freundschaft und mein Vertrauen schenken wolle. Ich merkte recht gut, daß diese Reden einstudirt waren, und doch ward ich lebhaft davon gerührt. Ich fühlte die Thränen der Madame Delorme meine Hand benetzen, und meine Zweifel waren sogleich verschwunden. Es schien mir so süß, in meiner entsetzlichen Lage eine Freundin zu haben, der ich meinen Kummer mittheilen könnte, die ich um Rath fra=

gen durfte, wie meine Noth eher geendigt werden könnte, daß ich mich lieber der Gefahr aussetzen wollte, unwürdig getäuscht und verrathen zu werden, als mich aus Furcht eines solchen Trostes zu berauben. Ich fragte daher meine Erzieherin, worin die Ungnade des Königs gegen meinen Vater bestehe, und wie ein so gerechter König wie Ludwig XV, ein unschuldiges Kind für Vergehungen strafen könne, die es nicht selbst begangen habe? Madame Delorme erwiederte darauf, gleichsam als wenn ich sie aufs Äußerste gebracht hätte: „Nun! so erfahren Sie denn, daß Ihr Vater verwiesen ist! — Verwiesen? o führen Sie mich zu ihm; er wird sich nicht einsam fühlen, wenn seine Tochter bei ihm ist. Er sagte mir, wie Sie wissen, daß ich sein einziger Trost sei. Führen Sie mich zu ihm, er verzeiht mir, und meine Liebkosungen, meine Zärtlichkeit und meine Sorgfalt sollen ihm beweisen, daß, troß meiner traurigen Unvorsichtigkeit, ich doch seiner Liebe werth bin.

Glauben Sie mir, wenn er mich sieht, vergißt er seinen Kummer, und kann selbst noch in der Verbannung auf Augenblicke glücklich sein.„ Madame Delorme gestand es mir nicht zu; sie schützte höhere Befehle vor, und gab mir, obgleich nur in dunkeln und geheimnißvollen Worten, zu verstehen, daß sie vom Hofe kämen. „Sie wundern sich darüber,“ fügte sie hinzu, „daß der König aus Haß gegen Ihren Vater, auch gegen Sie ungnädig ist. Ohne Zweifel ist sein Wort heilig; und weil er Sie als ächt anerkannt hat, so kann er das nicht ungeschehen machen; allein er hat noch nichts über Ihre Einkünfte bestimmt, und er hat das Recht, die Bestimmung aufzuschieben, bis Sie durch sich selbst die Gnade verdient haben, die er Ihnen, nur aus Rücksicht auf den Vater, zugestand.“ „Aber,“ versetzte ich, „wenn das Wort des Königs heilig ist, so sollte er mich, so wie er mir versprochen hatte, am Trinitatistage präsentirt haben.„ Bei diesen Worten schien Madame De-

lorme etwas verlegen; sie half sich aber dadurch, daß sie behauptete, der König habe dies Versprechen nur unter der Bedingung gegeben, daß mein Vater ihm keinen neuen Verdruß verursachen solle; daß der König nun den Prinzen von Conti in seiner Tochter strafe, wie Gott den Adam in seinen Nachkommen; dann gerieth sie in eine gelehrte Untersuchung über die Erbsünde, über die königliche und göttliche Gerechtigkeit; aber ich unterbrach sie bald, um zu erfahren, was man denn von mir verlange, und was ich thun solle? Madame Delorme nahm nun einen ernsteren und strengeren Ton an; sie kündigte mir an, daß sie mich in ein Kloster führen solle. „Während also mein Vater in der Verbannung trauert,“ sagte ich, „soll ich, fern von ihm, hinter Gitter und Riegel weinen! Er ist unglücklich und ich kann ihn nicht trösten! Er ist in Ungnade gefallen, und ich kann seinen Schmerz nicht lindern, seine Thränen nicht trocknen! Weiß er wenigstens was

ich dadurch, daß ich von ihm entfernt bin, leide? Tödtet mich oder gebt mir meinen Vater wieder!“ Meine Thränen strömten herab. Madame Delorme stellte sich, als ob sie meinen Schmerz theilte; und da ihr die Thränen immer zu Gebot standen, so kostete es ihr nicht viel Mühe, mich zu überreden, daß ihre Verzweiflung nicht richtig sei. „Sie haben keine Wahl mehr!“ sagte sie mit einem mitleidigen Blick. Diejenigen, von denen Sie auf die Probe gesetzt werden, wollen nicht, daß Sie über ihr Schicksal gebieten sollen. Wenn Sie Ihnen nicht mißfallen und ungehorsam sein wollen, so müssen Sie sogleich zur Reise nach dem Kloster sich fertig machen. Ich werde Sie dort als meine Tochter einführen.“ . . . „Wie! Madame,“ rief ich sogleich, „selbst den Namen meines Vaters soll ich nicht mehr führen! Seine Liebe hat mir den theuren Namen gegeben; ich habe die Einwilligung des Königs, daß ich ihn tragen darf, Sie selbst haben es unzählige

Mal gelesen: das ist sein Wille: und man wollte mir den Namen rauben! Nein, eher will ich sterben, ehe ich dem Namen entsage! Sprechen Sie nur gar nicht mehr davon. Nichts auf der Welt wird mich dahin bringen, meinen Entschluß zu ändern. Ich sprach diese letzten Worte fest und entschlossen, und zog zugleich meine Hand weg, die Madame Delorme bis dahin gefaßt hatte. Sie kannte mich genug, um zu wissen, daß ich nicht nachgeben würde, wenn sie es nicht auf andere Weise anfinge. „Aber, liebes Kind," versetzte sie, „es ist ja nur eine kurze Probe; es ist eine leichte Strafe für den Stolz und die Eitelkeit, daß Sie jedermann das Geheimniß ihrer künftigen Größe entdeckt haben. Erdulden Sie diese kleine Demüthigung, aus Liebe zu Ihrem Vater, dessen Herz gewiß durch Ihre Folgsamkeit gerührt werden wird. Bringen Sie Gott dies leichte Opfer, den Sie so oft beleidigt haben, und dem Sie nun dienen werden." Darauf, nach ihrer Art, die Religion bei allen ihren

Tröstungen einzumischen, hielt sie mir eine schöne Predigt, die ich meinen Lesern nicht mittheilen will; am Schluß wollte sie mich umarmen, aber ich stieß sie unwillig zurück; sie schien es nicht sehr zu fühlen, und sagte mir mit deutlichem Verdruß, daß sie mich meinem eigenen Nachdenken überlasse.

Welche schreckliche Nacht folgte dieser lügenhaften Erklärung! Welche Zukunft zeigte sich mir, und ach! welche Erinnerungen! Mich in ein Kloster zu stecken! Mit einem Male zugleich mit meiner Freiheit, mein Vermögen, die Gnade des Königs, den Anblick und die Freundschaft meines Vaters zu verlieren! In demselben Augenblick, als meine Hoffnungen in Erfüllung gehen sollten, fortgerissen zu werden! Schluchzend rief ich: „Ach! mein Vater liebt mich nicht mehr! das ertrage ich nicht! Meine Strafe schien mir um so schrecklicher, da ich nicht wußte, wie lange sie dauern sollte, oder, was noch schrecklicher war, ob sie jemals enden würde. Ich wünschte und fürchtete Madame Delorme zu fragen,

wie meine Mutter gegen mich gesinnt sei. Ich sagte mir selbst: das unheilbringende Billet, das mich in die Falle lockte, hat es mir nicht schon alles gesagt? Zu einem Feste rief sie mich zu sich. Großer Gott! was für ein Fest! Ich konnte nicht daran zweifeln, daß sie mich getäuscht hatte, und doch suchte ich zu zweifeln. Es war mir nicht möglich, sie für schuldig zu halten. Endlich wollte ich mein Unglück in seinem ganzen Umfange kennen, ich wollte gewiß sein. Meine Reizbarkeit siegte über meine Zurückhaltung, und so wie ich Madame Delorme wiedersah, fragte ich sie, warum meine Mutter, statt mich zu hintergehen, nicht versucht hätte, dem Stoße, der mir das Leben raubte, wenigstens etwas von seiner Kraft zu rauben, dadurch, daß sie mich darauf vorbereitete. Madame Delorme erwiederte: „Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß Ihre Mutter es nicht ungern gesehen hat, daß der Tag Ihrer Vorstellung noch aufgeschoben ist. Ihre drin-

dringenden Bitten bei dem Prinzen haben selbst viel dazu beigetragen, ihn gegen Sie aufzubringen, und den Fehler, den Sie begangen haben, in einem noch schlimmeren Lichte zu zeigen; aber die Befehle, die ich erhielt, Sie zu entfernen, wurden so geschickt, so strenge gegeben, daß Ihre Mutter nichts thun konnte, als einen Vorwand ersinnen, um Sie durch schnellen Gehorsam einem grausameren Schicksale zu entziehen, und sie hat mir aufgetragen, Ihnen das auf der Reise zu sagen." . . . Das entschuldigt nicht," erwiederte ich rasch, „sie hätte einer solchen niedrigen Verstellung nicht fähig sein sollen. Hätte sie mir offen angekündigt, daß ich in Ungnade gefallen sei, so hätte sie mir wenigstens den bitteren Schmerz erspart, sie deshalb anklagen zu müssen. Ich sehe nur zu gut, daß sie mit im Spiele ist, und das bringt mich um! Ich bin ihrer Eigenliebe aufgeopfert, sie streckt mir die Arme entgegen, um mich zu erdrücken. Warum muß es meine

Mutter sein, die mir das Messer ins Herz stößt?" Madame Delorme, deren Entwürfe gewiß zu meiner damaligen Stimmung paßten, bestritt sie nur sehr schwach, und setzte ihnen nichts entgegen, als nur die allgemeinen Gründe, die man von der Liebe und Achtung, die ein gutartiges Kind seinen Eltern schuldig ist, hernimmt. Sie fügte sogar hinzu, daß es noch am meisten helfen würde, wenn ich mich an meine Mutter wendete, um die Gnade meines Vaters und des Königs wieder zu erhalten; daß sie mir, sobald es Zeit sein würde, die Mittel an die Hand geben würde, um schnell dies erwünschte Ziel zu erreichen, das ihren, so wie meinen Leiden ein Ende machen würde. „Aber mein Bruder," unterbrach ich sie rasch, "steht der nicht mehr in Gunst am Hofe? Warum bitte ich denn ihn nicht sogleich, sich für mich zu verwenden? Ich habe ihn, obgleich er schuldig war, gegen den aufgebrachten Vater vertheidigt, er wird mich, da ich schuldlos bin, bei

dem Monarchen, den man mit Unrecht gegen mich eingenommen hat, vertheidigen. „Mit Unrecht!“ versetzte meine Erzieherin schnell, die froh schien, eine Gelegenheit gefunden zu haben, beßer, als am Morgen, meine Einwürfe über die Ungerechtigkeit des Königs gegen mich, zu widerlegen. „Mit Unrecht! Glauben Sie denn, daß es dem Könige, der sich ein Fest daraus machte, durch Ihre Vorstellung den ganzen Hof zu überraschen, angenehm war, daß alle ihm sagten: am Trinitatistage soll das geschehen? Sie hatten ihm versprechen müssen, alles ganz heimlich zu halten; Sie haben Ihr Wort gebrochen, wie können Sie denn verlangen, daß Er sein Wort halten soll?“

Während Madame Delorme sprach, überlegte ich, daß sie mir diese Antwort schon diesen Morgen hätte geben können, wenn die Ungnade des Königs mein Unglück verursacht hätte; daß aber durchaus kein Anschein da sei, daß ein König, der nichts weniger als

grausam war, so hart die Unvorsichtigkeit eines Kindes strafen sollte. Auch die Gründe, die sie aus der Ungnade, worein mein Vater gefallen war, herleitete, waren nicht haltbar. Obgleich er nicht mehr am Hofe erschien, so schätzte ihn der König doch, und war sogar sein Freund. Eine leichte Wolke, die auf Augenblicke die Gunst, die er zu Versailles genoß, verdunkelte, konnte nicht ein Mal den Argwohn erregen, daß der König ein schriftlich gegebenes Versprechen, sein Ehrenwort, nicht halten wolle. Ohne mich daher darauf einzulassen, so dumme Gründe zu beantworten, sagte ich heftig und zürnend zu meiner Erzieherin: „Das Verbrechen aber, Madame, dessen Sie mich anklagen, ist es nicht Ihr Werk? Haben Sie mich nicht überrascht, mir mein Geheimniß entlockt? Waren Sie nicht unvorsichtig genug, in Gegenwart meines Husaren davon zu sprechen? . . . . Sie allein sind Schuld an meinem Unglücke!“ . . .

Ich gab der Madame Delorme eine viel

zu schöne Gelegenheit, ihre Schauspielertalente zu zeigen, als daß sie diese hätte entschlüpfen lassen sollen. Ich mußte also eine neue Rede anhören, worin sie die zärtlichsten Vorwürfe, Thränen und Betheurungen nicht sparte. Sie setzte hinzu, daß sie wohl sich einige Vorwürfe machen müsse, aber daß sie nicht geglaubt hätte, daß ich ihre Absichten für verdächtig hielte; daß sie, gegen ihren Willen, vielleicht zu meinem Unglücke beigetragen hätte, daß ich aber das Betragen meines Vaters, als die Hauptursache desselben ansehen müßte; daß sie alles für mich gethan, alles für mich aufgeopfert hätte, seit meiner Kindheit, und daß sie noch jetzt bei Tage und Nacht, nur darauf bedacht sei mir zu helfen, und einen Fehler gut zu machen, von dem sie so herzlich wünsche, daß er ganz vergessen werden möge, da sie gewissermaßen Theil daran habe, und mit mir die Strafe dulde. Kurz, sie führte ihre Rechtfertigung so mit Kunst, ja ich möchte sagen, selbst so

beredt, daß ich fast meine Vorwürfe bereute, und daß ich bei mir folgende Worte, die sie an mich richtete, wiederholte: „Wem soll man denn trauen, wenn man selbst die in Verdacht hat, deren Schicksal ganz und gar von dem unsrigen abhängig ist.“ Sie konnte über den glücklichen Eindruck, den ihre weinerliche Rede auf mich gemacht hatte, aus dem Vorschlag urtheilen, den ich ihr machte, uns sogleich an meinen Bruder zu wenden, und ihn zu beschwören, sich meiner anzunehmen.

Madame Delorme schien anfänglich meiner Meinung zu sein, aber sie that es nur, um sie desto besser zu bekämpfen. Der König wäre, sagte sie, freilich sehr gnädig gegen den Grafen de la Marche, der, um für ihn zu sein, nicht angestanden hätte, gegen seinen Vater zu handeln, und gegen alle Prinzen von Geblüt, und die ersten Familien Frankreichs aufzutreten. Der König aber, als er mir seine Gnade geschenkt, hätte dadurch we-

niger dem Grafen de la Marche, als meinem Vater, an dem er sich rächen wollte, einen Dienst erzeigt. Ob es wohl möglich sei, daß, da mehrere Prinzen von ihren Einkünften eingebüßt hätten, um meinen Bruder auf ihre Unkosten zu bereichern, der König ihm feierlich nun die Hälfte der Erbschaft des Prinzen von Conti rauben solle, dadurch, daß er öffentlich, in Gegenwart des Hofes, meine Legitimation bekannt mache? Für so wenig habsüchtig ich auch den Grafen de la Marche halten möchte," setzte sie hinzu, „trotz des allgemeinen Gerüchts, könnte ich denn wohl vernünftiger Weise fordern, daß er selbst Hand anlegen solle, sich um einen Theil seines Vermögens zu bringen? Sollte er es aus Liebe gegen mich thun, die er ja fast gar nicht kenne? Aus Liebe zum Prinzen von Conti, dessen Meinungen und Rathschlägen er nicht hätte folgen wollen? Hat Partheigeist wohl Gefühl für Recht und die Bande der Natur? Kurz — der Graf de la Marche werde,

meinte sie, weder Macht noch Lust haben mir zu dienen .... An wen sollte ich mich denn wenden? .... Das werden," versetzte Madame Delorme, „Zeit und Umstände uns lehren. Vorläufig können wir nichts thun, als uns unterwerfen, und uns vor der Hand, die uns schlägt, demüthigen."

Es waren schon einige Wochen verflossen, seit der Zeit, daß ich auf ihr Geheiß das Wirthshaus verlassen, und ein Zimmer in dem Hause des Herrn B ... beziehen mußte, unter dem Vorwande, daß wir dort viel bequemer wohnen würden. Ich hatte bis dahin wenig auf diesen Menschen geachtet, den ich wirklich für einen Verwandten der Madame Delorme hielt; eines Tages aber, als ich mit meiner Erzieherin über meinen unbezwinglichen Widerwillen gegen das Klosterleben sprach, und darüber, daß ich den Namen meines Vaters nicht ablegen wolle, sagte sie zugleich: „Wollen Sie lieber den Herrn B ... heirathen?" Ich schrie laut auf vor

Entsetzen, und konnte meinen Ohren nicht trauen. Ich glaubte es sei eine List der Madame Delorme, die mich durch diesen Popanz bange machen wollte, damit ich folgsamer sei; aber mit entsetzlicher Kälte fuhr sie fort: „Es ist keine andere Wahl da; Sie müssen entweder seinen Namen führen oder den meinigen; Sie müssen seine Frau oder meine Tochter sein; sein Haus, oder ein Kloster müssen Sie zu Ihrem Aufenthalt wählen. Das ist der ausdrückliche Befehl, den ich vom Hofe und von ihren Eltern erhalten habe; und ich werde es schon zu verhindern wissen, daß Sie sich durch eine Weigerung ins Verderben stürzen.“ — „Da ich keine andere Wahl habe, als die der Kerkermeister,“ erwiederte ich sogleich, „so ziehe ich alle Klöster in Frankreich, dem Gefängnisse Ihres Herrn B . . . . vor. Ich stehe keinen Augenblick an, Ihnen nach irgend einem Kloster, wohin Sie mich nur bringen wollen, zu folgen. Mag man mir immerhin Ihren Namen geben; mein Wider-

wille gegen diesen Menschen ist so heftig, daß ich alles leiden will, wenn ich ihn nur nicht sehe. Darauf hoffen Sie aber nur nicht, daß ich jemals mich anders, als mit meinem Namen unterschreiben werde: den Ihrigen werde ich nie dazu gebrauchen."

Meine Erzieherin wollte mich umarmen, für diesen edlen Entschluß, wie sie es nannte; allein wie stieß ich sie zurück! Bis dahin hatte die Gegenwart des Herrn B . . . mich nur ungeduldig gemacht, und mich gelangweilt; jetzt ward er mir zum Abscheu. Mit welchen Augen betrachtete ich ihn, als ich ihn zum ersten Mal nach dieser Unterredung sah. Seine Carikatur ist leicht zu entwerfen.

Man denke sich einen kleinen, dicken und gedrungenen Mann, fast mit einer Figur wie sie Skarron in seinem komischen Romane dem Ragotin giebt; eine von den schwarzbraunen Figuren, die, obgleich sie den höheren Jahren nahe sind, doch nicht älter werden; eine

öhlige Haut von der Farbe des Wachses, kleine, graue Augen ohne Augenwimpern, und beschattet von großen, dichten Augenbraunen, die über der Nase zusammenstoßen, und sich auf der Stirn bei jedem Worte bewegen. Nehme man dazu einen schiefen Blick, ohne Lebhaftigkeit, ohne Ausdruck, aber nicht ohne Boßheit; eine Adlernase, die, ohngeachtet ihres ungeheuren Umfangs, doch nicht allen Tabak, der darin aufgehäuft wird, fassen kann, große, aufgeworfene Lippen, die, sobald sie sich öffnen, schmutzige, übelriechende und dunkelgelbe Zähne sehen lassen, einen Mund, dessen Duft jeden, der unvorsichtig genug ist, sich ihm zu nähern, schnell zurücktreibt; eine schwere, hervorragende Kinnlade, die, wie bei den Kaninchen, sich nur an dem vorderen Theile bewegt; gebt diesem Original, schmutzige, grobe Wäsche, lange Manschetten, die eine nicht übel gestaltete Hand verbergen, aber die Nägel sehen lassen . . . die allerliebsten kleinen Nägel, so lang wie die Krallen

einer Katze, und schwärzer als Kohlen; laßt sie eine lange Weste von Atlas, zu jeder Jahrszeit tragen, ein Kleid von Nankin oder grobem, grauem Tuche, schmutzige, mit Nägeln beschlagene Schuhe, mit Schnallen, die nicht zusammen passen; setzt dieser Figur einen runden, halb aufgeschlagenen Hut auf den Kopf; einen Fuß hinter ihr, sei ein Stock mit einem Knopf von Kupfer, worauf die rechte Hand ruht; die Finger der Linken müssen entweder in seinen weiten Nasenlöchern, oder im Munde sein; zeigt diese Gestalt irgend jemand aus Cousance, oder aus Lons-le-Saunier, und er wird euch mit zugehaltener Nase, unter entsetzlichen Grimassen zurufen: das ist Herr B.... mit den kurzen Beinen. Aber was war das Äußere, wenn man auf seinen Charakter sah? Herr B.... ergraut in seinen Geschäften als Sachwalter, hatte den Geist der Chikane angenommen, der aus einer Kleinigkeit Stoff zu einem ewigen Prozesse nimmt. Ein Schwätzer, wie

ein Advokat auf dem Lande, aufgeblasen, wie ein junger Philosoph, war er noch dazu über alle Beschreibung abergläubisch. Wie er bei jedem Worte, die Bibel und die Heiligenbücher anführte, so verdammte er alle diejenigen, die nicht seiner Meinung waren; er aß heißhungrig und schmutzig, fastete und ließ die anderen fasten mit einer Strenge, die seinem Geitze wohl zu Statten kam. Er führte zu den gewöhnlichen und außerordentlichen Messen die Alten und frommen Damen des Landes; sprach immer von seiner interessanten Figur, führte immer die Unterhaltung auf sein theures Ich, betheuerte seine Ehrlichkeit, wie ein Jude der betrügt; stellte sich, als ob er diejenigen anbetete und vergötterte, die er unaufhörlich quälte; beklagte sich gegen jedermann, über alle die um ihn waren, erzählte den Vorbeigehenden, und den Müßiggängern alles Unangenehme, was ihm im Hause begegnete, gerieth in Wuth, wenn er die geringste Kleinigkeit zahlen sollte,

und lachte niemals auf seine alberne Art, als wenn man ihm Geld brachte. Seit zehn Jahren schon drohte er dem Lande, daß er eine Frau nehmen wolle, ohne eine Mutter zu finden, die ihre Tochter genug haßte, sie ihm aufzuopfern; und mit diesem Menschen, wollte man eine junge Prinzessin von eilf Jahren verbinden, die ihren Rang kannte; die geliebte Tochter des Prinzen von Conti; eine Bourbon sollte das Scheusal der ganzen Provinz heirathen! Was für ein Schicksal hätte man mir wohl bestimmt, wenn ich, aus der niedrigsten Klasse der Bürger herstammend, den schlechtesten Charakter gehabt hätte, und die Häßlichkeit selbst gewesen wäre? War ich denn ein Ungeheuer, daß man mich an den Herrn B .... ketten wollte? Folgender Auszug aus einem Briefe, den eine meiner Freundinnen *) bei meiner Ankunft im Kloster, an ihre Eltern schrieb, um ihnen ein

*) Demoiselle Delapelonniere.

Bild von mir zu entwerfen, kann dazu dienen, meinen Lesern zu zeigen, wie ich aussah.

„Unsere neue Freundin hat noch mit niemand gesprochen, sie weint immer und schweigt. Unglückliche lieben die Einsamkeit. Wir wissen was es kostet, sich aus den Armen seiner Eltern loszureißen, und ehren ihren Schmerz. Sie ist ohngefähr zehn bis zwölf Jahre alt; ihre schlanke Taille zeigt, daß sie einmal recht groß werden wird; aber sie ist noch nicht ganz ausgewachsen. Ihr kleines rundes Gesicht ist ein Modell zu dem niedlichsten Miniaturgemälde. Sie hat große blaue Augen voll Anmuth und Feuer; lange Augenwimpern, die schwärzer sind als Ebenholz; schön gewölbte Augenbraunen, aber weniger dunkel. Ihre blonden Haare hängen lang auf die Erde hinab; ihre Haut ist weiß und fein, und läßt jede Bewegung der Adern durchschimmern; der Mund ist ziemlich groß, aber die Lippen sind frisch und roth; die Zähne sind treflich erhalten, und weißer als

Email; der Hals ist etwas lang und dünn, er scheint aber deßhalb den Kopf einer Prinzessin nur um so zierlicher und würdevoller zu tragen; ihr Gang ist edel und leicht; ihr Lächeln verführerisch; der Blick ist zärtlich, obgleich lebhaft und feurig; der Fuß, das Bein sind von der schönsten Form, die Hände sind nicht so hübsch; die langen, mit Narben, und Brandflecken, und abgeriebenen Stellen bedeckten Finger, entstellen sie sogar; doch sind sie stets rein. Ihre Taschen und Hände hat sie immer voll von mathematischen Instrumenten oder Werkzeugen, zu mechanischen Arbeiten; ihre Silberstimme dringt bis in die Seele; ihre freundliche, leutselige Miene gewinnt jedermann; selbst ihre Melancholie giebt ihr etwas Anziehendes, was sie nur noch interessanter macht. Sie ißt sehr wenig, trinkt nur Wasser, und scheint Milch und Früchte allem anderen vorzuziehen; sie scheint die Blumen sehr zu lieben; auch suchen wir alle ihr gefällig zu werden, und ihr ein

Ver-

Vergnügen zu machen, und schenken ihr alle Morgen Blumen. Wenn sie keinen Hammer, oder andere Werkzeuge in der Hand hat, so stickt sie oder zeichnet Landschaften. Sie ist noch still und traurig, aber sie soll bei uns ihren Kummer schon vergessen; sie wird sich, so wie ich, daran gewöhnen, und ich zweifle nicht, daß sie dann nicht noch lustiger und ausgelassener sein wird als ich. Sie trägt immer ein Kleid von apfelgrünem Taffet, mit einer langen Schleppe; sie hat kein Halstuch um, sondern nur eine breite Besetzung von Blonden an ihrem Kleide. Ihre Haare sind vorn abgeschnitten, oben auf dem Kopfe gelockt; die Ohren sind bloß, und so hübsch, daß ich sie küssen will, sobald wir näher mit einander bekannt sind" ....

Diese Schilderung, obgleich sie von der Hand einer Freundin entworfen wärd, ist doch noch weniger schmeichelhaft für mich, als das Bild, das ich oben entwarf, für Herrn B.... Ein solches Paar wollte man indeß

zusammenbringen! Vergebens hatte die Natur, durch die Verschiedenheit der Jahre, des Geschmacks, des Standes, des Charakters und der Erziehung zwischen uns beiden eine Scheidewand gezogen; vergebens hatte sie uns in einer Entfernung von hundert Meilen von einander gebohren werden lassen; je mehr sie uns getrennt zu haben schien, desto hitziger waren meine Verfolger uns zu verbinden. Meine Erzieherin säumte nicht mich zu ermahnen, mein gegebenes Versprechen zu halten, und unter dem Namen ihrer Tochter in ein Kloster zu gehen. Wir wohnten schon seit mehreren Monaten im Hause des Herrn B...., man urtheile also, ob ich, troß meiner Abneigung gegen die Klöster, troß der Vorurtheile, die man mir gegen Anstalten der Art eingeflößt hatte, nicht ungeduldig sein mußte, mich in ein Kloster zu flüchten, um nur dem verhaßten Anblick des Mannes, den ich heirathen sollte, zu entgehen. „Ich bin bereit fortzureisen,“ erwiederte ich der Ma-

dame Delorme; „wenn man im Hause des Herrn B.... gewohnt hat, darf man kein Kloster mehr fürchten; wenigstens bin ich seinen Anblick, seine Besuche los.“ Dieser Mensch war unverschämt genug, alles, was ich that und vornahm, auszukundschaften. Wenn ich in Abwesenheit der Madame Delorme geschrieben, oder auch nur gemurrt hatte, so konnte ich versichert sein, daß sie es wiedererfuhr, als ob sie mich nicht verlassen hätte. Ich brachte einen Theil der Nächte damit hin, bald an meinen Vater, bald an Rousseau, bald an den König, bald an meine Cousine Elisabeth zu schreiben; selbst den Bruder des Herrn Jacquet, den Klosterbruder zu Senard, flehte ich um Hülfe an. Vergebliche Bemühungen! Unnütze Nachtwachen! Ich konnte meine Briefe nicht auf die Post bringen; ich mußte, aus Zutrauen oder Gehorsam, sie meiner Erzieherin zur Durchsicht vorlegen, und ohne ihre Erlaubniß durfte ich nichts auf die Post schicken. Ma-

dame Delorme fand immer, daß es noch zu frühzeitig zu solchen Briefen sei, daß die Prüfungszeit noch nicht ihren Anfang genommen habe, und daß ich, um meine Verzeihung zu verdienen, mir das Recht verschaffen müßte, sie zu fordern, entweder dadurch, daß ich den Herrn B .... heirathete, oder in ein Kloster ginge, unter dem Namen ihrer Tochter. Sie verhehlte es mir nicht, daß sie, um mich desto schneller wieder in meine vorige Lage zu versetzen, wünschte, daß ich das Erstere wählen möchte. Nie hörte ich aber von der Heirath mit dem Herrn B .... sprechen, ohne aufs heftigste in Zorn zu gerathen. Ich hatte mir noch niemals die Mühe gegeben, den Grund meiner Abneigung und meines Widerwillens gegen diesen ekeln Menschen anzugeben. Ich that es jetzt mit solcher Heftigkeit und solchem Unwillen, daß Madame Delorme dadurch bestürzt ward; ich zwang sie sogar, daß sie sich stellen mußte, einen Theil meiner Gründe zu billigen, indem sie mir ver-

sicherte, daß diejenigen, die mich prüfen wollten, die Absicht hätten, einen großen Herrn mit dem blauen Bande aus demjenigen zu machen, den sie mir zum Gemahl bestimmt hätten; daß, weit entfernt, durch heilsamen Gehorsam die Titel Durchlaucht und einer Prinzessin von Geblüt zu verlieren, die freiwillige und kurze Aufopferung derselben, mir für immer den Besitz dieser Titel zusicherte; aber sie richtete nichts aus, ich willigte niemals ein, daß auf die Briefe, die ich unterschrieb, oder die an mich gerichtet waren, ein anderer Name als Prinzessin von Mont=Cair=Zain geschrieben würde. Sie nannte diesen festen Entschluß lange nur kindische Hartnäckigkeit und lächerliche Eitelkeit; aber sie sah, daß sie nichts von mir erhalten würde, wenn sie mich zwingen wollte, und, aus Rücksicht auf meine Schwäche, bewilligte sie diese Bedingungen, hielt sich aber in Hinsicht auf meine Heirath mit Herrn B...., noch nicht für geschlagen.

„Sie müssen doch,“ sagte sie, „früher oder später, ihn heirathen, wenn Ihre erlauchte Familie nicht will, daß Sie einen andern nehmen sollen. Wenn der Hof ihm einen Titel giebt, dem Range gemäß, wozu er ihn zu bestimmen scheint, was wird denn der Herr B.... so Abschreckendes haben, daß Sie sich vor einer Verbindung mit ihm so fürchten?“ — „Was er haben wird?“ erwiederte ich; „nein, was er schon an sich hat; seine Unsauberkeit, sein tückisches und ungeschliffenes Benehmen, sein Geiz, seine Häßlichkeit, seine niedrige Geburt, sein schlechter Geschmack.... Pergament und Titel und Ordensbänder, können die seine Person weniger unedel machen, ihm beßere Erziehung verschaffen? Wollte man ihn auch in Purpur kleiden, man würde nie etwas anderes, als einen Edelmann aus dem Pferdestall aus ihm machen. Übrigens, wenn Sie ihn so vortreflich finden, wenn Sie überzeugt sind, daß eine Frau nur mit ihm glücklich sein kann, heirathen Sie

selbst ihn, ich werde Ihnen ihr Glück nicht beneiden." . . . Kaum hatte ich diese letzten Worte ausgesprochen, als die Thüre aufging und Herr B*** hereintrat. Hatte er, nach seiner beliebten Art, unsere Unterredung durch das Schlüsselloch mit angehört, so war er für seine Neugierde tüchtig bezahlt worden; aber ein Mann, wie er, ließ sich durch eine solche Kleinigkeit nicht abschrecken. Madame Delorme lenkte geschickt das Gespräch auf einen anderen Gegenstand, und sprach nicht mehr von meiner Heirath. Man dachte nun nur daran, mich ins Kloster zu bringen. Dies schien mir eine Wohlthat zu sein, wenn ich bedachte, was ich eigentlich, nach dem Wunsche meiner Feinde, wählen sollte. Madame Delorme, da sie mir den Tag unserer Abreise bestimmte, hielt mir eine schöne Predigt, um mir zu beweisen, daß, da ich mein ganzes Unglück einer Unvorsichtigkeit zuschreiben müßte, ich, weit entfernt es zu mildern, es nur noch vergrößern würde, und mich

ohne Rückkehr ins Verderben bringen müßte, wenn ich in meinen alten Fehler verfiele, und ihren Rath und die Befehle, die sie zu ertheilen Auftrag habe, nur einen Augenblick nicht befolgte. „Hüten Sie sich ja," sagte sie, „das Geheimniß Ihrer Geburt irgend einer der Nonnen oder Kostgängerinnen anzuvertrauen: alle müssen glauben, daß Sie meine Tochter sind. Bedenken Sie wohl, daß Sie sorgfältig von denen, die Sie jetzt auf die Probe stellen, beobachtet werden, daß sie genau jede unvorsichtige Äußerung, die Ihnen entschlüpft, erfahren werden, und daß, wenn Ihre Eitelkeit oder Ihr Leichtsinn Sie noch einmal Ihre Versprechungen und Ihre Pflichten vergessen läßt, Sie alsdann für immer der Zärtlichkeit und den Umarmungen Ihres Vaters entsagen müssen, daß Sie für immer alsdann der Gnade und der Wohlthaten des Königs, des schimmernden Glanzes, der Ihnen bestimmt ist, verlustig sind, um verborgen im Kloster zu leben."

Der festgesetzte Tag erschien endlich. Madame Delorme wollte, daß Herr B*** uns begleiten solle. Ich ging nicht gern ins Kloster; aber dennoch schien mir der Weg unerträglich lang. Glücklicherweise schlief und schnarchte Herr B*** den größten Theil der Reise, und schenkte mir so die Hälfte der Strafe. Beim Herausfahren aus Louhans, warfen wir um, ich ward allein beschädigt, und erhielt eine leichte Wunde am Kopfe; das hinderte mich indeß nicht, mich über den Schrecken, die Gebehrden und das Schreien des Herrn B*** lustig zu machen, der ganz erstaunt war, daß er nicht sein Leben eingebüßt hatte. Ich sagte ihm darauf: „dies sei ein neuer Beweis, daß das Gute nicht immer im Schlaf komme.“ Er glaubte, daß ich auf unsern Unfall anspiele, und fand meine Bemerkung sehr geistreich und artig.

Sobald wir nur zu Chalons an der Saone angekommen waren, ward ich zu den Nonnen im Marienkloster gebracht. Es war

am 8ten September im Jahre 1773, drei Monat nach meiner unseligen Entführung. Die Delorme ermangelte nicht mich aufs Neue zu bitten und mir ihre Lehren zu wiederholen. Sie willigte ein, mehrere Briefe anzunehmen, die sie selbst meinem Vater, meiner Mutter, dem Könige, Madame Elisabeth, Rousseau und Herrn Jacquet überbringen wollte. Sie stellte mich den Nonnen vor als ihre Tochter, wie sie mich zu empfangen ans Gitter kamen; aber weit entfernt sie meine Mutter zu nennen, behielt ich gegen sie einen befehlenden Ton, der so wenig zu dem gewöhnlichen Gehorsam eines Kindes von meinem Alter paßte, daß Madame Delorme sehr unzufrieden fortging, und daß niemand im Kloster ihrem Vorgeben, daß sie meine Mutter sei, Glauben beimaß. Sie empfahl mehrere Mal den Ältesten im Kloster, mit der größten Sorgfalt darauf zu sehen, daß ich an niemand schreiben, noch mit irgend jemand sprechen könnte. Herr B***

allein ward von diesem strengen Gesetze ausgenommen, und er konnte auf der Stelle den Werth dieses Vorrechts schätzen, denn er war bei diesem artigen Compliment zugegen, aber er konnte auch aus den Gesichtern, die ich schnitt, und aus dem spöttischen Lächeln meiner Gespielinnen schließen, daß ich diese Erlaubniß nie mißbrauchen würde. Als Madame Delorme mich verließ, empfahl sie mir aufs Neue die größte Vorsicht, und ich ermahnte sie, meine Aufträge und die Befehle die ich ihr gegeben hätte, auszurichten. Bei diesem Worte Befehle, das mir so gewöhnlich war, und mir, ich gestehe es, entschlüpfte, runzelte meine Erzieherin die Stirn, und alle Nonnen horchten hoch auf. Madame Delorme war zu fein, um diesen Ausdruck weiter zu berühren; aber sie ging sehr ungehalten fort. Noch ehe ich ins Innere des Klosters einging, hatten alle Nonnen und Kostgängerinnen die Wahrheit schon entdeckt, oder wenigstens den Betrug geahnet. Fol-

gender Brief von der Madame Jeanne Marie Foly, der Priorin dieses Klosters, den sie mir einige Jahre später schrieb, und der im Archiv des Gerichts zu Louhans niedergelegt ist, kann zeigen, wie die Bewohnerinnen des Klosters, gleich beim ersten Anblick von mir dachten. Hier ist ein Auszug daraus:

„Der achte September des Jahres 1773 war der Tag, an dem Sie unser Kloster betraten. Trotz Ihrer zarten Jugend, muthmaßten wir gleich aus Ihrem edlen Betragen, aus Ihren Manieren, aus Ihrem ganzen Wesen, aus dem Ton der großen Welt, daß der Name einer Demoiselle Delorme nur dazu dienen solle, Ihre vornehmen Eltern zu verhehlen. Wir bemerkten, daß die Dame, die sich Ihre Mutter nannte, nicht den Ton einer solchen annahm, und daß Sie nicht gegen sie so gehorsam waren, wie Kinder in dem Alter es zu sein pflegen.“

„Ihre Armbänder fielen uns zuerst auf, und die Bildnisse daran, noch mehr als die

kostbaren Diamanten, womit sie reich besetzt waren, bestärkten uns in unserer Muthmaßung, daß Sie von einer sehr vornehmen Familie abstammen müßten. . . . Sie werden sich daran erinnern, Madame, daß, während des Monates, den Sie in unserem Kloster zubrachten, in unseren Erholungsstunden, wenn Sie zugegen waren, man oft mit Ihnen von Paris und vom Hofe sprach, und daß Sie immer antworteten, als ob Ihnen die Gesellschaft der Götter der Erde nicht fremd sei. Erinnern Sie sich wohl noch daran, wie Sie uns eines Tages so artig von einer Jagdparthie des Hofes, der Sie mit beigewohnt hatten, erzählten, und daß, bei derselben Unterhaltung, als Sie Ihr Taschenbuch, von blauer Seide, reich mit Silber gestickt, hervorzogen, Ihnen die Worte entschlüpften: Ich habe es von dem Prinzen . . . .

„Wenn die Artigkeit uns nicht erlaubte, Sie nach dem Ringe von Gold und Silber

zu fragen, den Sie immer trugen, da Sie sonst andere Ringe von Werth nicht achteten, worauf das Wappen der Bourbon sich befand, wie auf Ihrem Petschaft, wenn wir nicht nach Ihrer Uhr fragten, und nach dem italiänischen Namenszuge, der sich in Ihrem Buche von der Nachahmung Christi eingedruckt fand; nach dem Ungehorsam gegen Madame Delorme, die, als sie von Paris zurückkam, Sie aus unserm Hause fortschaffen wollte: so konnten Sie sich doch wohl vorstellen, daß alles dies unserer Aufmerksamkeit nicht entging, und daß es nur zur Bestätigung der Muthmaßung diente, die sich allmählich verbreitete: daß Sie die Tochter des Prinzen von Conti wären, und daß Ihre Mutter eine italiänische Prinzessin sei."

Nach drei unruhvollen Monden, während welcher ich stets in Angst und krank gewesen war, war mir Ruhe nöthig, um mich von allen ausgestandenen Mühseligkeiten zu er-

holen. Ich mußte mich sammeln, um das, was vorgegangen war, zu bedenken, um meine gegenwärtige Lage zu betrachten, und die Zukunft, die vor mir lag. Die Stunden der Einsamkeit und des Nachdenkens, die uns von den Andachtsübungen im Kloster übrig blieben, brachte ich damit hin, mich mit meinen Empfindungen, meinen Besorgnissen und Hoffnungen zu beschäftigen. Ich wiederholte in meinem Gedächtnisse, das mir immer sehr treu war, alles, was ich mit Madame Delorme gesprochen hatte. Ich wiederholte mir alles, ohne den Zauber ihrer Beredsamkeit, ihrer Mienen und Thränen, um, was sie mir gesagt hatte, genau zu erwägen. Man denke wie schnell die Stunden des Nachdenkens, in denen so viele andere sich langweilten, mir vergingen. Die zur Erholung bestimmte Zeit, verfloß eben so rasch. Ich fand in diesem Hause Gespielinnen von gleichem Alter mit mir; sie hatten auch ihre Noth; sie bemerkten meinen Kummer und meinen Trübsinn,

und suchten mich zu zerstreuen, indem sie mir ihren eignen Kummer entdeckten. Wie kleinlich erschien mir was sie bekümmerte, im Vergleich mit dem was ich litt! Ein Kleid, ein Schmuck, eine kleine Reise, die man ihnen nicht bewilligt hatte, das war es, worüber die meisten unter ihnen sich beklagten. Ich tröstete sie so gut ich konnte, und sagte ihnen: daß ich bei solchem Unglück mich sehr glücklich fühlen würde! Meine Erzieherin hatte mich wegen der Folgen der geringsten Unvorsichtigkeit so in Angst gesetzt, daß ich stets auf meiner Hut war, und bei jedem Worte, welches ich aussprach, zitterte, weil ich mich zu verrathen fürchtete. Wie wäre es aber möglich gewesen, mitten unter jungen, neugierigen Mädchen, die immer Lust hatten mich zu fragen, durch meine freimüthige oder ausweichende Antworten, nicht oft Gelegenheit zu Vermuthungen zu geben. Eine sprach mit mir vom Hofe; die andere von meinen Lehrern; die, von meinen Büchern,

von meinen Edelsteinen, von den kleinen Portraits die ich trug; jene, von meinem Aufenthalt in Paris, und von der Art wie ich dort meine Zeit zubrachte. Die Nonnen, die bei allen unsern Gesprächen zugegen waren, merkten alles, vergaßen keines meiner Bekenntnisse, und combinirten sie. Ich hätte Madame Delorme mit aller ihrer Gewandheit, ihrer Verstellungskunst und ihrer Falschheit auffordern können, im Marienkloster, oder in irgend einem andern, lange ein wichtiges Geheimniß zu bewahren. Ein Mädchen von eilf Jahren, von Kindheit auf daran gewöhnt offen und frei zu sprechen, war die wohl dazu im Stande? Und wenn ich nie durch irgend ein unvorsichtiges Wort mich verrathen hätte, meine Wäsche, die mit einem gekrönten M gezeichnet war; meine Kleider, meine Erziehung, die wenigen Diamanten die man mir gelassen hatte, meine Bücher, von denen die meisten an Ihro Gnaden, die Gräfin von Mont-Cair-Zain dedicirt

waren, der Ring, worin die Anfangsbuchstaben der Namen des Prinzen von Conti und der Herzogin von *** waren, alles mußte mich verrathen. Mein blaues Band, daß ich unter meinem Kleide trug, war nicht mehr sichtbar; ich sorgte aber dafür, daß zwischen den Schnüren meines Leibchens die Medaille, die daran befestigt war, zu sehen kam. Die Bildnisse meines Vaters und meiner Mutter auf dieser Medaille und den Armbändern, hätten die nicht mein Geheimniß verrathen? Man konnte die Tochter des Prinzen von Conti wohl zwingen zu schweigen; aber nicht zu betrügen. Ich hatte meine Geschichte niemand erzählt, und alle die um mich waren glaubten doch fest, daß ich eine Prinzessin von Geblüt sei, und nicht die Tochter der Madame Delorme. Indeß war man so fein und artig, und stellte sich, als ob man das nicht wüßte, was ich, aus so vielen Ursachen, verheimlichen zu müssen glaubte. Alle meine Gespielinnen achteten meine Thränen und mei-

nen Schmerz; ja, sie gingen so weit in ihrer Artigkeit, daß sie von nichts mit mir sprachen, als von dem, woran ich gern dachte, von den Festen in Versailles und zu Fontainebleau. Wenn mir irgend ein Wort entfiel, das die Muthmaßung, die sie über meine Geburt hatten, zu bestätigen schien, so sahen sie einander an und seufzten.

Das Geburtstagsfest der Priorin entriß mich auf einige Augenblicke meinen traurigen Gedanken. Diese Frau, die alle Tugenden ihres Standes besaß, ohne irgend etwas von dem Lächerlichen an sich zu haben, ward im ganzen Kloster geliebt und geachtet, so wie sie es verdiente. Ihre Tugend, ihre treflichen Eigenschaften, machten bald, daß ich, wie alle anderen, ihr ergeben war. Mit der innigsten Zufriedenheit, ergriff ich eifrig diese Gelegenheit, ihr den gerechten Tribut meiner Achtung und meiner Dankbarkeit zu zollen. Ich verfertigte mehrere Couplets, die meine Gespielinnen so gefällig waren zu singen, und

ich blies mit Mademoiselle de la Pelloniere ein Stück, das ich für die Flöte componirt hatte und das die Priorin recht hübsch zu finden gütig genug war. Ich nahm mir vor Jean Jacques einen Theil des Lobes, das ich erhielt und das ihm gebührte, zurückzugeben, denn ich hatte einen Beweis meines Gedächtnisses und meines Talents gegeben; aber, ach! ich sollte ihn nicht wiedersehen! Wie tief mußte sein liebendes, gefühlvolles Herz durch die Nachricht von meinem unglücklichen Tode erschüttert werden! Mein Lehrer, war dein Schmerz dem deines Zöglings gleich, als die Nachricht ankam, daß du gestorben seist? Wie bitter und herbe mußte er sein! Wie tief fühlte ich damals, wie nothwendig es mir sei, den tröstenden Glauben an ein künftiges Leben, wo zartfühlende Seelen sich ewig lieben sollen, zu Hülfe zu rufen! In deinen Lehren habe ich den Muth gefunden, die entsetzlichsten Leiden zu ertragen. Wie oft mußte ich mich an sie

erinnern, um meine Eltern, meine Beschützer, meine Freunde zu überleben! Nein, die Hoffnung des unterdrückten Gerechten kann und wird nicht getäuscht werden! Nein, nicht umsonst sage ich mir, indeß ich dein Grab, das ich immer vor mir sehe, mit Thränen benetze, daß mit einem solchen Manne nicht alles sterben könne, und daß unsere Seelen in der Wohnung des Friedens und der Unschuld ewig vereint sein werden. Bedaure nicht die Thränen, die du meinem vermeinten Tode schenktest; ich war für dich schon wirklich todt, und meine Thränen, die nicht aufhörten zu fließen, so oft ich deiner gedachte, so oft ich mich deines Wohlwollens, deiner Liebe erinnerte, beweisen, daß ich würdig war von dir betrauert zu werden.

Ich hatte noch einige Hefte von der Composition des Verfassers des Devin du Village, die er eigenhändig geschrieben hatte; er war auch so gütig gewesen, für mich die ersten Anfangsgründe der Mathematik auf-

zusetzen, und zu Anfang derselben stand: Zugeeignet Ihro Königl. Hoheit der Gräfin von Mont=Cair=Zain, von Jean Jacques Rousseau, Bürger zu Genf. Man wird leicht glauben, daß meine Gespielinnen diese Dedikation bald bemerkten, darüber sprachen und mich oft durch ihre Fragen in Verlegenheit setzten, denn ich wollte weder die Wahrheit, noch mein Geheimniß verrathen. Kaum war ich in dem Kloster zu mir selbst gekommen, als ich versuchte, was ich schon vergebens seit meiner Entführung versucht hatte, ein Gemälde meiner Leiden an den König, an meinen Vater, meine Mutter, an den Marschall von Soubise, an meinen Bruder, an die anderen Prinzen von Geblüt, die mich gekannt hatten, an alle meine Lehrer und Freunde zu überschicken; aber es war mir eben so unmöglich, als bei Herrn B***, die Wachsamkeit meiner Hüter zu hintergehen. Alle Briefe, die ich der Pförtnerin übergab, brachte diese ohne Barmher=

zigkeit zur Priorin, die sie mir unerbrochen zurückgab, indem sie mich auf ihre Befehle, die sie in meiner und aller Klosterbewohner Gegenwart erhalten hatte, verwies. Ich wagte es nicht, irgend jemand mein Herz zu entdecken; keiner von meinen Gespielinnen durfte ich meinen Kummer anvertrauen; die Folgen einer Unvorsichtigkeit konnten für mich so traurig sein, daß ich viel zu ängstlich war, irgend ein lebendes Wesen um Hülfe zu bitten. Ich sah keine Leute sonst, als die im Kloster lebten. Der Herr B*** war der einzige, an den ich schreiben durfte; aber diese Erlaubniß war unnütz, denn ich wollte keinen Gebrauch davon machen. Aber er machte es nicht so. Eines Abends, als wir zusammen im Garten saßen, brachte man mir einen Brief; hurtig und neugierig las ich die Aufschrift. Ich glaubte nichts mehr lesen zu können. Meine Augen füllten sich mit Thränen, mein Herz ward gepreßt, convulsivische Bewegungen durchzuckten meine Brust;

meine Knie 'wankten, und ich wäre vor Schmerz und Zorn in Ohnmacht gefallen, wenn meine Gespielinnen mich nicht gehalten hätten. Sie lasen die Aufschrift, und beklagten mein Unglück. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß man an mich schrieb: An Mademoiselle Delorme. Nichts mehr von Prinzessin, von Hoheit, nicht mehr Mont=Cair=Zain u. s. w., und derjenige, der zuerst so an mich schrieb, wollte mir gefallen, wollte mich heirathen! Indem er mir auf diese Art eine grausame Probe vom Verlust meines Standes gab, wollte er mir Anhänglichkeit für seine verhaßte Person einflößen. So wie ich nur die Aufschrift gelesen hatte, wollte ich den Brief zerreißen, aber mehrere meiner Gespielinnen bemerkten, daß dies sehr unvorsichtig sein würde, da der Brief vielleicht sehr wichtige Dinge für mich enthalten könnte. Ich entschloß mich daher, das langweilige Paket zu durchlaufen; aber ich wollte dies Fest nicht allein für mich ha=

ben. Um meinen Gespielinnen zu zeigen, wie ich die Briefe, Ansprüche und die Person des Herrn B*** selbst achtete, wollte ich, daß sie zuhören sollten. Das war es gerade, was sie wünschten, und wir hatten noch nicht die erste Seite dieses herrlichen Briefes gelesen, als ich meinen Unwillen und meinen Zorn vergaß, um über die Dummheiten zu lachen. Wir hätten einen ganzen Tag nöthig gehabt, die Sprachfehler, die langweiligen Wiederholungen, die lächerlichen Ausrufungen und die noch tolleren Anmaßungen des Herrn B*** zu verbessern, der unverschämt genug war, mir zu versichern, daß zu seinem und meinem Glücke nichts fehlen würde, wenn wir nur erst mit einander verbunden wären. Das Alles war in altfränkischen Wörtern und Redensarten, die er oft nicht recht verstanden hatte, vorgetragen, und Perioden wanden sich durch zwei bis drei Seiten, deren Sinn und Absicht man nicht errathen konnte .... Gott weiß, wie sehr wir

im Kloster uns auf Unkosten des Herrn B*** lustig machten! Der Liebesbrief ging von Hand zu Hand, und ich weiß nicht, wo er blieb, denn ich kümmerte mich nicht darum.

Um das Maaß seiner Höflichkeit voll zu machen, hielt der Herr B*** es für gut, mich zu besuchen. Kaum hatte er seinen Namen genannt, als ein allgemeines Gelächter entstand, und ich erfuhr erst, daß er mich sprechen wolle, durch das Freudengeschrei meiner Gespielinnen, die mir zuriefen: „Kommt, wir wollen Herrn B*** sehen. Wir wollen hören, ob sein Gespräch eben so interessant ist, als sein Briefchen.“ Ich hatte wirklich allen versprochen, ihnen das Original zu zeigen, dessen Briefe sie nur noch kannten, wenn er jemals im Sprachzimmer sich zeigen sollte. Wir standen also alle dem Feinde gegenüber. Er verlor die Fassung nicht. Nach einigen sehr ungeschickten Complimenten setzte er sich ohne Umstände, und behielt seinen Hut auf dem Kopfe. Er schwatzte und schwatzte,

und wenn der Strom seiner Beredsamkeit abbrach, so gestikulirte und spielte er mit einem großen, dicken Stocke, dem man es noch ansehen konnte, wie er die Reise nach dem Kloster gemacht hatte. Der theure Mann hatte neun Meilen zu Fuß gemacht, um meine schönen Augen zu betrachten, oder, wie wir späterhin sehen werden, meiner Casse wegen. Eine meiner Gespielinnen entwarf schnell eine Zeichnung von seiner Figur, um, wie sie sagte, mein Glück zu beschleunigen, und mir die Copie zu geben, bis eine glückliche Heirath mir das Original verschaffte. Eine andere trat zu mir uud sagte schelmisch: „Ist es denn wirklich der Ernst des Herrn, daß er dich heirathen will? Ich denke doch nicht heute schon. Wahrhaftig, du mußt ihn recht artig behandeln. Er kommt so weit her, er muß recht müde sein! Gewiß, ich habe Mitleid mit ihm, und das Wort Mitleid sprach sie mit dem zweideutigsten Tone. Der Bräutigam verlor seine Fassung nicht; er

hielt tapfer dies Feuer aus, mit unerschütterlicher Ruhe; endlich, als man ihn genug betrachtet, genau von Kopf bis zum Fuß gemustert hatte, gab eine der Mädchen das Zeichen zum Rückzuge mit den Worten: wir wollen sie allein lassen, im Augenblick einer so zärtlichen Zusammenkunft muß man sich so viel zu sagen haben! Ja, ich bin auch dafür, sagte eine andere, den schmutzigen Wanderer ansehend, denn es riecht hier . . . . und mit lautem Gelächter eilte der Schwarm der jungen Mädchen fort.

Als ich mit dem Menschen allein war, sagte ich ihm, was sein Brief für einen Eindruck auf mich gemacht, was ich damit vorgenommen hatte, und fragte ihn, ob er meinen Namen nicht wüßte. Er stammelte den der Madame Delorme her. Ich erklärte ihm, daß ich weder seine Briefe, noch seine Besuche wolle; daß mein Alter, mein Stand, meine Erziehung, mich gegen seine lächerlichen Absichten hätten schützen sollen; daß aber,

wenn diese Beweggründe ihm nicht hinreichend schienen, er noch den einer entsetzlichen Abneigung hinzufügen könne; und so, ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen, entfernte ich mich.

Kaum war ich hineingetreten, so umgab mich auch die leichtfertige, summende Schaar junger Mädchen aus dem Kloster: das war ein Geschwätz, ein Gelärme! Wie artig beträgt sich dein junger Bräutigam. Gerechter Gott, welch ein Stutzer! Das ist eine Lust, eine rechte Carnavalsposse! Wie heißt der Irokese? Woher kommt er? Wo ist sein Schloß? Eine der lustigsten Mädchen rief: hat er Zugbrücken an seinem Schlosse? — Warum fragst du das? — Weil meine älteste Schwester einen Herrn geheirathet hat, der auch Zugbrücken an seinem Schlosse hat. Jedes Mal, wenn man meine Schwester sehen will, läßt er die Brücke aufziehen. Hüte dich ja vor den Zugbrücken! Ich hatte diese Spöttereien nicht erst nöthig, den Menschen

zu hassen. Meine Vernunft, meine Eigenliebe empörten sich bei seinem Namen, wie bei seinem Anblick. Ich konnte mich nicht überreden, daß der Hof und mein Vater mir meine Begnadigung nur durch meine Herabwürdigung zugestehen wollten; daß man in der That mich an ein so niedriges, lächerliches Wesen ketten wolle. „Nein,“ sagte ich, „nein, der zärtliche Vater, der mir so oft gesagt hat, daß ich zu seinem Glücke nothwendig sei, daß er lebe, um mich zu lieben, und der Thränen der Freude vergoß, als er mir die Schrift über meine Legitimation brachte, kann jetzt nicht diesen Befehl zum Verderben und zur Beschimpfung seiner Tochter geben! Er hat mich zu sehr geliebt, als daß ein, für mein Alter und meine Lage so verzeihlicher Fehler, mir in solchem Grade seinen Zorn und seinen Haß zuziehen könnte!“ Ich ergriff darauf das Bild meines Vaters, küßte es heftig, benetzte es mit meinen Thränen, und redete meinen

Vater an, als ob er gegenwärtig wäre. Ich bat um Verzeihung für meinen unfreiwilligen Fehler, und rief: „nein, du kannst meine Verzweiflung, meinen Tod nicht wollen!"

Nicht nur bei Tage war ich immer mit meinem Vater beschäftigt, auch in der Nacht, wenn ich vom Weinen müde auf einen Augenblick einschlummerte, sah, hörte und sprach ich ihn. Niemals war ich leichtgläubig genug, um an Träume zu glauben, oder, wie schwache Geister, etwas daraus schließen zu wollen. Jean Jacques hatte mich längst gegen solche Täuschungen und Hirngespinste gesichert; doch kann ich nie den Eindruck vergessen, den ein Traum auf mich machte, der mir ganz das Schreckliche meiner Lage zu enthüllen schien. Noch jetzt, da ich ihn erzähle, klopft mir das Herz, und Todeskälte läuft durch meine Adern.

Ich sah meinen Vater auf dem Krankenbette. Ihn umgaben Todtenlampen, und er schien seinen Geist aufgeben zu wollen; mein

Bruder kniete vor ihm und schien umsonst Verzeihung zu erbitten; meine Erzieherin, ganz schwarz gekleidet, weinte, meine Mutter näherte sich dem Sterbenden, um sein letztes Lebewohl zu hören. Ich sah meinen Vater in diesem fürchterlichen Traume; er erhob sich aus dem Grabe, warf einen schrecklichen Blick auf meine Erzieherin, meinen Bruder und meine Mutter, und rief: gebt sie mir wieder, daß ich sie noch vor meinem Ende sehe! Ich wollte ihm in die Arme eilen; mein Vater! mein Vater! mein Vater! rief ich, als ich aufwachte und noch eine ganze Weile nachher wachte, und es blieb mir von diesen traurigen Erscheinungen nichts, als das Entsetzen, das sie mir eingeflößt hatten. Mein durchdringendes Geschrei weckte die Demoiselle Ligeret, die in meinem Zimmer schlief, sie suchte mich zu beruhigen, aber als ich ihr meinen furchtbaren Traum erzählte, ward sie fast von demselben Entsetzen ergriffen, und nur mit Schaudern hat sie mich nachher an diesen

son=

sonderbaren Vorfall erinnert. Wir brachten einen Theil der Nacht damit hin, über diesen Traum zu sprechen, und über die Personen, die ich darin gesehen hatte. Mademoiselle Ligeret war eben so vernünftig als gefühlvoll; ihre aufrichtige Freundschaft war mir Bürge für ihre Verschwiegenheit. Ich glaubte es dem zärtlichen Antheil, den sie an meinem Geschicke nahm, schuldig zu sein, ihr einen Theil meiner Geschichte zu erzählen. Ich staunte nicht wenig, als sie mir sagte, daß meine Herkunft kein Geheimniß im Kloster sei, obgleich man die Ungnade, worein ich gefallen sei, nicht den Ursachen, die ich angegeben hätte, zuschrieb! Worte, die mir immer, ohne daß ich daran dachte, entschlüpften, hatten mich lange verrathen. Man hatte gehört, daß ich sagte: der Prinz mein Vater, der Temple, meine Kammerfrauen, mein Goldstoff, mein Busch von Diamanten, meine Jagd, mein Exercierhaus, meine Werkstatt, der

Prinz mein Bruder, meine Erzieherin. Dies, so wie noch manches andere, machte, daß alle um mein Geheimniß wußten. Die Antwort hätte mich, so scheint es mir, betrüben sollen; sie machte mich aber im Gegentheil muthig zur zweiten Unvorsichtigkeit, über welche ich mir schon Vorwürfe machte; man kann es mir nicht als Verbrechen anrechnen, sagte ich zu mir selbst, weil ich der Mademoiselle Ligeret nur Sachen erzähle, die alle schon wissen, ohne daß ich mit jemand davon gesprochen habe. Soll ich es gestehen? Es war eine Art von Triumph für meine Eigenliebe, daß selbst die jüngsten Mädchen im Kloster auch nicht einen Augenblick das Vorgeben der Madame Delorme, daß sie meine Mutter sei, für wahr gehalten hatten. Ich war so jung! Bis dahin hatte ich noch keinen Vertrauten gehabt, als meinen Vater. Seitdem man mich von ihm fortgerissen hatte, fühlte ich erst recht das Bedürfniß einer liebenden, gefühlvollen Seele,

der ich meinen geheimen Kummer anvertrauen könnte. Heilige Freundschaft, erst im Unglück lernt man recht deinen Werth kennen! Der Mademoiselle Ligeret verdanke ich es, daß ich deine Wohlthaten kennen lernte! Sobald wir durch wechselseitiges Vertrauen näher mit einander verbunden waren, schien mir die Last meines Schmerzes leichter zu ertragen! Mademoiselle Ligeret trug die Hälfte meines Kummers, und ließ mich Theil nehmen an ihren Freuden, die ihr die Anhänglichkeit einer Familie, von der sie angebetet ward, verschaffte. Mit welchem Vertrauen überließ ich mich dem Zauber eines Gefühls, das meinem Herzen ganz neu war! Kaum kostete ich aber das Angenehme desselben und versprach mir davon die glücklichsten Folgen; als man mir ankündigte, daß Madame Delorme im Sprachzimmer sei und mich sprechen wolle.

Meine Erzieherin, die ihren Vortheil nicht Einen Augenblick versäumte, wollte eine Reise

nach Paris machen, ohne Zweifel, um mit meinen Feinden meinen völligen Untergang zu verabreden, und um den Theil meiner Beute, der ihr zukam, abzuholen. Ich achtete nicht darauf, daß sie meine Gesinnung gegen Herrn B*** ausforschte, noch daß sie mir Vorstellungen über die unmanierliche Art machte, wie ich ihn empfangen hatte. Ich erklärte ihr, daß ich vollkommen überzeugt sei, daß mein Vater die Verfolgungen dieses Menschen nicht billige, daß ich zu allem entschlossen sei; daß ich kein Mittel unversucht lassen würde, um einer Heirath mit einem solchen Nichtswürdigen auszuweichen. „Sie wollten, daß ich in dies Kloster gehen sollte, gut denn; ich erkläre Ihnen, daß ich so lange darin bleiben will, bis ich meinen Vater wiedersehen darf. — Ich bringe Ihnen Nachrichten von ihm, ich muß Sie noch mehr betrüben . . . . . — Sparen Sie das, ich weiß, daß Sie mir nur Unglück verkündigen können. — Wie, da ich Ihnen meine

Zeit, meine Nachtwachen, meine Sorgfalt und meine Gesundheit aufopfere, verdiene ich es, so von Ihnen empfangen zu werden? Ich eile herbei, Sie zu trösten, und Sie setzen mich in Verzweiflung!"

Sie wollte mich wieder nach ihrer gewöhnlichen Art behandeln, aber ich unterbrach sie mitten in ihren Exklamationen, und sagte ihr hart: „Sparen Sie diese Grimassen, sie sind jetzt nur unnütz! Ich habe, seitdem ich hier bin, diejenigen kennen gelernt, die sich gegen mich verschworen haben; fangen Sie damit an, darum bitte ich Sie, den Befehl, der mir allen Briefwechsel mit meinen Eltern untersagt, aufzuheben, oder beweisen Sie, daß Sie wirklich einen solchen Befehl erhalten haben, so wie Sie vorgeben. Ich erkläre Ihnen, daß ich dies Kloster nicht verlassen werde, bis Sie mir einen Befehl vom Könige oder von meinem Vater zeigen. Schikken Sie mir daher nur meine Winterkleider." Ich sagte ihr noch einiges in demselben Tone.

Darauf eilte ich in mein Zimmer, um meinen Gespielinnen Rechenschaft von meiner Festigkeit und von der Wirkung zu geben, die sie auf die Delorme gemacht hatte, die, bleich und zitternd, mir nicht zu antworten wagte.

Sie hatte die Priorin, Madame Demandelot, rufen lassen, die mit mehreren Nonnen ins Sprachzimmer ging. Während meiner Abwesenheit hatten sie eine sehr lange Conferenz, und am Ende derselben umarmte mich die würdige Priorin und sagte: sei ruhig, mein Kind, alles wird gut gehen. Die Nonnen und die anderen Mädchen erfuhren bald, wie ich meine angebliche Mutter empfangen hatte; alle lobten meinen Muth und meinen festen Charakter, aber von allen Glückwünschen, die ich erhielt, war mir keiner angenehmer, als der von der Mademoiselle Lisgeret; sie kam auf mich zu, drückte mir die Hand, umarmte mich und sagte: noch eine Scene der Art, und Sie sind gerettet! Ich selbst war über die Energie, die ich gezeigt

hatte, erstaunt; sie war zum Theil das Werk meiner Gespielinnen, und hauptsächlich der Mademoiselle Ligeret; auch dankte ich ihr für den Erfolg, den mir alle weissagten. Ich hatte in der That die Delorme in Angst gesetzt, wie folgender Brief zeigt, den sie noch an demselben Abend schrieb.

An Madame Leblanc, erste Kammerfrau der Gräfin von Mont-Cair-Zain, in ihrem Palais, in der Straße Clery.

Lons-le-Saunier, den 8 Oktober, 1773.

„Fast alles ist verloren, liebe Leblanc, wir können nichts mehr erfinden. Die Kleine hat ihren alten Geist wieder. Ich will die Post dieses Abends noch benutzen, um Dir Nachricht davon zu geben; benutze Du dieß, ich rathe es Dir, Deine Abreise zu beschleunigen. Verliere keine Zeit, um in Paris alles zu verkaufen, was ich Dir, auf Befehl des Prinzen, vom Nachlaß seiner Tochter gegeben habe. Verschaffe Dir geschwinde einen Paß; reise ab, und setze Dich in Sicherheit gegen

alle Nachsuchungen, die er anstellen wird. Besteht dies kleine Trotzköpfchen noch darauf, daß ich das Opfer sein soll, so bin ich verloren, weil ich ihr gut bin. Ich hielt zu Chalons an, um sie abzuholen; ich ließ sie ans Sprachgitter rufen, ehe ich das Kloster verließ. Entschlossen fing die Kleine damit an, daß sie mich fragte, mit ihrem festen, imponirenden Tone, warum ich mir erlaubte, sie aus dem Kloster wegzubringen. Darauf sagte sie mir, daß der Herr B.... höchstens zu ihrem ersten Kammerdiener gut genug sei, daß ihr Gemahl, der kleine königliche Prinz sein müsse... „Heirathen Sie," sagte sie zu mir, „Ihren Herrn B.... Wenn man sich gegen sie verschworen habe, so wolle sie nicht mit eingehen; sie werde nie mit meinem Namen sich unterzeichnen," sagte sie keck u. s. w. Darauf fügte sie hinzu: „obgleich mein Bruder meinen Vater nicht liebt, so wird er mir doch helfen, weil ich ihn immer noch liebe.

. . . . Er kann nicht umhin, für mich zu bitten, weil ich oft für ihn gebeten habe . . . Dies kleine Rotznäßchen beruft sich gar auf meine Lehren; „ja," sagte sie, „Sie glauben also, daß ich vergessen habe, wie oft Sie selbst mir gesagt haben, daß ich mir seine Freundschaft und Achtung erwerben, daß ich dem Vater recht sehr viel Gutes von ihm sagen solle, und ihn dahin zu bringen, ihm zu verzeihen. . . . Nun wohl denn! er muß dasselbe jetzt für mich thun, da ich in Ungnade gefallen bin!" . . . .

„Gewiß haben die Betschwestern in diesem Kloster ihr das eingegeben. Kurz darauf, nachdem sie mir dieß gesagt hatte, erschien Madame Demandelot mit mehreren ihrer Nonnen, und sie lobten alle ihre Erziehung, ihre Talente, ihre Grundsätze . . . . Sie sprechen soviel von ihrer Erziehung, daß ich glauben muß, dieß kleine Ding hat ihnen gesagt, oder gezeigt, daß Rousseau ihr Lehrer gewesen ist. Kann ich

sie jemals wieder in meine Gewalt bekommen, so soll sie das schon vergessen, was sie von ihm gelernt hat; es wirkt zu sehr, und diese Kleine weiß es zu gut zu benutzen. Sie hat sehr gute Verse zum Geburtstag der Priorin gemacht. Das kleine Ding entfernte sich bald wieder von mir, mit den Worten: „Sie werden mir seidene Kleider und Pelze schicken, ich habe weiße Kleider genug, für die noch übrige Zeit des Herbstes. Sie sagte mir nicht ein Lebewohl, dankte nicht; nannte mich nicht Mutter, und glücklicher Weise, auch nicht ma bonne. Nun können Sie sich leicht vorstellen, wie wunderlich ich mit den Nonnen daran war, da ich gar nicht wußte, was unter ihnen vorgefallen sein mochte, und alles zu erfahren zitterte, so wie noch jetzt. Ich habe nicht einmal zu fragen gewagt: ob die Kleine an den Prinzen von Conti geschrieben habe; aber nach allem Anschein kommt es mir so vor, als ob sie viele Langeweile in

diesem Kloster habe. Sie hat eines von ihren Armbändern mit Diamanten zerbrochen, und sich sehr damit beschäftigt. Die Nonnen haben mir erzählt, sie wolle nicht wagen es nach Lyon zu schicken, weil das Bild eines Prinzen daran sei, sagte sie, „und das wolle die Kleine nicht herausgeben."

„Ich weiß jetzt nichts, wozu ich meine Zuflucht nehmen kann, als zu dem Herzen der Kleinen, es bleibt mir nichts übrig, als sie zu rühren. Ich habe diese Nacht das einzige Mittel, welches mir ausführbar scheint, ersonnen, wenn sie nicht zu viel geschwatzt hat. Ich werde ihr eine Frau mit der Post schicken, die sich für meine Wärterin ausgeben soll, um ihr anzukündigen, daß ich in den letzten Zügen liege. Ich weiß nicht, ob ich mir einen glücklichen Erfolg von diesem Mittel versprechen darf, vielleicht fürchtet sie, daß man ihr das Bild ihres Vaters nicht wieder zustelle. Im Kloster gefällt sie, man thut ihr alles zu Gefallen, und in ihrem Al-

ter vermögen Vergnügen und Lob alles. Wenn mir, als man die Sorge für die Wartung und Erziehung der Tochter dieses großen Prinzen von Geblüt mir übertrug, vorhergesagt wäre, daß ich jetzt eine solche Rolle spielen müßte, so hätte ich gern alle Reichthümer, die man mir versprach, fahren lassen. Ach! warum ließ man mich nicht meine Tochter beweinen! Wie wünsche ich mir meine ersten Thränen zurück! und wie quälen die Thränen, die der Prinz jetzt um seine Tochter vergießt, meine Seele! Sie war nicht dazu geschaffen, einer Schuld sich bewußt zu sein, liebe Leblanc; und doch kann ich dem Schafot nur durch eine Tugend entgehen, die bei diesem Kinde in ihrem Alter zu finden mich selbst in Erstaunen setzen würde. Glaube mir, benutze Deine Freiheit, denn nie werden die Prinzen von Conti es verzeihen, daß man sie betrogen hat. Ach! was würde der thun, der seine Tochter als seinen Abgott ansah? Möchte doch das Geschehene dem Grafen de la

Marche soviel Glück und Heil bringen, als es mir Qual verursacht! Lebe wohl, liebe Leblanc, möchte es nicht das letzte Lebewohl sein, das ich Dir in meinem Leben sage!" . . . .

Delorme.

„N. S. Laß dem Herrn Jacquet alle Kästchen und Mappen des kleinen Zimmers im dritten Stockwerk, bedenke, daß es nicht der Augenblick ist, hinter sich zu sehen; überdieß erzeigt er uns einen großen Dienst, daß er die Miethe übernimmt, ich fürchte nur, daß er sich keinen Dienst thut; laß daher alles, was in diesen . . . . . ist dort, und eben so die blauen Stühle, aus dem kleinen Cabinett, aus dem großen Zimmer unserer kleinen Prinzessin, und den Schreibtisch aus dem dritten *)."

*) Dadurch, daß Madame Delorme einen großen Theil der Möblen dem Herrn Jacquet ließ, wodurch sie ihn für den Verlust entschädigen wollte, den er etwa bei der Miethe erleiden könnte, habe ich die meisten Briefe, die ich anführe, bekommen; sie waren in den Schreibtischen liegen geblieben.

„Ich rathe Dir, Deinen Paß nicht unter Deinem Namen zu nehmen, und daher auch keine tiefe Trauer anzulegen.“

Die Delorme ging gleich daran, den Anschlag, den sie gemacht hatte, mich durch meine Herzensgüte ins Verderben zu locken, auszuführen. Ich verabredete eben mit meinen jungen Freundinnen die Mittel, meiner Familie heimlich Nachricht zu geben, von der üblen Art, wie meine Erzieherin mich behandelte, und von meinem unbezwinglichen Widerwillen, mich dem Ausspruch, für dessen Organ sie sich ausgab, zu unterwerfen. Schon hoffte ich die Wachsamkeit meiner Aufseher zu täuschen, meinen Vater zu erweichen, seine alte Zärtlichkeit für mich wieder zu erwecken, oder wenigstens mich nur bestimmten Befehlen, und solchen, die offenbar aus seiner Hand kamen, zu opfern, als die Priorin mich kommen ließ, mir anzukündigen, daß Madame Delorme mich zurückfordere, und daß sie mir die Thore des Klosters öffnen lassen

würde. Ich wollte Bemerkungen darüber machen, daß sie kein Recht über mich habe, weil ich nicht ihre Tochter wäre. „Es kommt mir nicht zu," versetzte sie, „zu untersuchen, ob diese Dame Ihre Mutter ist, oder nicht; sie hat Sie hierher gebracht, und fordert Sie zurück; ich kann niemand kennen als diese Dame; ihre Ansprüche auf Ihre Person sind unbestreitbar, mag sie sich mit Recht Ihre Mutter nennen, oder mag sie nur diejenige vorstellen, von der Sie ihrer Fürsorge anvertraut sind. — Ich muß aber wenigstens wissen, unter welchen Bedingungen man mich ihr übergeben hat," versetzte ich lebhaft. Vor mir und vor Ihnen muß sie durch die Befehle meiner Eltern sich rechtfertigen; das fordere ich, und wenn ich das nicht erhalte, so soll man mich lieber umbringen, als daß ich das Kloster verlasse. Wo ist sie? Ich will ihr meinen Willen ankündigen." Die Priorin ließ mich sogleich ins Sprachzimmer führen, indem sie mir sagte, daß ich dort nicht Madame De-

lorme finden würde, sondern eine Frau, die mich zu ihr führen solle. „Das gilt mir gleich," rief ich, „so soll sie wenigstens durch diese Frau meine Gesinnungen kennen lernen." Ich glühte vor Zorn und Unwillen. So das Kloster zu verlassen, in dem Augenblick, wo mir alles zu verkündigen schien, daß ich die rechten Fäden der gegen mich angezettelten Verschwörung auffinden würde, in dem Augenblick, wo durch einen Lichtstrahl das eitle Trugbild der Ungnade, dessen meine Verfolger sich bedienten, um mir die wahren Ursachen meines Verderbens zu verbergen, verschwinden sollte! Meine Gespielinnen zu verlassen, als ihre Liebkosungen mir ein Bedürfniß geworden waren, als ich ihren Trost, ihren Rath und ihre Freundschaft nicht mehr entbehren konnte, als meine Sache die ihrige geworden war, und sie gewissermaßen mit mir eins geworden waren! Welche gräßlichere Strafe konnte mich treffen, nachdem ich meinen Vater verlassen hatte? Und für wen

sollte

sollte ich einen Aufenthalt verlassen, wo mein Herz das einzige Vergnügen, das der Unglückliche haben kann, fand, das Vergnügen, seinen Schmerz Freunden anvertrauen zu können; für eine Frau, die, mit Wohlthaten von mir und meiner Familie überhäuft, mich einem elenden Tropf aufopfern wollte, dessen Bewerbungen anzuhören, sich die geringste meiner Kammerfrauen geschämt hätte! Ich hatte Psychens Ergebung, die den Felsen erkletterte, wo das Ungeheuer sie erwartete, bewundert; aber ich war fest entschlossen, nie ihrem Beispiele zu folgen. Mein Unwille, meine böse Laune, und mein Entschluß, das Kloster nicht zu verlassen, ward noch dadurch vermehrt, daß ich eins meiner Armbänder zerbrochen hatte, woran das Bild meines Vaters war. Ich hatte mich von diesem theuren Bilde trennen müssen, das ich bei Tage und bei Nacht trug, um es zu einem Juwelier bringen zu lassen, der, mit meiner Einwilligung es nach Lyon geschickt hatte,

wo es Arbeiter geben sollte, die es wieder zurecht machen konnten. Man urtheile, ob man mich aus dem Kloster fortgebracht hätte, ehe dies kostbare Pfand der Liebe meines Vaters mir zurückgegeben wäre. Ich lief also eilig ins Sprachzimmer, mit dem Vorsatz, die Abgesandte der Delorme hitzig und strenge abzufertigen; aber wie erstaunte ich, als ich die Frau in Thränen fand! Unter Seufzern, die ihre Stimme erstickten, sagte sie mir: daß meine Erzieherin dem Tode nahe sei, daß sie mich vor ihrem Ende zu sehen wünsche, daß sie mir Sachen von der größten Wichtigkeit entdecken wolle, daß ich ihr den Tod gegeben hätte, daß ich kaum noch zur rechten Zeit kommen würde, ihr letztes Lebewohl, und ihr Geständniß zu vernehmen. . . . Ich vergaß sogleich meinen Zorn und meinen Entschluß, weinte mit der Frau, und der bitterste Schmerz folgte meinem Unwillen. Gewissensbisse quälten mich. Ich klagte mich an, daß ich Schuld an der Ver-

zweiflung, vielleicht an dem Tode einer Frau sei, auf die ich gewiß mit Unrecht Verdacht geworfen hatte. Konnte ich an ihrer Anhänglichkeit zweifeln, da es sie schmerzte, daß sie mir mißfallen hatte? Jede Sorgfalt, jede Aufmerksamkeit, jedes Zeichen der Zärtlichkeit und Anhänglichkeit, das sie mir seit meiner zartesten Jugend gegeben hatte, fiel mir wieder ein. Wie böse war ich auf mich, daß ich die Aufrichtigkeit ihres Eifers, die Wahrheit ihrer Thränen bezweifeln konnte! Sie war im Begriff, meine Sache in Paris zu führen, und ich hatte sie nicht einmal hören wollen! Ich hatte sie beschuldigt, daß sie die Ursache des Kummers sei, den sie lindern und theilen wollte! Konnte ich wohl zu schnell meinen Undank, mein Unrecht wieder gut machen? — Die einzige Furcht, die mich quälte, war, daß ich sie nicht wiedersehen, ihre Verzeihung nicht erhalten würde. Mit welcher Inbrunst flehte ich zum Himmel, die Tage dieser meiner zweiten Mutter

zu verlängern, wenigstens bis ich bei ihr wäre, und sie von meiner Reue, meiner Anhänglichkeit überzeugen könnte! In der Ungeduld, worin ich mich befand, zu ihr zu eilen, nahm ich mir kaum die Zeit, meine Sachen zusammen zu suchen, der Priorin zu danken, und meinen Gespielinnen Lebewohl zu sagen; diesen liebenswürdigen und treuen Freundinnen, denen ich noch einen Augenblick vorher zuschwur, sie nie zu verlassen! Ach! sie hatten nicht mein blindes und unseliges Vertrauen. Einige gaben mir sogar zu verstehen, daß ich in eine neue Falle ginge. Darf ich es sagen? Ich wußte ihnen keinen Dank für ihren guten Rath, für ihren zärtlichen Antheil. Meine Verblendung verleitete mich gar, zu der einen ganz kalt zu sagen: ich erwartete von Ihnen, Mademoiselle, Beispiele der Dankbarkeit, und nicht Lehren des Undanks und der Fühllosigkeit. Sogleich aber bereute ich meine Ungerechtigkeit, fiel ihr um den Hals, und beschwor sie, mir zu ver-

zeihen. Alle weinten mit mir, und umarmten mich. Ich empfahl der Mademoiselle Ligeret das kostbare Armband, ohne welches ich das Kloster nie zu verlassen gelobt hatte, und eilte in den Wagen, der mich schnell von diesem Zufluchtsort des Friedens und Trostes fortführte.

Freundliche Gespielinnen, die ich nicht wiedersehen sollte, verzeiht diese blinde Ungeduld, die mich taub gegen eure Besorgnisse machte, und noch über die Langsamkeit der Pferde klagte, als ich schon meinen Feinden ausgeliefert war! Gutmüthig und ohne Erfahrung, gewohnt den Trieben meines Herzens zu folgen, hörte ich nicht auf eure ahnungsvollen Besorgnisse, und folgte nur meinem Gefühle, dessen Stimme ich für nie täuschend hielt. Verzeiht einen traurigen Irrthum, der mir so theuer zu stehen kam! Einen Theil meines Lebens brachte ich damit hin, darüber zu weinen, und ich hatte keine Freundinnen mehr, meinen Kummer zu theilen, und meine Langeweile zu erheitern.

Die von Madame Delorme abgeschickte Frau, fuhr fort, ihre Rolle treflich zu spielen. Ich merkte indeß, daß die Freude in ihren Augen glänzte, als ich in den Wagen stieg; ich suchte aber die Ursache davon in der Freude darüber, daß sie den Auftrag der Delorme so glücklich ausgerichtet hatte. Ich war ganz in meinem Schmerz, meinem Nachdenken versunken, als ohngefahr nach fünf Viertelstunden, sie mich aus meiner Lethargie weckte, um mit mir über meine Sachen zu sprechen, die ich, auf Befehl der Madame Delorme, hatte mitnehmen müssen. Ich hatte ein silbernes Besteck vergessen, worauf Lilien eingestochen waren, wie auf meinem Siegel. Wollte die Frau nicht gar zurückfahren, um dies Besteck abzuholen? In solchen Augenblicken, auf solche Armseligkeiten zu sehen, hieß das nicht offenbar sich verrathen? Hätte dieser Vorschlag mich nicht etwas argwöhnen lassen sollen? Aber nichts konnte mir die Augen öffnen, und in meiner unglücklichen

Verblendung, schrieb ich ihr Betragen dem Mangel an Erziehung zu. Während des übrigen Theils unsrer Fahrt, sprach sie kein Wort mit mir, entweder weil sie sich durch die Art, wie ich ihren Vorschlag aufnahm, gedemüthigt fühlte, oder weil sie durch eine ähnliche Unbesonnenheit ihre Anschläge zu verrathen fürchtete. Ich überließ mich daher wieder meinen düsteren Träumereien; meine aufgereizte, erschreckte Phantasie schuf sich tausend Truggestalten. Ich sah Madame Delorme auf dem Todtbette liegen, wie sie mir meine Ungerechtigkeit, meine Härte vorwarf. Ich stellte mir alle Zurüstungen zu einem Leichenzuge vor. So wie ich ankam, blickte ich nur nach der Schwelle, um zu sehen, ob sie auch schwarz überzogen sei. Meine Besorgniß war umsonst; ich eile daher ins Haus, fliege rasch die Treppen hinauf, blaß und außer Athem reiße ich die Thüre der Schlafkammer meiner Erzieherin auf. Ich laufe ans Bett, wo ich sie bleich und mit dem To-

de ringend zu finden glaubte. Ich sah niemand, und glaubte alles in Unordnung und Verwirrung zu finden. Ordnung und Reinlichkeit herrschte überall. Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte; ich fürchtete schon zu spät angekommen zu sein. Entsetzen überfiel mich, mit zitternder Stimme rief ich: Madame Delorme! Madame Delorme! Schreiend eilte ich nach ihrem Zimmer, aber kaum hatte ich die Thüre geöffnet; so kam meine Erzieherin mir fröhlich entgegen, und wollte mich umarmen. Ihr Putz war noch gesuchter als sonst. Ihre frische, rothe Farbe, ihre gewöhnliche Form, ihre Augen, die vor Freude und Gesundheit strahlten, ihr treuloses Lächeln, womit sie mein Angstgeschrei beantwortete — alles bewies mir, daß ich schändlich betrogen sei. Welch ein schreckliches Licht ging mir auf! Bewußtlos, und ohne ein Wort sagen zu können, stürzte ich hin. Die Delorme wollte mich umfassen, mich auf ihren Schooß nehmen. Ich sammel-

te alle meine Kräfte, ihre verhaßten Liebkosungen abzuwehren. Sie ließ den Muth nicht sinken, setzte sich neben dem Lehnstuhl, worauf ich lag, und suchte sich zu rechtfertigen; aber ich wollte sie durchaus nicht anhören. Mit Heftigkeit machte ich ihr Vorwürfe über die grausame und hinterlistige Art, wie sie mein Zutrauen und meine Liebe gemißbraucht hätte; ich befahl ihr, die Comödie anderswo zu spielen, mich von den Grimassen zu befreien, und mir nicht wieder vor die Augen zu kommen. Ich kann alles was mich bestürmte, nicht schildern; man wird es schon ohnedem sich denken. Ein heftiges Fieber ergriff mich, ich fiel in Zuckungen, und als ich wieder zu mir kam, lag ich im Bette der Delorme. Dies Weib saß neben mir. Sie stellte sich wieder mitleidig und theilnehmend; aber ihre zärtliche, flehende Miene, machte sie mir nur noch verhaßter. Sie hielt diesen Augenblick für günstig etwas zu ihrer Rechtfertigung zu sagen. Ich warf ihr einen

fürchterlichen Blick zu, der sie zu verstummen zwang. Jetzt fing ich an das Schreckliche meiner Lage ganz einzusehen. Thränen, die bis dahin nicht flossen, strömten häufig herab. Mein gepreßtes Herz hatte Erleichterung nöthig. Vor Schluchzen konnte ich nicht reden: meine Erzieherin beeiferte sich mir zu helfen. Ich rief meinen Vater, ich nannte meine Gespielinnen, ich foderte den Brief des Königs, meinen Busch von Diamanten, und alles was ich durch die Güte des Monarchen besaß. Ich wieß alle Hülfe und alle Nahrung zurück, als die einzige Gunst erbat ich mir von Madame Delorme, daß sie mich nur sterben lassen möchte. Warum mußte meine Natur stärker sein als meine Verzweiflung? Warum endigten damals nicht meine Leiden? Meine sterbende Stimme hätte dann nur diese für Lohn gemiethete Frau angeklagt; aber ich ward schrecklicheren Schlägen vorbehalten. Die Delorme ließ die erste Hitze meines Zorns vorübergehen, und antwortete nur durch fin-

steres Stillschweigen, und eine zärtliche, mitleidige Miene auf mein Geschrei, und meine Vorwürfe. Als ich aber meinen Zorn ausgelassen hatte, gegen sie, gegen ihren Herrn B.... und seine Helfershelfer, als ich ihr und ihren Gehülfen mit der Ungnade des Königs und meiner Familie gedroht hatte; als ich tausendmal den Eid wiederholt hatte, niemals ihren Namen, oder den des Herrn B.... zur Unterschrift zu gebrauchen, da verließen mich meine erschöpften Kräfte; sie ging fort, mich ausruhen zu lassen, und meinen Verfolgern den glücklichen Erfolg ihres verwünschten Anschlags zu berichten.

Der letzte Brief an Madame Leblanc, zeigte, wie bange sie vor der Ausführung dieses letzten Planes war, den sie ihr damals mittheilte.

Es scheint, als ob diesem Briefe ein anderer von der Leblanc begegnet sei, worin diese um Einwilligung bat, bei einem Feste zugegen sein zu dürfen. Die dringenden Grün-

de, wodurch meine Erzieherin sie dahin zu bringen suchte, nicht bei diesem Feste zu erscheinen, können eine Idee von der Angst geben, worin die Unglückliche schwebte, ehe sie mich wieder in ihrer Gewalt hatte.

Lons-le-Saunier, den 8 Oktober 1773.

„Ich habe Deinen Brief erhalten, und um vier Uhr einen für Dich auf die Post geschickt; da man aber am Freitag bis um acht Uhr Zeit hat, so habe ich noch einen Augenblick, Dir zu antworten. Ich begreife Deine Aufführung nicht, jetzt ist keine Zeit zu Vergnügungen. Der Brief, den Du mit diesem erhältst, wird es Dir deutlich machen.

„Du fragst mich um Rath; wenn auch nicht der Umstand eingetreten wäre, wovon mein erster Brief handelt, so denke ich doch, daß eine Kammerfrau, die das Vertrauen ihrer Gebieterin hatte, nicht bei einer Hochzeit erscheinen darf, wenn der Vater ihrer Dame noch untröstlich über den Verlust seiner Tochter ist, da der Vater Dir eine so

große Belohnung für Deine Dienste gegeben hat. Wenn man muthmaßen könnte, daß diese Wohlthaten Deinen Schmerz gelindert hätten, sollte man glauben, daß Du in Deinem Alter, nicht die Thränen eines Prinzen von Geblüt achten werdest? Bedenke, daß Guerin, der allenthalben ist, Dich erkennen könnte, und daß er, der über das Unglück seines Herrn so niedergeschlagen ist, Dich so bei diesem schildern könnte, daß Lärm entstünde. . . . Ich hoffe, daß wenn Du meinen vorhergehenden Brief gelesen hast, Du nur daran denken wirst, die Rathschläge zu befolgen, die ich Dir darin gebe; bedenke meine Angst, bedenke das Schicksal das uns droht, wenn unsere kleine Prinzessin nicht nachgiebt. . . . Was mache ich? Was machst Du? Darfst Du denn auch niemand andres zu treffen fürchten als Guerin? . . . . Hast Du versprochen, Dich so aufzuführen? Siehe, wie ich es mache; ich sehe meinen Untergang vor Augen, und verlasse doch meinen

Posten nicht. Ach, arme Leblanc, Du weißt noch nicht alles, was mich quält. Hat sie mir nicht ausdrücklich befohlen, ihr mit ihren Pelzen u. s. w., einen Zettel mit ihren Taufnamen zu schicken, indem sie mir sagte, warum man ihr nicht ihren Busch gebe? und unter wessen Schutz sie stehe? . . . Ich denke nur daran, ihr jetzt Postpferde zu schikken. Sorge Du also nur dafür so schnell als möglich abzureisen. Denke, daß vielleicht eben so viele Spione das Haus umschleichen, als hier sind, die mir auflauern."

Delorme.

Die Lage der Sachen hatte sich aber seit einigen Tagen sehr geändert, und doch hielt Madame Delorme sich noch nicht für ganz sicher. Ich will nur bloß die Briefe anführen, die sie damals an die Leblanc schrieb, weil ich keine andren Beweise geben will, als durch solche Schriften, deren Originale vor Gericht als ächt anerkannt sind. Sie zeigen ganz offenbar ihren Charakter, ihre Hoffnun-

gen und die Meinung, die sie von ihrem Schlachtopfer hegte.

Lons-le-Saunier, am Freitag, 1773.

„Ich habe Dich genug in Unruhe gesetzt, liebe Leblanc, so daß ich Dich jetzt ein wenig beruhigen will, durch den Schritt, den ich gethan habe, sie aus ihrem Zufluchtsort fortzubringen. Aber ach! allem Anschein nach bin ich noch nicht am Ziele! Diese Kleine kann es sich gar nicht vorstellen, daß sie nicht mehr Prinzessin ist. Das Kloster, worin nur gut erzogene Mädchen aus angesehenen Familien leben, hat sie wieder stolz gemacht, und ihr den großen Unterschied zwischen ihr und ihren Gespielinnen gezeigt. Wie unglücklich ist es für die Foderungen, die man macht, daß ich sie mitten unter Adliche gebracht habe! . . . . Sie hat in fünf Wochen mehr Gift eingesogen, als in der ganzen früheren Zeit. Die Frau, die ich abschickte, obgleich sie eben nicht zu solchen Dingen gemacht ist, hat ihre Sachen doch recht

gut gemacht. Um Dir die Wahrheit zu sagen, liebe Leblanc, es liegt viel in dieser Kleinen. Ich war tief gerührt, und bin es noch, als man mir erzählte, daß sie nicht zugeben wollte, daß man umkehrte, um aus dem Kloster ein silbernes Besteck zu holen, das sie in der Eile, um mich ja noch vor meinem Tode zu sehen, vergessen hatte. Ewig Schade, eine Prinzessin, die so werth ist, es zu sein, aufopfern zu müssen! Wer am Hofe könnte sich schmeicheln, in den Fußstapfen dieser herrlichen, und so jungen Unglücklichen zu wandeln? Was mich ein wenig über die Gewalt, die man ihr anthut, tröstet, ist, daß sie in jedem Stande, an jedem Orte, nicht nur geliebt, (dies Wort ist nicht stark genug) nein, angebetet werden wird. Was in Rücksicht auf die Heirath alles verdorben hat, ist, daß Herr B . . . . so tölpelhaft gewesen ist, ihr, in meiner Abwesenheit, zu schreiben und zwar so erbärmlich, so lang, daß sie ihn durchaus nicht will. Wer

konn=

konnte glauben, daß er sich diese Freiheit herausnehmen würde, und daß er nach dem Kloster gehen würde, um sie am Gitter zu sprechen. Sie hat sich durch seine Anmaßung so erniedrigt gefühlt, und ich glaube noch mehr dadurch, daß sein Brief nicht die Aufschrift hatte: An Ihre Königl. Hoheit .... Du weißt, wie sehr ich mich gehütet habe, ihr zu schreiben, und wie sorgfältig ich es zu hindern suchte, daß sie keinen Brief erhielt, um nicht über ihren Stand nachzudenken; dennoch sagte sie mir heute Morgen: selbst wenn ich an einen anderen verheirathet sein werde, so bleibe ich doch Königl. Hoheit .... weil man das nicht ungeschehen machen kann, was der König gethan hat, und weil ich immer seine Cousine bin, was er eigenhändig anerkannt hat, mag auch kommen, was da will. Was hat der König dazu gesagt, daß er mich am Trinitatistage nicht mit meinem Vater gesehen hat? Er freute sich so

darauf, den Hof zu überraschen! . . . Sie will wissen, was aus dem Busch von Diamanten geworden ist, den der Vater ihr vom Könige brachte . . . . Sie fodert den Brief des Königs, worin er alles zu erfüllen verspricht, warum der Prinz, ihr Vater, für sie gebeten hat. Sie sagt: „Mein Vater hat mir so oft wiederholt, daß eine solche Schrift, vom Könige unterzeichnet, ganz buchstäblich befolgt werde, und auch unter allen folgenden Regierungen unverletzlich sei, was auch mein Bruder dagegen anfangen möge . . . . Ist es möglich, daß man es wagt, noch unter seiner Regierung, gegen seine Absicht zu handeln? daß man seine Handschrift, sein heiliges Wort und sein Siegel nicht achtet?" Sie zürnet, und ich fürchte, nie wieder ihre Gunst erwerben zu können. Sie hat mir sehr bitter vorgeworfen, daß ich ihre Folgsamkeit, ihre Anhänglichkeit gemißbraucht hätte . . . . Das ist hart für ihr Herz, ich weiß es; aber

ich hatte nur dies Mittel; Du kannst aus allen ihren Fragen sehen, daß sie nicht ihren Geist verloren hat. Hätte Jean Jacques sie noch eine Zeitlang unterrichtet, so wäre sie sein anderes Ich geworden .... Bei aller ihrer Kinderei und ihrer Unerfahrenheit, macht sie so schöne und so tiefe Bemerkungen. Ich glaube, liebe Leblanc, daß es in der That unmöglich ist, das Versprechen des Königs zu vernichten; man kann sie nicht anders verheirathen, als unter dem falschen .... weil .... Und weil ich glaube, daß, man mag auch Vorsichtsmaßregeln anwenden, welche man will, man doch den Gang der Dinge nicht ändern kann, so ist das ein Grund mehr zu zittern .... denn der König hat sich anheischig gemacht, sie zu legitimiren; diese Schrift ist nur zu deutlich, für diese Legitimation .... Erinnere Dich, daß der Prinz sehr richtig sagte: Der König hat mir den größten Beweis seiner Gunst und Zuneigung

gegeben, die er jemals für einen Prinzen gehabt hat.... Wir müssen dies heimlich betreiben, und meine Tochter hat alsdann den Rang ihres Vaters und repräsentirt ihn allenthalben. Ich bin ihrer gewiß und bin gerächt.... Du weißt, daß seit dieser Zeit alle Briefe an unsere kleine Prinzessin die Aufschrift hatten: An Ihre Königliche Hoheit. Man läßt mich eine verwünschte Rolle spielen, die Kleine wird wieder krank.... Ich habe ausgerechnet, daß dieser Brief, nach Deinem letzten, zur rechten Zeit ankommen wird. Sobald Du zu Hause bist, schreibe an die Unglückselige, um sie ein wenig durch die Hoffnung zu trösten, daß sie den ihr gebührenden Titel Prinzessin nicht verloren hat. Mache einen Umschlag um den Brief, unter irgend einem Vorwande; und lege ihn in einen Brief an mich, den ich zeigen kann. Du schreibst besser, als ich, ich habe nicht erst

nöthig, Dir darüber etwas zu sagen. Lebe wohl, Liebe, ich möchte Deine Aussicht haben!

Delorme."

Wenn man diesen Brief lieset, worin meine Erzieherin sich selbst ganz schildert, so kann man die unglückliche Verblendung nicht genug beklagen, die selbst diejenigen meinen Feinden zuführte und bis zum letzten Athemzuge gegen mich bewaffnete, deren Schicksal und Vortheil von meinem Glücke abzuhängen schienen. Die Delorme suchte seit langer Zeit einen günstigen Augenblick zu einer Erklärung. Ich gestehe es, ich selbst fing an ihn zu wünschen. Ich war ungeduldig zu erfahren, wie sie eine so entsetzliche Treulosigkeit rechtfertigen könnte, und was man mit mir machen wollte. Ich gab ihr selbst den Vorwand, den sie so oft schon gesucht hatte, um auf diesen Gegenstand zu kommen; sie gab mir, ich weiß nicht was für ein Arzeneimittel, welches mir aus ihrer Hand nur um so widerlicher war. Als sie in mich drang es

zu nehmen, rief ich: „Wollen Sie mich denn ewig verfolgen?“ „Mein ganzes Leben, erwiederte sie mit Wärme, soll Ihrem Dienste gewidmet sein. Ja, mein ganzes Leben; ich will Ihren Kummer theilen, ich opfere Ihnen meine Verbindung mit Herrn Jacquet. Könnte ich glücklich sein, wenn Sie unglücklich sind? Verdoppeln Sie meine Qualen dadurch, daß Sie noch ungerechter gegen mich werden; aber glauben Sie nicht, daß ich ungetreu gegen Sie werde, weil Alles Sie verläßt.... Sie sind es, nur Sie liebte ich.... Sie werden bald einsehen, wie ungerecht Ihr Verdacht ist.“

Bei diesen Worten seufzte sie tief, und blickte mich zärtlich und voll Mitleiden an. „Wenn Sie mich so zärtlich liebten, wie Sie sagen,“ antwortete ich schnell, „würden Sie mir dann nicht meinen Vater wiedergeben, würden Sie mich nicht zu ihm führen? Hätten Sie mich dann in diese Falle gelockt?“ — „Sie haben schon Kummer genug, versetzte sie,

um sich nicht erst neuen zu schaffen; lernen Sie Ihre treuen Freunde nicht mehr für verdächtig zu halten.“ Sie setzte sich darauf an mein Bett, gab der Magd ein Zeichen mit dem Tranke, den ich nicht nehmen wollte, fortzugehen, und trug mir nun den Roman vor, den sie ersonnen hatte. Ich sah ihr immer in die Augen und studierte, während sie sprach, ihre geringsten Bewegungen, und suchte die Geheimnisse ihrer Seele zu errathen; aber ich war zu jung, ich hatte zu wenig Erfahrung, um eine Frau, die seit langer Zeit mit Falschheit und Verstellung vertraut war, zu durchschauen.

Sie erzählte mir, daß sie lange Zeit meinen Vater um eine Zusammenkunft gebeten, und daß er sie endlich bewilligt habe; daß sie ihm meine Briefe eingehändigt, und ihm eine rührende Schilderung meiner Leiden und meiner Liebe entworfen habe; er sei aber unerbittlich, und, nach vielen Vorwürfen über meine Unvorsichtigkeiten und meinen Starr=

sinn, habe er erklärt: er wolle nichts von mir hören, bis ich ihm einen deutlichen Beweis meines Gehorsams und meiner Reue gegeben hätte. Er sei sehr unzufrieden mit meiner Aufführung im Kloster, da er Nachricht von meiner Unbesonnenheit habe. Er fodere nun die letzte Probe von mir, und würde ich wieder fehlen, so entziehe er mir seine Liebe und seine Wohlthaten ganz und gar. „Wodurch will er mich denn auf die Probe stellen?" fragte ich Madame Delorme. — „Sie müssen mich verstehen, antwortete sie, der Prinz will Sie nur verheirathet wiedersehen" .... „Das erwartete ich," versetzte ich sogleich. „Sie haben sich diese Heirath einmal in den Kopf gesetzt. Mein Vater hat niemals Ihren Herrn B*** gesehen, und ich erkläre Ihnen, daß ich ihn niemals heirathen werde, und daß ich lieber meine übrige Lebenszeit in einem Kloster zubringen will." Madame Delorme betheuerte, daß sie mit mir gehen wolle, wenn ich es wünschte,

daß sie weniger den Zorn des Prinzen fürchte, als den Verlust meiner Freundschaft. Sie beschwor mich aber, mich durch keinen voreiligen Schritt der Gefahr auszusetzen, für immer die Gunst des Prinzen zu verscherzen, und mein Leben fern von dem besten Vater hinbringen zu müssen.

Da sie von Natur sehr beredt war, so schilderte sie mir das Loos, das mir alsdann zu Theil werden würde, wenn ich in meinem Ungehorsam, wie sie es nannte, beharrte, so fürchterlich, daß sie meinen Entschluß wankend machte. Ich stellte ihr indeß entgegen, wie unglücklich ich mein ganzes Leben hindurch sein würde, wenn ich einen Menschen heirathete, den ich verabscheute; sie kannte aber meine Liebe zu meinem Vater zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß die Nothwendigkeit zu antworten und meine Eigenliebe mir allein meine Antwort eingegeben hätten. Sie säumte daher auch nicht, das traurige Schicksal meines Vaters zu beklagen, das ihm

gerade seine Kinder in dem Augenblicke raubte, da er daran dächte, sie zu verheirathen. Er hätte sich geschmeichelt, daß ich der Trost seiner alten Tage sein würde, und ich wäre im Begriff, in seinem Alter ihn der Verzweiflung hinzugeben. „Wenn ich auch glaubte, sagte sie, daß die Wahl, die er getroffen hätte, meiner nicht würdig sei, ob es mir zukomme, seine Ursachen zu beurtheilen? Wer mir denn gesagt hätte, daß er den Herrn B*** nicht kenne? Ob ich denn wüßte, daß mein Vater ihm nicht vielleicht große Verbindlichkeiten schuldig sei? Ob ich denn nicht bedenken müßte, daß, sobald ich seine Verzeihung verdient hätte, meines Vaters erste Sorge, ehe er mich bei Hofe vorstellte, sein würde, dem Gemahl seiner geliebten Tochter einen Titel zu geben? Ob ich an seinem Worte zweifelte?"

„Noch Einmal," sagte ich, „es ist nicht mein Vater, der so spricht, Sie sind es" . . . .
„Und Sie glauben, antwortete meine Erzie-

herin etwas verlegen, daß ich Sie den Herrn B*** heirathen ließe, wenn ich nicht den ausdrücklichen Befehl dazu vom Prinzen von Conti erhalten hätte? Mit welchem Rechte hätte ich Sie von Paris hieher gebracht, wenn Er es nicht von mir gefodert hätte? Wer würde mich vom Schafott retten, wenn ich gegen seine und des Königs Absichten mit Ihnen handelte? Es ist schon hart genug, sagte sie schluchzend, Sie immer weinen sehen zu müssen, ohne daß es erst nöthig ist, daß man noch angeklagt wird, Schuld daran zu sein." Sie wollte mich bei diesen Worten umarmen; aber ich stieß sie zurück. Indeß, sie hatte mich gerührt. Ich wußte nicht, was ich denken sollte; eine dicke Wolke verhüllte mir noch die Wahrheit. Der schwärzeste Argwohn quälte mich, aber nichts zeigte mir, daß er gegründet sei. Ich konnte den Plan, worein ich mich verstrickt glaubte, nicht durchschauen, ich mißtraute der Madame Delorme, und hatte noch we-

niger Zutrauen zu mir. Eine Beute der quälendsten Ungewißheit, konnte ich das, was in mir vorging, nicht ausdrücken. Ich fürchtete, mich der Delorme anzuvertrauen, und auf der anderen Seite zitterte ich, meinem Gefühl zu sehr Gehör zu geben, und für immer die Hoffnung zu verlieren, mich mit meinem Vater aussöhnen zu können, indem ich hartnäckig allen seinen Absichten entgegen handelte. Das einzige, was ich thun konnte, war, zu versuchen, Zeit zu gewinnen und neue Aufklärungen zu erwarten, um dann einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Ich wollte von meiner Erzieherin wissen, warum meine Mutter keinen meiner Briefe beantworte; warum sie ihre Tochter nicht zu sich nehme; warum sie nicht zu mir komme und für mich bei meinem Vater sich verwende. Madame Delorme gab mir zur Antwort: daß aus gewissen Ursachen, die sie mir aber nicht entdecken könnte, meine Mutter gezwungen worden sei, nach Italien, zu ihrer Fa-

milie, zurückzukehren. „Ueberdies,“ fügte sie mit einer geheimnißvollen Miene hinzu, „nach Ihrer Legitimation und dem Briefe des Königs, gehören Sie nur dem Prinzen von Conti an; daher müssen Sie sich vorzüglich nur bemühen, diesen zu versöhnen.“

Ich hatte kein Mittel zu erfahren, ob meine Mutter wirklich in Italien sei; ich stand daher nicht an, es meiner Erzieherin aufs Wort zu glauben. Um mich zu zerstreuen, ersann Madame Delorme nichts besseres, als mir meine Puppen zurückzugeben, und mir fade Vergnügungen, die das Land meinem Alter darbieten konnte, zu verschaffen. Um diese Zeit kamen mehrere Wagen mit kostbaren Sachen für sie an. Ihre Correspondenz zeigte mir erst in der Folge, woher sie kamen. Bei der Nachricht von meinem vermeinten Tode, nachdem Herr Guerin, auf Befehl meines Vaters, einige Sachen aus meinem Hause weggenommen hatte, wurden meine Möbeln durch das Loos unter

meine Kammerfrauen vertheilt; und das Glück war meiner Erzieherin so hold, oder sie wußte es so gut zu leiten, daß ihr das größte Loos zufiel. Dies hatte sie während ihrer Reise nach Paris in Ordnung gebracht, indeß ich zu Chalons war. Sogleich verbreitete man in der Stadt das Gerücht von einer Heirath des Herrn B*** mit einer Demoiselle Delorme. Es war die Tochter des Prinzen von Conti, ich war es, die man meinte; oder vielmehr, die man unter diesem bescheidenen Namen verbarg. In der That war ein Contrakt unterschrieben, zwanzig tausend Livres waren dem Herrn B*** ausgezahlt, damit er mir die Gnade erzeige, mich zu heirathen *), das sind die Ausdrücke, deren er sich in der Folge bediente, bei einem Prozesse, worein er ver-

*) Man sagte in der ganzen Gegend, daß Herr B*** unermeßliche Summen erhalten habe, um sich zu allem herzugeben, und daß man von ihm nur einen Schein über 20000 Livres gefodert habe.

wickelt ward, weil man ihm dies Heiraths-gut entreißen wollte. Er stellte einen Schein darüber aus bei einem Notar, den man durch falsche Akten und falsche Angaben hinters Licht geführt hatte, ohne daß man jedoch gewagt hatte, ihm zu sagen, daß Madame Delorme meine Mutter sei. Er erklärte auch, daß er eine Ausstattung erhalten habe, die aus einem kleinen Theile der Sachen bestand, die meine Erzieherin aus Paris bekam, und die sie ohne Zweifel durch meine Verfolger bezahlt erhalten hat, da diese Sachen ihr zugehörten, als Lohn ihrer Schandthaten. Schon hatte eine unsichtbare Hand andere eben so heimtückische Wohlthaten mir zuge-wendet, zwei Contracte für Leibrenten waren für mich aufgesetzt worden. Weder menschen-freundliche Fürsorge, noch Gründe der Ge-rechtigkeit öffneten die Hand der verborgenen Geber: ihre verpesteten Geschenke waren nur Werkzeuge zu meinem Verderben; es waren blos listige Mittel, um mir nur den falschen

Stand, in den man mich versetzen wollte, zu lassen, und mir den zu rauben, der mir durch die Vorsehung, durch die Zärtlichkeit meines Vaters und die Güte des Königs gebührte.

Diese Renten, diese Ausstattung, diese Möbeln machten in der kleinen Landstadt Aufsehn. Man erzählte sich, daß der Herr B*** eine reiche Parthie mache. Ich war es in der That für den Mann, den man mir bestimmte; aber wie weit war diese Art von Wohlstand entfernt, sich nur irgend mit der Lebensart vergleichen zu lassen, worin ich aufgewachsen war. Obgleich man aus meiner Ausstattung die schönsten Diamanten, die geschmackvollsten und kostbarsten Sachen, womit mein Vater meine Wohnung geschmückt hatte, weggenommen hatte, so schienen doch die übriggelassenen in dieser Provinz noch so prächtig; die Reste meiner Garderobe fand man noch so wunderschön, daß man nicht länger die Wahrheit bezwei-

felte. *) Man hielt damit Äußerungen zusammen, die meinem Husaren entschlüpften, und Alle sagten: Das ist die Tochter eines Prinzen.... Es ist Mademoiselle de Conti. Leider war sie es selbst. Es war der Name des Schlachtopfers, das man zum Altare schleppte, um es zu opfern. Die Priester in dieser Gegend, (ich freue mich, daß ich ihnen Recht widerfahren lassen kann,) weigerten sich immer, die Opferpriester zu sein. **) Man stellte mich ihnen vor als

*) Man sieht aus einem Briefwechsel des Herrn Chevalier v. Rotalier, den ich in Händen habe, daß niemand das Vorgeben der Madame Delorme, daß sie meine Mutter sei, glaubte. In seinem an mich adressirten Briefe vom zweiten März 1789 sagt er: „Man hat hier niemals geglaubt, daß Sie die Tochter der Madame Delorme wären. Ihre Talente, Ihre Erziehung, Ihre Kenntnisse ließen uns ganz andere Eltern vermuthen. Ihre Kleider, Ihre Möbeln, Ihre Edelsteine konnten nicht von Ihrer vorgeblichen Mutter kommen.... Man glaubte immer, daß Ihre Eltern vornehme Personen wären, die aus Gründen, die man nicht recht errathen konnte, Sie dieser Frau anvertraut hätten, um Sie zu entfernen und zu verbergen. Sie schienen zu jung, als daß Sie verheirathet sein könnten, da Sie noch Puppen machten."

**) Herr v. Rotalier schreibt in seinem Briefe vom 13ten

die Tochter der Madame Delorme, aber meine Erzieherin, die nicht hinlängliche Auskunft über ihren Wohnort geben konnte, bewies nicht einmal, daß dies ihr rechter Name sei; und in der That war es ein falscher Name, sie hieß Grillet, und ihr verstorbener Mann hieß Martin. *) Sie zeigte den Taufschein einer Person von achtzehn Jahren. Ich trat aber eben erst aus den Kinderjahren. Daß der Schein falsch sei, konnte man in jedem Zuge meines Gesichtes lesen. Mein Wuchs, meine Stimme, meine Figur, alles war meinem Alter gemäß, alles bezeichnete meine Kindheit. Die Lüge war so grob,

Junius 1789: „Die Pfarrer in dieser Stadt wollten Sie nicht trauen, man sagte, daß sie den Taufschein, den Madame Delorme ihnen vorzeigte, nicht für ächt hätten anerkennen wollen. Man war genöthigt, Sie in einem Dorfe, nahe bei Paris, Viroflay, zu verheirathen ..... Die Schwierigkeiten, die unsere Priester machten, Sie zu trauen, nöthigten Ihre Erzieherin, Sie nach Paris zurück zu führen, wo sie glaubte, sich besser verbergen zu können und Priester zu finden, die weniger Umstände machten. Dies Faktum ist allgemein anerkannt."

*) Man sehe Beilage Nr. 1.

daß ich die darin genannte Person nicht sein konnte, war so auffallend, daß man niemand täuschen konnte. Man mußte Mitschuldige suchen, keine Personen, die angeführt werden sollten. Man suchte lange Zeit irgend einen, der mich opfern wollte; endlich glaubte man sich zur Vollbringung eines Betrugs an niemand besser wenden zu können, als an einen Betrüger. Sobald der Plan entworfen war, führte man mich nach Paris zurück. Ich ward dort in ein Wirthshaus gebracht, und erhielt ein Zimmer, wo ich nicht sehen und nicht gesehen werden konnte. Man denkt sich leicht, daß man mir nicht erlaubte, die Gegenden, wo ich gewohnt hatte, zu besuchen; daß keiner von denen, die bei mir gedient hatten, sich mir nähern durfte. Ich ward mit der größten Sorgfalt bewacht, und man ließ mich keinen Augenblick aus den Augen. Stündlich ward mir wiederholt, was ich schon tausend Mal gehört hatte, daß blinder Gehorsam das einzige Mittel

sei, meinen Eltern zu gefallen. Man drohte, schreckte mich, bat, bestürmte, weinte; alle Mittel, alle Kunstgriffe wurden angewandt, um mich irre zu führen, mich zum Gehorsam zu bringen. Madame Delorme umwickelte mich wie eine Schlange mit ihren schlängelnden Windungen, und meine Verfolger gruben im Voraus mein Grab, vollkommen überzeugt, daß sich schon eine Gelegenheit finden werde, mich hinein zu stürzen. Schon hatte man einen Taufschein aus dem Kirchspiele St. Sulpice verfälscht; er war von einem Kinde, das beinahe sieben Jahre älter war als ich, (es war geboren den dreißigsten Junius 1756) genannt Anna Louise Franzisca, Tochter des Stephan Cormeo, um daraus Delorme zu machen. Man stellte sechs Unbekannte auf, die sich Freunde dieser Truggestalt nannten, und die, weil die Eltern gestorben, einen Vormund derselben ernennen wollten, um eine Heirath zu bestätigen. Der Vormund ward ernannt.

Es war der Stiefbruder meiner Erzieherin, Herr Richard. Nun häufen sich Verbrechen und Albernheiten. Sieben Monate früher hatte mein Vormund meinen Todtenschein unterzeichnet, hatte Trauer angelegt und meine Zimmer schwarz ausschlagen lassen. Ich wurde, in diesem Schein, die Tochter der Madame Delorme genannt, und ihr Stiefbruder, der mein Oheim gewesen wäre, unterzeichnete als Vormund eine Schrift, worin ich für eine elternlose Waise ausgegeben ward! Als dies abgemacht war, so sah man, wie schwierig es sein werde, einem aufgeklärten Priester zu beweisen, daß ein Mädchen von achtzehn Jahren und ein Kind von eilf Jahren dieselbe Person sei. (Ich bin im December 1762 geboren, und wir waren jetzt im Anfange des Jahres 1774.) Man brachte mich daher fort von meinem Priester und von allen, die dies Werk der Finsterniß hätten durchschauen können.

Ich war aus dem Kirchspiele St. Eustache;

aber auch dort hätte der falsche Taufschein nicht vorgebracht werden können. Was that man? Man ging nach dem Kirchspiele des untergeschobenen Vormunds, der nur zu dieser Ceremonie erwählt war. Das war aber noch nicht genug, man mußte mich noch zum Altare schleppen. Alle Kunst der Verführung vermochte nicht mich dahin zu bringen. Alles scheiterte an meinem unbezwinglichen Widerwillen. Ich hörte Madame Delorme, ohne ihr antworten zu können; ihre Gründe, ohne mich zu überzeugen, brachten mich zum Wanken und betäubten mich. Ich schien einige Mal ungewiß und unentschlossen; aber die Annäherung des entscheidenden Augenblicks, das Entsetzen, dem Manne, den man mir bestimmte, die Hand zu geben, vernichtete alle Sophismen, und verwischte alle Eindrücke, die Furcht und Hoffnung auf einen Augenblick auf mich gemacht hatten. Da sie mein Herz nicht zum Gehorsam bringen konnten, nahmen sie ihre Zuflucht zu starken

Getränken. Man berauschte mich, was um so schneller ging, da ich nie Wein getrunken hatte. Der Erfolg war wie sie es verlangten. Ein heftiges Fieber zeigte sich; aber an meinem Leben lag den Schergen meiner Henker nichts, nur an meiner Heirath. Ohngeachtet meines Widerstandes, meiner Thränen, einer Glut im Innern, die mich verzehrte, Übelkeiten, die mir den Athem raubten, schleppte man mich halb tod zum Altar, der zu meiner Opferung bestimmt war. Ich weiß nicht was vorging. Nur soviel weiß ich, daß in dem Augenblick, wie ich ankam, ich zu dem Herrn B*** sagte: „niemals, niemals werde ich ihre Gattin sein.“ . . . Es war am achtzehnten Januar 1774, daß man mir diesen Namen gab, den ich immer verabscheut habe, oder, um mich bestimmter auszudrücken, an diesem Tage gab man ihn einer Demoiselle Delorme.

Wie hätte ich mich für verheirathet halten können? Bei diesem Possenspiel, das man

mit einem Kinde trieb, hatte man auch nicht einmal darauf geachtet, ihm den Schein einer ernsthaften Handlung zu geben. Man verheirathete eine Tochter der Madame Delorme, und Madame Delorme war in der Schrift, über diese vorgebliche Heirath nicht genannt, so wenig wie in dem vor einigen Tagen aufgesetzten Ehekontract. Man verheirathete Anna Louise Francisca Delorme; das war ich nicht; ich war also nicht verheirathet; denn ich war und bin eine Bourbon-Conti, und, was am aller unglaublichsten ist, dieses Individuum, diese Delorme hat nie gelebt. Der Vater, die Mutter, die Tochter, ja der Name sogar, sind nur Geschöpfe der Phantasie, die niemand gekannt hat. Keine Schrift bezeugt ihr Dasein; das ist noch nicht alles: es ist bewiesen, daß sie nie existirt haben, wie man gleich sehen wird. Man verheirathete mich, als ob ich keine Eltern hätte, und mein Vater lebte noch!

So viele entsetzliche Betrügereien, die

man sich erlaubte, um das Werk der Finsterniß zu Stande zu bringen, sind ganz klar und unumstößlich bewiesen; diejenigen, die die Aufsicht über die Geburtslisten in St. Sulpice führen, die Priester und Kirchner haben mir Scheine ausgestellt, die beweisen, daß am dreißigsten Junius 1756 kein Kind mit Namen Anna Louise Francisca Delorme getauft ist *). Ihre Zeugnisse sind als gültig anerkannt; der Taufschein der Neuverehlichten gab achtzehn Jahre an, ich war eilf Jahre alt; man ließ uns nicht in dem Kirchspiele St. Eustache, worin ich geboren bin **), selbst nicht einmal in Paris, trauen, alle diese Verbrechen hätten dort zu leicht entdeckt werden können. Es war in Viroflay, wo man mich angeblich sieben Monate früher hatte begraben lassen. Derselbe Priester, der meinen Todtenschein unterzeichnet hatte, hat

*) Man sehe Beilage Nr. 2. 3. 4.

**) Siehe Beilage Nr. 5.

ebenfalls den Trauschein ausgestellt. *).
Hier würden alle weiteren Bemerkungen überflüßig sein; mich schaudert und ich schweige!

Kaum war das Bubenstück vollbracht, so führte man mich nach Paris zurück, und machte Anstalt zur Reise nach Lons-le-Saunier. Ich hatte einen so großen Abscheu, mich in der Gewalt dieses Menschen zu befinden, der sich für meinen Mann ausgab, daß ich mich in einer Kutsche verbarg, die im Wirthshause stand. Länger als vier Stunden suchte man mich vergebens. Endlich kam man an meinen Zufluchtsort, bleich und zitternd ward ich hervorgezogen. Man warf mich in einen Wagen, und jagte rasch davon, ohne daß man auf den schrecklichen Zustand achtete, worin ich durch das hitzige Fieber, und die unheilbringende Trauung mich be-

---

*) Im Originale ist dieser von Pfarrer Dübüt ausgestellte Trauschein abgedruckt, man hat ihn in der Übersezzung weggelassen.

fand. Ich saß zwischen den beiden Verderbern, dem Herrn B.... und Madame Delorme. Diese, die falsch und boshaft zugleich war, betheuerte mir unaufhörlich ihren Eifer und ihre Anhänglichkeit; kein Opfer sei ihr zu groß, sagte sie, um mein Schicksal mit mir zu theilen.

So viele unglaubliche Abentheuer würden für Erfindungen der Einbildungskraft gelten, und die Geschichte meines Lebens würde man als einen Roman betrachten, wenn nicht durch einen Zufall, wofür ich dem Himmel tausendmal gedankt habe, alle Beweise in meine Hände gerathen wären. Man wird den Betrug dadurch in seiner häßlichen Nacktheit aus folgendem Briefe sehen, den meine Erzieherin, wenige Tage zuvor, ehe das schwarze Verbrechen vollbracht ward, an Herrn Richard schrieb *).

*) Dieser Brief hat gesetzliche Beweiskraft, da ihn die Wittwe Richard, nach dem Tode ihres Mannes, bei einem Notarius niedergelegt hat.

„Herr Pfarrer, mein Stiefbruder hat mir geschrieben, daß er Ihnen alles überschickt habe, was er für Sie erhalten hat, und daß sie guten Wein mit einander getrunken haben.“ (Das war der Preis für das Opfer, das man bringen wollte, es war der Wein für die Schandthat, den man im Voraus trank). „Ich habe ihm geschrieben, daß sie beide die Zeit damit nicht hinbringen sollten, während ich hier täglich in Gefahr bin, man wird nicht umhin können, die Hochzeit dort zu halten. Der Schein, wovon wir sprechen, giebt die Person zu alt an für ihre Figur. Sie verstehen mich doch? . . . . Sie fängt an zu glauben, daß man aus Herrn B*** einen Herzog und Pair von Frankreich wird machen können, obgleich sie sagt, daß es unmöglich sei *). . . . Ich

*) Man hatte mir einbilden wollen, daß dies möglich sei, um mich nachgebend zu machen; und ohngeachtet meiner Jugend, hätte man, wie man sieht, nur mit Mühe mich davon überreden können.

sehe wohl, das dies jetzt das einzige Mittel ist, sie für uns zu gewinnen. Sie sagen Sie wären überzeugt, daß sie nicht an den Prinzen geschrieben hat, indeß habe ich doch in ihrer Tasche zwei Entwürfe zu Briefen gefunden; einen der an ihren Bruder gerichtet war, einen anderen an ihren Vater, worin sie ihm sagt: der König sei zu gut, er werde ihr gewiß den schönen Busch von Diamanten lassen, zu ihrer Hochzeit, und zugleich fragt sie, ob er nicht ihrem Manne das blaue Band geben wolle? Ich habe zu allen diesen Fragen Ja gesagt. Nur auf die Weise läßt sich etwas anfangen. Bei der Hochzeit müssen nur wenige Leute sein; denn wir sind noch nicht am Ziele."

„Sie glaubt bei ihrer Vermählung den Namen ihres Vaters zu unterzeichnen; sie sagt: „der Pfarrer würde sich recht geschmeichelt fühlen, daß eine Prinzessin bei ihm getraut sei . . . . Wenn doch der Po-

lizeimeister ohne sie fertig werden könnte! (Sie meinte die Vormundschaft.) Versuchen Sie es doch, sparen Sie nichts, damit wir ja sobald wie möglich Paris wieder verlassen können; das wird ein böser Augenblick für uns sein. Der Pfarrer hat mir geschrieben, daß meine Schwester in einigen Dingen nicht traue? . . . Sagen Sie ihm daher nicht, daß ich Ihnen geschrieben habe; wenn der Pfarrer dabei bleiben sollte, so ist der Abbé Aubry der einzige, der die Ceremonie verrichten, und ihre Beichte hören kann; aber immer auf dem Lande; der Pfarrer will nur aus Furcht nicht; suchen Sie ihm Muth zu machen; das schwerste hat er vollbracht, und für das Übrige will ich die Verantwortung übernehmen. Leben Sie wohl; schreiben Sie nur ja nicht mehr an sie, als an die Gräfin oder Hoheit . . ganz was Anderes" . . . .

„Empfehlen Sie mich unsern beiden Abbé's;

be's; man muß den Muth nicht sinken lassen; alles wird gut gehen."

Ihre Schwester

Delorme.

„N. S. Gehen Sie zum Herrn Jacquet in meinem Namen, und fragen Sie, warum er mir nicht mehr schreibe? Benehmen Sie sich klug bei ihm." (Sie fürchtete diesen braven Mann.)

Delorme *).

*) „Die Aufschrift ist: An Herrn Richard, Juwelenhändler, in der Straße Coq-Saint-Honoré, zu Paris; dem Postzeichen nach aus Lons-le-Saunier.

„Daß es so sei, mit dem richtig bezeichneten Briefe, der einregistirt, und wörtlich abgeschrieben ist, bezeugt der Unterschriebene, bei dem er niedergelegt ist, durch Frau Johanne Marie Grillet, Wittwe des genannten Herrn Benedikt Carl Richard, Juwelenhändler, am zwei und zwanzigsten April,

und ins Register eingetragen, mit der Erklärung der oben genannten Frau, daß sie diesen Brief unter den Papieren ihres verstorbenen Mannes gefunden habe. Gegenwärtiges ist ausgefertigt den 25ten April 1792."

Maupas.

Ende des ersten Theils.

Beilagen.

Nro. 1.

Auszug aus dem Ehekontract der Delorme.

Vor den Räthen des Königes, und dem Notar zu Lyon, waren die Unterzeichneten gegenwärtig: François Martin, Colporteur in dieser Stadt, daselbst wohnhaft...., Sohn des verstorbenen Claude Martin, Einwohner zu Remilly in Savoyen, und der Blaize Montmoisson ..., Demoiselle Marie Claudine Grillet *) .... Tochter des verstorbenen Joseph Grillet, des Einwohners zu Saint Maurice, ... und von Claudine Henriette Brazier **), ... sie haben unter sich folgenden Vertrag gemacht u. s. w. Im Jahre 1750, den 23 Januar, unterzeichnet Baroud und Parret.

*) Daß die hier Grillet genannte Person, die Delorme sei, ist durch viele Belege bewiesen; ich darf hier nur Einen anführen, die Schrift, die bei dem Notarius Boulard, den

dritten Thermidor, im dritten Jahre aufgesetzt ward, worin Jeanne Marie Grillet, verwittwete Richard, ihre Schwester bezeichnet unter dem Namen Marie Claudine Grillet, verehlichte Martin, genannt Delorme, Erzieherin der oben benannten Bourbon - Conti.

) Herr B* sagte immer: daß er mit den Braziers verwandt sei, daher kam auch gewiß seine Verwandtschaft mit der Delorme.

Nro. 2.

Ein von dem Herrn Mathieu, der die Führung der Kirchenbücher besorgt, ausgestellter Schein.

Ich Unterzeichneter, erster Pfarrer an der Kirche des heiligen Sulpicius, bescheinige, daß vom dreißigsten Junius des Jahres tausend siebenhundert sechs und funfzig in den Taufregistern des genannten Kirchspiels sich keine Angabe einer Taufe einer gewissen Delorme findet. Zum Zeugniß dieser Angabe habe ich diesen Schein ausgestellt, zu Paris im Jahre tausend siebenhundert ein und neunzig.

Mathieu, Pfarrer zu St. Sulpice.

Diese Schrift ist bescheinigt von Recolene, dem Präsidenten des Tribunals des sechsten Arrondissements, im Departement von Paris.

Nro. 3.

Schein des Registrators.

Ich Unterzeichneter, Registrator der Civil-Liste des Departements der Seine, bezeuge, daß sich in dem Protokoll keine Abschrift eines Taufscheines findet, von irgend einer Taufe, die, in dem ehemaligen Kirchspiele St. Sulpice, im Jahre tausend siebenhundert und sechs und funfzig, im Junius vollzogen sein soll, kein Taufschein mit dem Namen Anna Louise Franziska Delorme. Zur Bestätigung dieser Angabe habe ich diesen Schein ausgestellt, auf Verlangen der Bürgerin Stephanie Louise Bourbon Conti Mont-Cair-Zain. Paris, den 17 Ventose, im vierten Jahre der einen und untheilbaren französischen Republik.

Galée.

Nro. 4.

Extract aus den Kirchenbüchern der Pfarrkirche St. Sulpice zu Paris.

Den dreißigsten Junius 1756 ist getauft worden, Anna Louise Franziska, die am vorhergehenden Tage gebohren ist, Tochter des Stephan Cormeo, Secretaire des Königs und der Maria Duclos . . . . in Abwesenheit des Vaters. . . .

Paris, Pfarrer; den 14 Mai 1791.

Nro. 5.

Auszug aus dem Briefe des Eigenthümers des Hauses, worin ich wohnte, im Kirchspiel St. Eustache.

Paris den 25. Junius 1789.

Verzeihen Sie mir, daß ich nicht früher schon Ihren Brief vom achtzehnten dieses Monates beantwortet habe, worin Sie mich nach dem Miethskontracte fragen über die Wohnung, die ich den 17. Julius 1772 an Madame Delorme in der Straße Clery, nahe

an dem Hause, das ich bewohne, vermiethete .... Sie verließ das Haus im Jahre 1774, und, so viel ich mich erinnern kann, so glaube ich, daß ich, ohne den Contrakt zu ändern, einwilligte, daß Herr Jacquet, aus der Straße Fossés Montmartre, mir die Miethe bis zum Ablauf der im Contract bestimmten Zeit bezahlte. Ich finde auch wirklich in meinen Büchern, daß er mir die Miethe für sechs Monate bezahlt hat, vom ersten Oktober 1774 an gerechnet .... Herr Jacquet wird Ihnen am besten Nachricht geben können .... Als Madame Delorme einzog, hatte ich die Ehre, Sie bei ihr zu sehen; ich fragte Madame Delorme, ob Sie ihre Tochter wären; sie antwortete: Nein, und setzte hinzu: daß man ihr nur die Aufsicht über Ihre Erziehung anvertraut hätte. Sie schienen damals neun bis zehn Jahre alt zu sein. Ich weiß noch recht gut, daß ich den verstorbenen Prinzen von Conti oft zu Madame Delorme gehen

sah. Auch kann ich Ihnen versichern, daß die Wohnung, die ich an Madame Delorme vermiethete, prächtig möblirt war, und daß man aus den Bedienten dieser Madame Delorme schließen konnte, daß sie sehr reich sei. Ich glaube auch, wenn ich mich recht besinne, daß sie einen kleinen Knaben zur Aufwartung hatte, der in Husarenkleidern ging, die, wie es mir schien, nach der Livree des Prinzen von Conti gemacht waren. . . .

Mondran.

Grand-maître des eaux et forêts.

Nr. 6.

Auszug aus einem Briefe der Madame Delorme.

(Man sehe S. 342 Zeile 14.)

Die Delorme, die alles vorhersah, vergaß nicht, daß man aus der Art, wie meine Wäsche gezeichnet war, etwas schließen könnte, sie ließ daher den Anfangsbuchstaben meines Namens und die Krone wegnehmen; um dies bewerkstelligen zu lassen, gab sie die ge-

ringste Kleinigkeit an, und schrieb die größte Behutsamkeit vor; hier ist der Brief, den sie an meine erste Kammerfrau schickte.

Lons-le-Saunier, den 3. September 1773.

„Wenn Sie, bloß um die Zeichen wegzubringen, Faden für Faden mit der Nadel herausziehen, so ist das recht gut für das M, aber die Krone; bedenken Sie, daß wenn man die Leinwand gegen das Licht hält, die Löcher der Stiche immer sichtbar bleiben, und daher durchaus einer von den beiden Buchstaben (D L) *) an die Stelle der Krone gesetzt werden muß. Damit die Löcher weniger sichtbar sind, müssen Sie die Fäden mit einer sehr feinen Scheere auf der verkehrten Seite abschneiden, und dann den Faden auf der andern Seite herausziehen. Besorgen Sie selbst ja alles recht sorgfältig, und sehen Sie alles recht genau durch, damit ihr Name nirgends stehen bleibt. **) .... Alles würde treflich gehen, wenn die Kleine nicht ihre Titel Madame, Gnädige Gräfin ....

noch zu lieb hätte . . . . Sein Sie klug, und schreiben Sie über Alles nur im Allgemeinen.

*) Dies waren die beiden Anfangsbuchstaben ihres Namens De Lorme.

**) Er ist dennoch stehen geblieben, troß ihrer Vorsicht; meine Wäsche, die ich bei meiner Entführung trug, und alles, was sie mitgenommen hatte, damit ich auf der Reise die Wäsche wechseln konnte, war noch mit dem gekrönten M gezeichnet.

Gedruckt bei Johann Friedrich Unger.

Seite No. 15. ist beschmutzt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bourbon-Conti, Stéphanie-Louise de

Denkwürdigkeiten der Stephanie Louise von Bourbon-Conti

Bd.: Erster Theil

Lübeck 1809

Biogr. 134-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10061962-9